

Auskunft

Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information
in Norddeutschland

36. Jahrgang November 2016 Heft 2

Beiträge

Jolanda Poppovic

Das Bildnis des Karol G.

245

Christine M. Kaiser

»Ihnen aber statt ich wenigstens schriftlichen Dank ab ...«

Agathe Lasch, Thomas Mann und die »Neuordnung der

Rechtschreibung« 1920/21 – Ein Werkstattbericht

261

Rainer Hering

Gymnasium und Gesellschaft

Das Gymnasium Meiendorf als Spiegel der gesellschaftlichen
Entwicklung 1966 bis 2016

285

Hartmut Wahravens (Hg.)

Agnes Smedley: Mein Kriegstagebuch

Ein Fragment

307

Bettina Dioum

»Vielleicht könnte auf diese einst beschlagnahmten Papiere wieder
zurückgegriffen werden«

Vom NS-Raubgut zum Schenkungsvertrag

333

Detlef Garbe
In memoriam Elsa Werner
Ansprache zur Trauerfeier, Hamburg-Ohlsdorf, 17. April 2012 337

Literaturberichte

Rainer Hering
Kompakte Geschichtsdarstellungen
Neue und neu aufgelegte Handbücher 347

Rainer Hering
Zivilisationen und Geschichte
Neue Bände einer anregenden Reihe 363

Rainer Hering
Neue Forschungen zur deutschen Kirchen- und
Religionsgeschichte 373

Rainer Hering
Exilliteratur und Exilkunst
Neue Veröffentlichungen 393

Rainer Hering
Biographien und Autobiographien 399

Rainer Hering
Warburg, Panofsky und das Nachleben der Kulturwissenschaftlichen
Bibliothek in London
Neue Veröffentlichungen 405

Rainer Hering
Hamburg
Neue Veröffentlichungen zu Geschichte und Gegenwart
der Elbmetropole 413

Rainer Hering
Juden in Hamburg im »Dritten Reich«
Anmerkungen zu einer umfangreichen Darstellung und Edition 425

Fundstücke

Richard Albrecht
Barry C. Hyams

439

Buchbesprechungen

BIBLIOTHEK, ARCHIV UND INFORMATION

»Wir sind Teil eines großen Werkes, das über jeden einzelnen Lesenden hinaus weist.« Prominente Begegnungen mit Büchern und Bibliotheken. Hrsg. von Georg Ruppelt. Hannover: Georg Wilhelm Leibniz Bibliothek, 2015 (Rainer Hering) 443

Hartmut Walravens. Rückblick auf ein Leben für die Wissenschaft. Asien – Osteuropa – Bibliographie – Bibliotheken – Geschichte – Kunst und Literatur. Bibliographie zum 65. Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen, 2011 (Mirko Nottscheid) 444

Mario Wimmer: Archivkörper. Eine Geschichte historischer Einbildungskraft. Konstanz: Konstanz University Press, 2012 (Rainer Unruh) 446

GESCHICHTE, ZEITGESCHICHTE UND AKTUELLES

Pars pro toto. Historische Miniaturen zum 75. Geburtstag von Heide Wunder. Hrsg. von Alexander Jendorff; Andrea Pühringer. Neustadt an der Aisch: Ph.C.W. Schmidt, 2014 (Rainer Hering) 447

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz. Band 16. Hrsg. im Auftrag des Vorstands des Vereins für Geschichte der Prignitz von Uwe Czubatynski. Perleberg: Selbstverlag, 2016 (Assia M. Harwazinski) 448

- Ferdinand Beneke: Die Tagebücher III (1811–1816). Hrsg. von Frank Hatje und Ariane Smith, Juliane Bremer, Frank Eisermann, Angela Schwarz, Birgit Steinke und Anne-Kristin Voggenreiter. Göttingen: Wallstein, 2016 (Rainer Hering) 453
- Michael Hesemann: Völkermord an den Armeniern. Mit unveröffentlichten Dokumenten aus dem Geheimarchiv des Vatikans über das größte Verbrechen des Ersten Weltkriegs. 2. Aufl. München: Herbig, 2015 (Richard Albrecht) 454
- Gudrun Mitschke-Buchholz: Lebenslängliche Reise. Briefe der jüdischen Familie Herzberg aus Detmold 1939–1946. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2013 (Rainer Hering) 456
- Käte und Hermann Duncker. Ein Tagebuch in Briefen (1894–1953). Hrsg. von Heinz Deutschland. Berlin: Dietz, 2016 (Klaus Körner) 457
- Uwe Nettelbeck: Prozesse. Gerichtsberichte 1967–1969. Hrsg. von Petra Nettelbeck. Mit einem Nachwort von Heinrik Ghanaat. Berlin: Suhrkamp, 2015 (Rainer Hering) 459
- Karin Priester: Mystik und Politik. Ernesto Laclau, Chantal Mouffe und die radikale Demokratie. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014 (Rainer Unruh) 460
- Jäger des verlorenen Zeitgeists. Frank Jöricke erklärt die Welt. Münster: Solibro, 2013 (Rainer Hering) 461

PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

- Paul Thiry d'Holbach: Heilige Seuche und Gesunder Menschenverstand. Hrsg. von Heiner Jestrabek. Reutlingen: Freiheitsbaum Edition Spinoza, 2016 (Wilma Ruth Albrecht) 462
- Matthias Lohre: Das Erbe der Kriegsenkel. Was das Schweigen der Eltern mit uns macht. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2016 (Rainer Hering) 463

KUNST- UND KULTURGESCHICHTE

- Ausstellen. Zur Kritik der Wirksamkeit in den Künsten. Hrsg. von Kathrin Busch; Burkhard Meltzer; Tido von Oppeln. Zürich, Berlin: Diaphanes, 2016 (Assia M. Harwazinski) 464
- Jörg Sternagel: Pathos des Leibes. Phänomenologie ästhetischer Praxis. Zürich, Berlin: Diaphanes, 2016 (Assia M. Harwazinski) 469
- Peter Heine: Köstlicher Orient. Eine Geschichte der Esskultur. Berlin: Wagenbach, 2016 (Assia M. Harwazinski) 471
- Mythos Wewelsburg. Fakten und Legenden. Hrsg. von Kirsten John-Stucke; Daniela Siepe. Paderborn: Schöningh, 2015 (Rainer Hering) 474
- Dietmar Schenk: Als Berlin leuchtete. Kunst und Leben in den zwanziger Jahren. Stuttgart: Franz Steiner, 2015 (Rainer Hering) 475
- Berliner Jungs singen – seit 550 Jahren. Von den fünf Singeknaben in der »Dhumkerke« zum Staats- und Domchor Berlin, 1465–2015. Hrsg. von Kai-Uwe Kirka; Dietmar Schenk. Beeskow: ortus musikverlag, 2015 (Rainer Hering) 476
- BDA-Preis 2015. Architektur in Schleswig-Holstein. Dokumentation. Hrsg. vom BDA Schleswig-Holstein. Kiel-Hamburg: Murrmann, 2015 (Rainer Hering) 476
- Verkehrte Welt. Das Jahrhundert von Hieronymus Bosch. Hrsg. von Michael Philipp; Franz Wilhelm Kaiser. München: Hirmer, 2016 (Franz Obermeier) 477
- Deutschland Germany Allemagne. Einleitung Helmut Schmidt Bundeskanzler a.D. Hamburg: Ellert und Richter, 2014 (Rainer Hering) 479
- Dokumentarfilm: Schulen – Projekte – Konzepte. Hrsg. von Edmund Ballhaus. Berlin: Reimer Verlag, 2013 (Rainer Unruh) 479

»Das Denken der Zukunft muß Kriege unmöglich machen«. Der Krieg in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Hrsg. von Heidi Beutin; Wolfgang Beutin; Heinrich Bleicher-Nagelsmann; Herbert Schmidt; Claudia Wörmann-Adam. Mössingen: Talheimer, 2015 (Richard Albrecht) 480

LITERATUR UND LITERATURGESCHICHTE

Detlev von Liliencron entdeckt, gefeiert und gelesen von Karl Kraus. Hrsg. von Joachim Kersten und Friedrich Pfäfflin. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2015 (Christoph Hilse) 483

Georges Perec: Ellis Island. Aus dem Französischen von Eugen Helmlé. Zürich: Diaphanes, 2016 (Assia M. Harwazinski) 487

PUBLIKATIONEN VON MITARBEITERINNEN UND MITARBEITERN DER »AUSKUNFT«

Rainer Waßner: Die letzte Instanz. Religion und Transzendenz in Ernst Jüngers Frühwerk. Nordhausen: Bautz, 2015 489

Andreas Stuhlmann: Vater Courage. Reinhold K. Olszewski und die Deutschen Kammerspiele in Lateinamerika 1949–1974. Mit Beiträgen von Nicola Lange, Andreas Löhner, Carlo Mor von Weber und Mirko Nottscheid. München: belleville Verlag, 2016 490

Mitteilungen 492

Anschriften der Autorinnen und Autoren 493

Das Bildnis des Karol G.

Jolanda Poppovic

Herbstauktion 2015 im Dorotheum

Jedes Jahr im Herbst finden im Auktionshaus Dorotheum in Wien große Versteigerungen für dies und jenes, so auch für »Gemälde des 19. Jahrhunderts« statt. Auch wenn man diese Kunstrichtung nicht gerade als seinen Lieblingsstil bezeichnet, so ist es allemal wert, die dort zur Schau gestellten Gemälde anzusehen. Viele Säle mit überaus schönen Landschaften, Genrebildern, Stilleben und Portraits sind zu bewundern. Und da: An der Stirnwand eines großen Saales hing allein, angestrahlt, als habe es die Wichtigkeit eines Rembrandts, das große Portrait eines jungen Mannes. Sein schönes Gesicht von wirrem blondem Haar umgeben, der Blick seiner blauen Augen trotzig auf den Betrachter gerichtet. Ist es ein Rebell? Ein Freiheitsheld? Nein, denn seine Kleidung ist die eines hohen Würdenträgers oder eines Professors. Eine breite Goldkette unterstreicht seine Würde. Seine schlanken, sensiblen Hände lassen auf einen Künstler schließen, sie liegen jedoch auf einem aufgeschlagenen Buch, in dem man anatomische Zeichnungen erkennen kann. Vorne links auf dem Tisch liegt ein Stetoskop.

Das Dorotheum beschriftet das Bild folgendermaßen: »LOT 1160 Jan Matejko (1838–1893) Portrait des Karol Gilewski 1872 (133 x 92 cm)«.

Wer war dieser Karol Gilewski und wer der Maler Jan Matejko, dessen Name wohl irgendwie geläufig, aber dessen Bedeutung hierzulande eher unbekannt ist? Nun war jedoch der Wert des Bildes mit 100.000 bis 140.000 Euro angegeben, der höchste Preis aller ausgestellten Bilder! Woher kam dieses Bild, dessen Verbleib in keiner Kunstgeschichte erwähnt wurde? Wo war es all die Jahre unbemerkt geblieben? Dies war ein großes Rätsel, das es zu lösen galt. Vor allem aber, wer war es, der darauf dargestellt ist?

Karol Gilewski (1832–1871), Arzt und Forscher

Geboren 1832 in Czernovice (deutsch: Czernowitz oder Tschernowitz), einer Stadt mit wechselvollem Schicksal, mal war sie polnisch, mal rumänisch, mal ukrainisch. Seit 1774 gehörte Czernovice zu Österreich, war

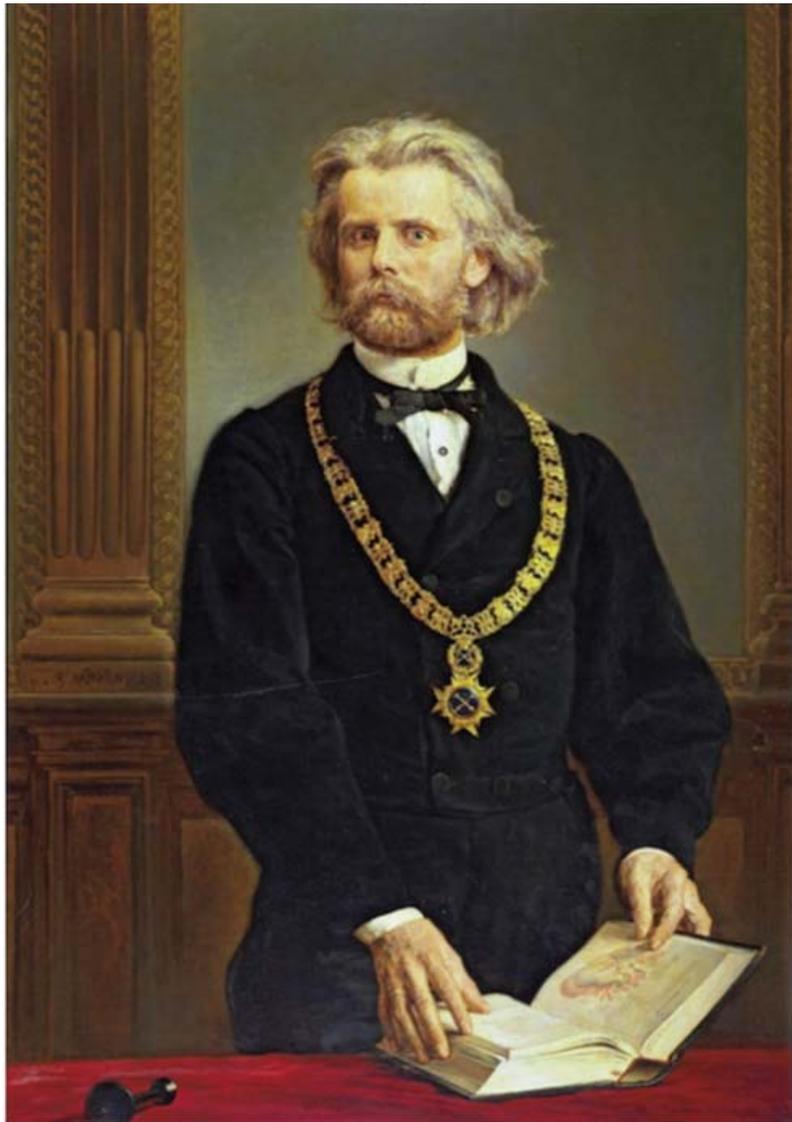
Zentrum eines Kronlandes der k.u.k. Habsburg Monarchie mit 54.000 Einwohnern. So vielfältig und multikulturell war auch die Bevölkerung, die Hälfte davon Deutsche – dann Rumänen, Ruthenen und Polen, nicht zu vergessen die 17.000 Juden. Die dominierende und offizielle Amtssprache war Deutsch – Jiddisch, das viele sprachen, war nicht anerkannt. Czernovice war eine blühende Stadt voll geistigem und kulturellem Leben.

Dort nun wurde Karol als ältestes Kind des Professors Stanislaus Gilewski geboren. Obwohl der Name auf polnische Wurzeln deutet, unterrichtete sein Vater Landwirtschaft und Naturgeschichte an einer deutschsprachigen Lehranstalt. In Gilewskis Personalakt im Archiv der Universität Wien existiert ein »Pfarrliches Mittellosigkeitszeugnis«, ausgestellt vom Pfarrer Anton Kunz am 13. Juli 1849, das bestätigt,

dass Stanislaus Gilewski, außer seinem Gehalte und eines ihm bloß Obdach gewährenden Hauses kein wie immer geartetes Vermögen besitze. Vielmehr als Vater von vier noch unerzogenen und unversorgten Kindern mit nicht geringen familiären Sorgen zu kämpfen habe, weshalb derselbe denn allerdings würdig ist, dass seinem Sohn Carl, welcher mit vorzüglichem Fleiße das Studium erlernt, ein galizisch medizinisches Stipendium rücksichtsvoll verliehen werde.

Solcherart ausgestattet mit einem »Armutzeugnis«, das damals noch keine Schande war, konnte Karol an der Universität Wien, wo er Medizin studierte, jedes Jahr erneut um Erlass des Kollegengeldes und später bei so gutem Erfolg auch um ein Stipendium von 100 Kronen ansuchen. Er wurde Schüler von Professor Schuh an der Chirurgischen Klinik, wo er 1856 auch zum Doktor der Medizin und Doktor der Chirurgie (das waren damals noch zwei Bereiche) promovierte.

Prof. Franz Schuh (1804–1865), sein Lehrer, war ein »Primarwundarzt« am Allgemeinen Krankenhaus in Wien, vorbildhaft in beiden Disziplinen. Er war der erste, der neben anderen neuen Behandlungsmethoden – wie der ersten erfolgreichen Punktation eines Herzbeutels – die Äthernarkose an Menschen anwandte und so den Weg zu Operationen von späteren Ärzten wie denen seines Nachfolgers Theodor Billroth erst möglich machte.



Beiträge

Jan Matejko: Portrait des Karol Gilewski, 1872
Foto: Dorotheum, Wien

Franz Schuh war nicht nur ein inzwischen berühmter Arzt, sondern auch, wenn man seinem Portrait des bekannten Malers Josef Kriehuber glauben darf, ein sehr gut aussehender Mann. Und damit kommen wir das erste Mal ins Piestingtal im tiefsten Niederösterreich.

Es war einmal

Im 18. Jahrhundert lebte in England ein Hersteller von Metallknöpfen, Mathias Rowsthorne, den Kaiserin Maria Theresia mit günstigen Bedingungen und der Verleihung eines Adelstitels nach Österreich lockte. »Ritter von Rosthorn« besaß nun das Monopol zur Herstellung von Uniformknöpfen, für die es in dem riesigen Reich Bedarf für eine kaum überschaubare Menge gab.

Im Tal der Piesting in Oed bei Waldegg wurde eine große Erzeugung errichtet. Mathias Rosthorn wurde reich, sehr reich. Er baute für sich gegenüber der Fabrik ein prächtiges Herrenhaus, das »Schloss« genannt. Er heiratete dreimal, hatte sechs Söhne, die wiederum mehrmals heirateten. So gab es bald eine beträchtliche Anzahl von Rosthorns, die sich ebenfalls, wohl auch um nahe am Ball zu bleiben, in Oed ihre schönen Häuser bauten.

Neben der Familie Rosthorn residierte dort auch Dr. Franz Hauer, der nicht nur das ganze Tal als Arzt versorgte, sondern auch das Musikleben beeinflusste, ja beherrschte. Zwischen den Familien begann ein reges gesellschaftliches Leben. Der junge Dr. Franz Schuh, ebenfalls der Musik sehr zugetan, war als Gast oft und gern gesehen. So kam es, dass er die Tochter von John Rosthorn (1765–1821), Maria, geboren 1812, die, so scheint es, ein verwöhntes, kapriziöses, leicht hysterisches Mädchen gewesen sein muss, kennenlernte. Otilie von Balassa schreibt in ihrem Buch *Die Brahmsfreundin Otilie Ebner und ihr Kreis* (einer Tochter Dr. Hauers) von 1933, aus dem man viel Information aus erster Hand bekommt: »Sie verliebte sich in einen Freund ihrer Familie, Franz Schuh, einen blendend aussehenden jungen Mediziner und ließ nicht locker bis sie erreicht hatte, von ihm nolens volens geheiratet zu werden.«

Die Ehe der beiden wurde nicht glücklich. Prof. Schuh zog sich zu seiner Arbeit und in seine Wohnung in der Alserstraße in Wien zurück. Maria

blieb in dem schönen Haus Oed Nr.10, das für die beiden errichtet wurde, allein. Sie jammerte und jammerte, nachzulesen in ihrem Tagebuch, das wir im Hause Schuh fanden. Auch zu ihrer einzigen Tochter Emilie gelang es ihr nicht, eine gute Beziehung aufzubauen. Sie schrieb an sie: »Nun bist Du zwölf Jahre. Dein Gesicht ist nicht hübsch [!], aber dein feines und intelligentes Wesen macht den Eindruck großer Sinnlichkeit, Alles ist feiner an Dir als an anderen. Stolz und eitel bist Du noch immer sehr [...] an mir hängst Du nicht mehr mit so großer Liebe – kein Wunder! Ich bin nicht liebenswürdig«. Mit nur 47 Jahren starb Maria Schuh in schwerer Depression an einer qualvollen, uns unbekanntem Krankheit.

Emilie, die einzige Tochter des Paares Schuh, erbte das schöne Haus.

Das Haus Oed Nr. 10

Gegenüber der Fabrik – von dieser trennt es ein Werkskanal, über den ein hübscher Steg führt – steht ein herrschaftliches Biedermeierhaus, schönbrunnengelb gestrichen. Betritt man das Haus durch das große Tor, liegt vor einem eine gewundene Treppe, die in die »Belle Etage« führt. Dort öffnet sich eine Flügeltür zum Salon. Der Raum ist überwältigend groß und fünf Meter hoch. Man steht vor einer Front von drei raumhohen Fenstern, die Decke ist kunstvoll bemalt, ein prächtiger Lüster gibt Licht, links in der Ecke ein großer schwarzer Kamin. Die Wände sind mit wertvollen Tapeten bespannt, die Sitzgarnitur mit feinem Damast bezogen, wertvolle Teppiche liegen auf einem edlen Sternparkett. Die Möbel sind aus dunklem Holz, ein großer Bösendorfer Flügel steht im Raum, an den Wänden hängen goldgerahmte Bilder. Zwischen den Fenstern beeindruckt ein großer venezianischer Spiegel.

Links neben dem Salon befindet sich das Speisezimmer, rechts das Schlafzimmer. In diesem prächtigen Ambiente empfing Emilie gerne Gäste, speziell die Herren, die sie verehrten.

Emilie (1843–1918) heiratet

Der Vater, zumeist nicht anwesend, und ihre depressive Mutter waren nicht in der Lage, Emilie, ihrer einzigen Tochter, eine glückliche Kindheit

zu bereiten. Aber ihre Mutter hat sie zutreffend beschrieben: Sie war keine Schönheit, aber eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit. Otilie Ballassa nennt sie »äußerst gebildet, geistreich und wohltätig, aber etwas merkwürdig. Sie hatte zahlreiche Freier unter welchen sich auch ein Pole, Schüler ihres Vaters, Dr. Gilewski, befand, der um ihre Hand anhielt.« Warum sie unter den zahlreichen österreichischen Bewerbern nun gerade Karol Gilewski ihr Jawort gab, kann man jetzt nur vermuten, aber es scheint doch so, dass sie von Karols Persönlichkeit fasziniert gewesen sein musste. Sie ging mit ihm 1866 nach Krakau, wo er eine Professur erhalten hatte, und brachte dort zwei Töchter – Maria (Molly), geboren 1868, und Emilie (Mietzka), geboren 1870 – zur Welt. Sie litt schrecklich unter Heimweh in einem Land, das fremd war und dessen Sprache sie nicht beherrschte. Sie schrieb immer nur traurig vom »Exil« und kehrte, wann immer es ging, wieder nach Oed zurück, wo sie sich zuhause fühlte.

Karol Gilewski – Freidenker und Rebell

Karol Gilewski wurde in Krakau zuerst Professor am Gerichtsmedizinischen Institut und danach Leiter der Klinik für innere Medizin. Mittlerweile eine international anerkannte Kapazität, war er unter anderem der erste, der eine Laryngotomie, eine Spaltung des Kehlkopfes zur Operation der Kehlkopfpolyphen, durchführte und weitere bahnbrechende neue Methoden anwandte. Er wurde Dekan der Fakultät und war ob seines einnehmenden Wesens überaus beliebt. Ein späterer Kollege, Prof. Heyzmann schreibt (Erlauftaler Bote vom 16.10.1904): »Er hatte von seinem Schwiegervater (Prof. Schuh) die humane Zartheit in der Behandlung der Patienten abgelauscht [...]«. Die Studenten verehrten ihn, der nun eine stadtbekannteste Persönlichkeit war.

Er selbst aber war ein Freigeist, dem die streng und konservativ religiöse Einstellung in Krakau zu eng wurde. Er begann sich mit den Thesen des deutschen katholischen Theologen und Kirchenhistorikers Ignaz Döllinger (1799–1890) zu beschäftigen. Zunächst ein heftiger Gegner des Protestantismus, wurde er im Ersten Vatikanum zum Hauptgegner des Dogmas der ex cathedra Unfehlbarkeit des Papstes und obwohl er keine Ab-

spaltung von Rom beabsichtigte, wurde er zum geistigen Vater der altkatholischen Kirche. 1871 wurde er exkommuniziert, behielt jedoch sein Ansehen und seine Ehre bis zu seinem Tode. Nicht so sein Anhänger Karol Gilewski, dem das bigotte Wesen der Jesuiten in Krakau zuwider war und sich öffentlich dazu bekannte. Die Bürger von Krakau waren nun in zwei Lager gespalten. Glühende Anhänger, vor allem unter Studenten und Professoren, standen einer Gruppe von Erzkatholiken gegenüber.

Als Karol Gilewski sich an einem Patienten mit Fleckfieber ansteckte und, trotz hingebungsvoller Pflege seiner Studenten, mit nur 39 Jahren eines plötzlichen, qualvollen Todes starb, kam es zu einer Volksaufruhr. In dem Akt Karol Gilewski (Nr. 131.3) im Archiv der Universität Wien befindet sich eine Vielzahl von Zeitungsausschnitten »nach Karols G. Tod« in Deutsch, die nicht mehr näher zuzuordnen sind, aber ein Bild geben von der gespaltenen Lage in Krakau: Erstmals in der Geschichte wurde ein katholisch-christliches Begräbnis verweigert, Jesuiten hielten Hasspredigten von der Kanzel und bezeichneten seinen frühen Tod als Rache Gottes. »Der Arm des Allmächtigen hat Gilewski getroffen« zeterten sie. Hysterische Frauen baten Karols Witwe sich von ihm zu distanzieren.

Dennoch, oder gerade deshalb, war die halbe Stadt auf den Beinen, man spricht von über 12.000 Personen, die an dem feierlichen Leichenzug teilnahmen, der sich ohne Priester durch die Stadt bewegte. Voran wurde ein großes schwarzes Kreuz getragen, es folgte die Freiwillige Feuerwehr, deren Protektor er gewesen war, daran schlossen sich alle Genossenschaften mit ihren Fahnen, viele Professoren und Studenten an. Unter den Klängen einer Militärmusik erreichte der Zug den Bahnhof, wo Rektor Majer eine ergreifende Rede hielt, in der er »den als Mensch, Arzt, Gelehrten und freisinnigen Parteimann gleich ausgezeichneten Toten« feierte. »Die Universität Krakau verliert an ihm einen unersetzlichen Lehrer, die Studenten einen väterlichen Freund, die Armen einen edelmütigen Wohltäter. Sein Andenken lebt in Vielen fort«, sagte er weiter.

Nun nahm Professor Gilewskis Frau Emilie, die aus einem Kuraufenthalt herbeigeeilt war, den Sarg in Empfang und fuhr mit ihm unter Begleitung von Professoren-Kollegen nach Oed in Niederösterreich, wo er in der Gruft der Familie Rosthorn/Schuh beigesetzt wurde.

Jan Matejko (1838–1893), der große polnische Maler

Karol war tot. Nur kurz hatte sein Leben das von Emilie gestreift, nur wenige Jahre waren sie verheiratet. Zur Erinnerung wollte sie zumindest ein Bild von ihm haben. In dieser Zeit, als das Bürgertum zu Einfluss und Geld gekommen war, wollte man es dem Adel gleichtun und ein Portrait des Hausherrn und/oder der Dame des Hauses in seinem Salon hängen haben. Das führte zu einem Aufschwung der Malerei, deren führende Künstler Josef Kriehuber und Friedrich von Amerling waren, beide Freunde des Hauses, und nicht zu vergessen Friedrich Georg Waldmüller, dessen wunderbare, feinfühligte Bilder heute begehrt und von großem Wert sind. Emilie beauftragte jedoch ein Jahr nach Karols Tod (1872) keinen der österreichischen bekannten Maler. Sie befand, dass es ein polnischer Maler sein sollte, der Karols Portrait anfertigte. Aber nicht irgendein polnischer Maler. Nein, es sollte Jan Matejko sein, der in Polen wie ein Nationalheiliger verehrt wurde.

Jan Matejko wer? Außerhalb Polens ist sein Name Kunsthistorikern wohl geläufig, in Polen aber war und ist seine Beliebtheit unermesslich. Er wurde 1838 als neuntes von elf Geschwistern in Krakau geboren. Schon sehr früh wurde seine große Begabung erkannt, so besuchte er mit 14 Jahren bereits die Akademie der Schönen Künste in Krakau. 1858 ging er nach München, wurde Schüler von Herrmann Anschütz, wobei auch Wilhelm Kaulbach großen Einfluss auf ihn ausübte. 1859 studierte er an der Wiener Akademie bei Christian Ruben, aber bereits 1860 wurde er an die Akademie nach Krakau berufen, deren Direktor er 1873 wurde.

Matejkos Stil war der eines »Symbolischen Historismus«, womit gemeint war: Er glorifizierte die Geschichte Polens, die geprägt war von schmachvollen Teilungen und Eroberungen, in denen die Landesgrenzen immer wieder von Ost nach West und wieder zurück geschoben wurden, die Niederlagen waren ohne Zahl. Jan Matejko jedoch verherrlichte das polnische Volk in riesigen, wandgroßen Schlachtenbildern, deren berühmtestes *Die Schlacht von Grünwald 1410* war. Hunderte von Figuren, Reitern, Pferden und Kämpfern tummeln sich auf dem Monumentalwerk.

Nicht viel anders auf seinen zahlreichen weiteren, riesigen und heroischen Schlachtenbildern. Balsam auf die Seele Polens. Er selbst sagte: »Kunst ist eine Waffe; man darf Kunst nicht von der Liebe zum Heimat-

land trennen.« Darüber hinaus fertigte er eine lange Reihe von Bildnissen der polnischen Könige an, 44 an der Zahl. Uninteressante Köpfe, die alle anstatt eines Hutes irgendeine Krone trugen, und dennoch ein großer Verkaufserfolg waren.

Aber dann gab es da seine Portraits. Ganz wunderbar sensible Gemälde, ausdrucksstarke Gesichter, die den Betrachter sofort ansprechen; die Hände auf den Dreiviertel-Portraits, fast mehr aussagend als die Mienen, fein sensibel die einen, zart die der schönen Damen, rund und dicklich die eines erfolgreichen Kaufmanns, gespreizt verdreht jene eines exzentrischen Adligen und knorrig die eines alten Mannes.

So ein Portrait von Karol wünschte sich Emilie. Sie brachte Fotos mit. Jan Matejko kannte Karol schon persönlich, war, so sagt man, sein Patient gewesen und beeindruckt von seiner außergewöhnlichen Persönlichkeit. Über das Bild, das Matejko anfertigte, heißt es im Auktionsbericht der Internet-Seite *Kunstmarkt* etwas pathetisch:

Der im schwarzen Mantel gekleidete und mit üppiger goldener Kette ausgestattete Professor, wendet seinen Blick in fesselnder Weise dem Betrachter zu, seine visionären, stahlblauen Augen stehen für die Fortschrittlichkeit seiner antiklerikalen Denkungsweise und für seine zukunftsweisenden Operationsmethoden. So verlieh Matejko dem Portrait eine tiefere Bedeutung, denn nicht der Dargestellte, sondern die malerische Umsetzung seines wachen Geistes und dessen, was er der Medizin an innovativen Denkansätzen beschert hat, evoziert die Magie des Gemäldes.

Nicht aber zu vergessen: Karols schlanke, schöne Hände, die sanft, fast zärtlich auf einer medizinischen Schrift ruhen und so die andere Seite dieses außergewöhnlichen Mannes verkörpern.

Die Witwe und ihr Salon

Emilie nahm das Bild in Empfang und hängt es an den prominentesten Platz in ihrem Salon, allein an die Wand gegenüber der Fensterfront, unübersehbar und dominierend. Sie selbst war erst 28 Jahre alt und voller Lebenshunger. Sie verliebte sich in Wilhelm Scherer (1841–1886), einen großen Germanisten und Wissenschaftler, den sie seit Jugendzeiten kannte,

und reiste zu ihm nach Straßburg, wo er einen Lehrstuhl innehatte. Aber erfolglos. Er heiratete eine gemeinsame Freundin, Mimi Leeder, eine junge Sängerin von großem Liebreiz, mit der er eine glückliche Ehe führte. Auch er starb jung mit 45 Jahren.

Emilie genoss es nun, einen großen Salon zu führen. Ohne Zahl waren die Feste und Einladungen in ihrem Hause in Oed. Es wurde zum Zentrum einer Elite von Gelehrten, Malern und Ärzten. Sie war der Mittelpunkt, jetzt, als Witwe ohne beengende Konvention, lebte sie ein freies Leben. Karols Bild hing im Salon und blickte auf das Treiben.

Die Zeiten werden schlechter

Gegen Ende des Jahrhunderts stellte sich heraus, dass die Rosthornbetriebe – es gab jetzt Zweigstellen bis nach Kärnten – sich übernommen hatten und Konkurs anmelden mussten.

Emilie konnte ihr Haus zwar retten, aber der Geldfluss versiegte mehr und mehr. Sie selbst wurde korpulent, lasst uns sagen »statuös«, der Zauber der Jugend war vergangen. Sie war oft krank (ihre Tochter Mietzka schreibt häufig: »Mutter gelegen«), viele ihrer Verehrer waren nicht mehr am Leben. 1905 wählte ihr bester Freund, der Germanist Richard Heinzl (geb. 1838), der sich unglücklich in eine 30 Jahre jüngere Dame verliebt hatte, den Freitod. Herren, die sie zuvor belagert hatten und stolz gewesen waren, in ihrer Nähe sein zu dürfen, fanden Ausreden, nicht mehr in die Oed zu kommen. Emilie fühlte sich allein gelassen und suchte Trost bei Morphium, dessen Gefährlichkeit man damals noch unterschätzte.

Karols Bild wird zu wohltätigen Zwecken gestiftet

Dann, 1914, brach der Erste Weltkrieg aus. Was als kleine Abrechnung mit Serbien, als Vergeltung für die Ermordung von Thronfolger Franz Ferdinand gedacht war, wurde ein Flächenbrand, der ganz Europa erfasste. So gut wie alle Länder waren involviert und so kam es, dass ein Kontingent von polnischen Legionären auf Habsburgs Seite kämpfte.

1915 wurde im Kunstverein Wien von 11. April bis 9. Mai eine große Verkaufsausstellung polnischer Kunst zugunsten dieser Legionäre veranstal-

tet. Erzherzog Carl Stephan persönlich, in Begleitung der Erzherzoginnen Zita und Isabella, eröffnete feierlich die Schau, 205 Werke wurden gezeigt. Emilie, edlen Mutes, stiftete das Bild ihres polnischen Mannes Gilewski, angefertigt vom polnischen Maler Jan Matejko, für diese Ausstellung.

Obwohl, so scheint es, diese Ausstellung ein großer Verkaufserfolg war – sie brachte 1660 Kronen ein – wollte Karols Bild keiner haben. Zu unbekannt war der Dargestellte, zu wenig bekannt der Maler Matejko hier in Österreich. So wurde das Bild zurückgegeben, nach Oed gebracht und dort aufgehängt, wo es sich schon zuvor befand. (Nur der Stempel der Ausstellung auf der Rückseite des Bildes zeugt von diesem Ausflug).

Ende in Armut

1918, der Krieg ging seinem Ende entgegen, starb auch Emilie. Zurück blieben ihre beiden Töchter, Molly (Maria), zwar verheiratet mit Felix Zamboni, einem Architekten aus Meran, dieser jedoch auch arbeitslos, und ihre jüngere Schwester Mietzka (Emilie), die in rührender Weise ihre Mutter bis zuletzt gepflegt hatte. Ohne Vermögen, ohne Einkommen, Stück um Stück ihren Schmuck, ihre Wiener Wohnung, die Grundstücke rund um das Haus verkaufend.

Im März 1932 starb Molly an einer schmerzvollen Krankheit, von der man annehmen kann, dass es Krebs war. Sie wurde nach Oed überführt und Mietzka ließ sie Mitte April dort beisetzen. Aber nun war die Kraft der kleinen lebenswerten Mietzka zu Ende. Das Pfarrbuch gibt den 15. Mai 1932, also nur zwei Monate nach ihrer Schwester, als ihren Todestag sowie »Entkräftigung« als Todesursache an.

Nun, in der Familiengruft der Rosthorns unter einer weißen Marmorplatte, bewacht von einem Engel aus Bronze, liegen sie beisammen: Vater Karol, gestorben 1871, der als Leichnam aus Krakau überführt wurde, Mutter Emilie gestorben 1918 und die beiden Schwestern Marie und Emilie, beide gestorben 1932.

Jahrzehntelang verlassen und vergessen

Das Haus Oed Nr. 10 erbte ein entfernter Cousin, Dr. Pflieger. Seine beiden Töchter, eine unverheiratet, die andere ebenfalls ohne Kinder, be-

wohnten das Haus noch in den Ferien. Als auch sie in den frühen Siebzigerjahren starben, blieb das Haus unbewohnt und verfiel. Das Dach war undicht und es regnete im Schlafzimmer herein. Der Häcksel hing aus den dereinst schönen Polstermöbeln in den Wohnräumen. In der Küche hatte sich, durch ein zerbrochenes Fenster kommend, ein Waldtier, ein Dachs, ein Marder oder dergleichen, angesiedelt und alles zerfleddert und zerbissen. Im Salon hing noch immer Karols Bild, unberührt.

Warum die Universität Krakau das Bild nicht bekam

In den Neunzehntziger Jahren ging das Haus von einem Besitzer zum nächsten. Einem Wiener Arzt, der es nun mit seiner Familie besaß, war es mehr ein Klotz am Bein; wer wollte schon ein Stadtpalais in ländlicher Einöde? So begann man die Dinge, die brauchbar schienen, auszuräumen: Das wertvolle Augarten-Geschirr, das Silber, den venezianischen goldgerahmten Spiegel, der einen hellen Fleck auf der verblichene Tapete hinterließ, einige Möbel und ja, den Bösendorfer Konzertflügel, der im Salon stand. Für das Bild von Karol hatte man keine Verwendung, so bot man es der Universität Krakau als Geschenk an. Die zeigte sich zwar interessiert, jedoch nicht bereit – man muss bedenken, das war noch vor der Wende – den Transport zu bezahlen. Wer weiß, wie aufwändig ein Kunsttransport von einem Bild dieser Größe ist, kann verstehen, dass der Besitzer des Hauses meinte, dass ihm dies zu teuer sei und Abstand nahm von dem Ansinnen.

Diese Episode kenne ich nur aus mündlicher Überlieferung, aber wie immer sie auch war, Karols Bild blieb auf seinem angestammten Platz in Oed.

Das Haus wird verkauft

2013, das Haus verfiel mehr und mehr, war eigentlich nur mehr als »Bruchbude« zu bezeichnen, entschlossen sich die damaligen Besitzer das Haus zu verkaufen. Schwer, sehr schwer schien dies, denn außer den Fabrikarbeitern wohnte niemand mehr in diesem Tal.

Also engagierte man einen Makler. Der wollte das Haus aber »besenrein« anbieten. So wurden die schon schief hängenden Draperien abmontiert, die vielen Statuetten, die auf dem Kamin standen, verstaubt, die Bücher eingepackt, auch die kleineren Bilder, die schon fleckig geworden waren. Was aber um Himmels Willen sollte man mit dem großen Bild von Karol machen, dessen Abtransport kaum mit einem PKW zu bewältigen war? Wer würde dafür Interesse haben? So bat ich: »Lasst es uns dem Dorotheum wenigstens zeigen! Bitte!«

Zuerst jedoch versuchte man, es zusammen mit allerlei Kleinkram dem »Wien Museum« anzubieten, das immer wieder am Ankauf von Erinnerungsstücken aus vergangenen Tagen Interesse zeigt. Dem Vernehmen nach fand man Gefallen an einem kleinen Ölbild von Emilie in Trauerkleidung und kaufte es um 500 Euro. Für Karols großes Portrait, das um wenig mehr angeboten wurde, hatte man keine Verwendung! So lasst es uns doch ins Dorotheum bringen! Bitte!

Ins Dorotheum damit!

Dort erkannte Frau Dr. Christl Wolf, seit Jahrzehnten die führende Sachverständige für das 19. Jahrhundert, sofort, dass sie hier eine Trouvaille vor sich hatte. Sie wusste, wer Jan Matejko war und kannte die Preise, die seine Gemälde in Polen erzielten. Sie wollte es kaum glauben, dieser gute Zustand, und wo war es unbemerkt geblieben all die Jahre? Sie setzte sich mit Frau Ewa Micke-Broniarek, der Kustodin im Nationalmuseum in Warschau, in Verbindung. Diese hatte im Jahr 2004 eine ausführliche und wunderbar geschriebene Biographie über Jan Matejko verfasst, in der sie unter der Rubrik Portraits das von »Chancellor Karol Gilewski« erwähnt, das als verschollen galt. Nach den vom Dorotheum übersandten Fotos bestätigte Sie, dass es sich um dieses Bild handelt und war ebenso wie Frau Wolf erstaunt über den guten Zustand, in dem sich das Bild befand. So setzte das Dorotheum den Schätzwert auf 100.000 bis 140.000 Euro. Das ist viel Geld! Und würde das Bild überhaupt einen Abnehmer finden um diesen Preis?

Polen brennt

Da hatte man aber nicht mit den Polen gerechnet, denn das »Doro« tat etwas Schlaues. Der Katalog jeder Auktion ist nicht nur als Print erhältlich, sondern auch online. Es stellte das LOT 1160, das Bild des Karol Gilewski/Jan Matejko und nur dieses, auch auf polnisch ins Netz. Damit, so schien es, zündete man ein Feuer an. Zahlreiche Interessenten in Polen, voran die Universität von Krakau, wollten das Bild ersteigern. Aber, das war den Verantwortlichen der Uni klar, soviel Geld stand dafür nicht zur Verfügung. Nun stellten sie ebenfalls einen zu Herzen gehenden Appell ins Internet, den ich dort unter »Versteigerung Karol Gilewski« fand:

Krakau academics appeal to save painting by Jan Matejko
Neither the city of Krakau nor the Ministry of culture has consented to fund the complete purchase of the painting. The value of the work has been estimated as between 100–140.000 Euro. With time running out, Krakau academics have been attempting to persuade businessmen in the city to stump up the money for the work [...] due the painting is going under the hammer in Vienna.

Man hoffte, dass genug Geld zusammen kommen würde, das Bild für Krakau zu erwerben.

Der Kampf beginnt

Am 22. Oktober 2015 ist es soweit. Für die Versteigerung »Gemälde des 19. Jahrhundert« ist der große Auktionssaal bis zum letzten Platz besetzt, Kiebitze sitzen in den hinteren Reihen.

Es geht schnell, ein Bild wird gezeigt, die Interessenten heben ihre Nummernkärtchen, die ausgerufenen Preise steigen, der Hammer fällt, schon ist das nächste Bild dran. Dann kommt LOT 1160 an die Reihe. Mit 50.000 Euro, der Hälfte des unteren Schätzwertes, wird begonnen. Es sind sechs Interessenten, sie sich in die Schlacht werfen. Der Preis geht hinauf und hinauf, ein Bieter nach dem anderen steigt aus. Das Angebot ist bereits über dem oberen Schätzwert, aber es geht weiter und weiter. Zuletzt sind nur mehr zwei Bieter übrig, die nicht bereit sind, nachzugeben: Ein Telefonbieter (von dem wir annehmen, er agierte im Auftrag der

Universität Krakau) und ein Bieter im Saal – höher und höher und höher – dann endlich, zum ersten, zum zweiten und zum dritten – der Hammer fällt bei 344.600 Euro zu Gunsten des Käufers im Saal, beim dreifachen des Schätzwertes!

Karols Bild kehrt heim

Der Käufer bleibt anonym. Alle im Dorotheum bleiben anonym, der Verkäufer, der Einbringer, die Interessenten, die nur mit Nummern aufzeigen. Alle! Das Dorotheum schweigt wie ein Grab, nur so viel ließ sich Christl Wolf entlocken, »dass das Gemälde wieder nach Polen, der Wirkungsstätte des Dargestellten und des ausführenden Künstler heimgekehrt ist«. Mehr wollte und durfte sie nicht sagen. Ein polnischer Sammler also hatte es erworben. Ja, es würde wieder in Polen sein, aber wiederum würde es an einem geheimen Ort hängen, wiederum verborgen vor den Blicken aller anderen.

Da fand ich, als ich noch einmal auf Polnisch über die Versteigerung nachlesen wollte, den neu hinzugefügten Satzsatz:

Kupił go chcący zachować anonimowość nabywca z Polski, następnie przekazał obraz w bezterminowy depozyt do Muzeum Narodowego w Krakowie. Po poddaniu go konserwacji ma zostać udostępniony od maja 2016 r. zwiedzającym w Domu Jana Matejki.

Zu Deutsch:

Ein polnischer Käufer, der seine Anonymität bewahren will, hat das Bild auf unbegrenzte Zeit dem National Museum in Krakau zu Verfügung gestellt. Nach den Restaurierungsarbeiten soll es ab Mai 2016 den Besuchern im Hause Jan Matejkos [welches das J. Matejko-Museum beherbergt] zur Verfügung gestellt werden.

Einen besseren und schöneren Abschluss hätte ich nicht finden können!

»Ihnen aber statte ich wenigstens schriftlichen Dank ab ...«

Agathe Lasch, Thomas Mann und die »Neuordnung der Rechtschreibung« 1920/21 – Ein Werkstattbericht

Christine M. Kaiser

Der Germanistin Agathe Lasch (1879–1942) war im Jahr 2009 ein Doppelheft der *Auskunft* gewidmet, in der sie mit acht Beiträgen zu unterschiedlichen Facetten ihres Lebens, akademischen Wirkens sowie ihrer wissenschaftshistorischen Bedeutung gewürdigt wurde. Dazu war – auch – neu entdecktes Archivmaterial erstmals analysiert worden, was einen zum Teil ganz neuen Blick auf diese »große Forscherpersönlichkeit Norddeutschlands« erlaubte.¹ In den vergangenen Jahren konnten mithilfe weiterer Archivreise im In- und Ausland einige bis dato noch offene Fragen geklärt und weitere Aspekte des Lebens und wissenschaftlichen Arbeitens der Niederdeutschforscherin näher beleuchtet und einer breiteren Öffentlichkeit ins Bewusstsein gerückt werden.²

Nun tauchte im Rahmen einer Recherche im Thomas-Mann-Archiv an der ETH Zürich ein bisher unbeachtet gebliebener handschriftlicher Brief

1 Vgl. Mirko Nottscheid/Christine M. Kaiser/Andreas Stuhlmann (Hgg.) (2009): Die Germanistin Agathe Lasch (1879–1942). Aufsätze zu Leben, Werk und Wirkung. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2009 (*Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 29 (2009), H. 1–2 / *bibliothemata*, Bd. 22), S. 5.

2 Vgl. zuletzt: Ingrid Schröder: Agathe Lasch und die niederdeutsche Philologie. In: Alastair G. H. Walker (Hrsg.): *Classics Revisited. Wegbereiter der Linguistik neu gelesen*. Frankfurt/Main: Peter Lang 2016 (*Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft*, Bd. 6), S. 61–79, Christine M. Kaiser, Doris Wagner: »Leider kann ich Ihnen keine Gegengabe schicken, die aus meiner Feder stammt.« Zwei Briefe der Hamburger Germanistin Agathe Lasch (1879–1942) an den finnischen Germanisten Emil Öhmann (1894–1984). In: *Nd. Jb.* 137 (2014), S. 105–121 sowie: Christine M. Kaiser: »Wenn sich doch endlich einmal ein Hoffnungsstrahl bieten würde!« Agathe Laschs vergebliches Warten auf den Ruf nach Dorpat/Tartu. In: *Nd. Jb.* 139 (2016), S. 87–102.

Agathe Laschs an den Schriftsteller Thomas Mann (1875–1955) auf.³ Der Brief datiert vom 12. Dezember 1920, der dazugehörige Briefumschlag ist am 13. Dezember 1920 in Hamburg abgestempelt. Adressiert ist er an »Herrn Dr. Thomas Mann, München, Poschingerstr. 1«, die Rückseite des Umschlags ist mit einem blauen Stempel versehen: »Dr. Agathe Lasch, Hamburg 19, Schröderstiftstraße 30« – Agathe Laschs Privatadresse bis zu ihrem Umzug in den Rehhagen 9 (heute: Gustav-Leo-Straße in Eppendorf) im Jahr 1927. Im Folgenden ist der Inhalt des drei Seiten umfassenden Briefs wortgetreu wiedergegeben⁴:

Hamburg 12/12 20.

Sehr geehrter Herr Doktor,

ich hätte Ihnen gern in Berlin schon ausgesprochen, daß nicht nur die Regierungsvertreter Ihnen zu danken hatten, sondern daß auch jedes einzelne Mitglied des Ausschusses Ihnen besonderen Dank dafür schuldig war, daß Sie an den Besprechungen teilgenommen haben, daß der größte deutsche Epiker der Gegenwart sich in einer solchen Sache mit an den Beratungstisch setzte, der Schriftsteller, dem jeder von uns sich schon in so vielen reichen Stunden, die wir bei Dichtungen oder politisch-historischen [2] Betrachtungen zubrachten, genießend, bewundernd, miterlebend nahe gefühlt hat.

Ich kann mir denken, wie unsinnig dabei die ganze Sache einem Manne vorkommen muß, der die deutsche Sprache mit Ihrer Meisterschaft handhabt, dessen starkes Sprachempfinden ich seit den Buddenbrooks mit ihrer unendlich feinen sprachlichen Charakteristik immer wieder beobachtet habe und mit um so größerer Bewunderung, als ein solches Sprachgefühl eine besondere Gabe ist, die auch nicht jedem großen Dichter selbstverständlich eigen ist – übrigens eine Frage, die mich schon [3] lange stark beschäftigt. –

– Man muß ja im Hinblick auf die wirtschaftliche Lage hoffen, daß das Resultat der Besprechung ein möglichst geringes sein wird, d.h. daß Änderungen,

3 Agathe Lasch an Thomas Mann, 12.12.1920. Thomas-Mann-Archiv« der ETH Zürich, B-II-LASC-1.

4 Die Wiedergabe erfolgt, wie zuvor schon die Adresse, in Kursivschrift – beide Texte sind handschriftlich verfasst. Die in eckigen Klammern gestellten Ziffern verweisen darauf, dass der Text nach der Klammer auf der folgenden Seite fortläuft. Die Unterstreichungen wurden aus dem Original übernommen.

wenn sie sein müssen, gegenwärtig auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben. Und wenn wir gegenüber den radikalen Forderungen, die zu Anfang dieses Jahres ausgesprochen wurden, nun derartige Beschränkung durchsetzen, dann, glaube ich, war das Aufgebot des Ausschusses nicht ganz umsonst.

Ihnen aber statte ich wenigstens schriftlichen Dank ab, den mündlich auszusprechen ich keine Gelegenheit fand.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

A. Lasch.

Schon das Datum des Briefes lässt darauf schließen, dass er in engem Zusammenhang steht mit dem Aufeinandertreffen Agathe Laschs und Thomas Manns im Rahmen der Beratung des achten Ausschusses zur Neuordnung der Rechtschreibung, der nur zwei Tage zuvor, am 10. Dezember 1920, in Berlin getagt hatte, worauf die Verfasserin auch gleich in der ersten Zeile mit Nennung der Stadt Bezug nimmt. Daran teilgenommen⁵ hatten zum einen drei Regierungsvertreter aus dem Reichsministerium des Innern, und zwar Staatssekretär Heinrich Schulz (1872–1932)⁶, Ministerialrat Dr. Maximilian Donnevert (1872–1936)⁷ sowie Gerichtsassessor

⁵ Vgl. die Teilnehmerliste in: Aufzeichnung über die am 10. Dezember 1920 im Reichsministerium des Innern abgehaltene Beratung des Ausschusses für die Neuordnung der Rechtschreibung (8. Ausschuss), S. 1–8, hier: S. 1 [im Folgenden: Protokoll Dezember 1920]. In: Bundesarchiv Berlin [im Folgenden: BArch]: Nachlass Agathe Lasch N 2161/1, Material über Neuordnung der Rechtschreibung.

⁶ Heinrich Schulz war nach seinem Studium viele Jahre als Lehrer, Schriftsteller und Redakteur tätig und hatte von 1906 bis 1919 das sozialdemokratische Bildungswesen geleitet. 1912 erstmals für die SPD in den Reichstag gewählt, übernahm er ab Februar 1919 für mehrere Monate die Funktion des Vizepräsidenten der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung, bevor er im Juni desselben Jahres die Leitung der kulturpolitischen Abteilung des Reichsministeriums des Innern (Bildung und Schule) übernahm. Vgl. Reichstags-Handbuch. 1. Wahlperiode 1920 bzw. 3. Wahlperiode 1924. Hrsg. vom Bureau des Reichstags. Berlin, Juli 1920 bzw. Berlin 1925, S. 324–325 bzw. S. 358. <http://www.reichstagsprotokolle.de> (Letzter Aufruf: 28.08.2016).

⁷ Der Jurist Maximilian Donnevert war bis 1914 als liberaldemokratischer Vertreter des Landkreises Metz II Mitglied der 2. Kammer des Elsass-Lothringischen Landtags. Nachdem er als Rittmeister der Landwehr ab 1914 am Weltkrieg teilgenommen hatte, wechselte er 1920 nach einem kurzen Intermezzo als vorsitzender Direktor der Trockenkartoffel-Verwertungs-Gesellschaft der Reichsabwicklungsstelle in die kulturpolitische Abteilung des Reichsministeriums des Innern. Vgl. Akten der Reichskanzlei

Lichtenberg⁸. Des Weiteren waren für den Deutschen Buchdruckerverein Rudolf Ullstein (1874–1964)⁹ und als Vertreter des Börsenvereins der deutschen Buchhändler der Verlagsbuchhändler Hans Reimer (1885–1951)¹⁰ anwesend. Den eigentlichen Fachausschuss, dessen »jedes einzelne Mitglied« der Verfasserin des Briefes zufolge dem Schriftsteller Dank schuldete, bildeten dagegen die wissenschaftlichen Sachverständigen: Neben der Hamburger Sprachwissenschaftlerin Agathe Lasch gehörten dazu der Ministerialrat im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Dr. Otto Karstädt (1876–1947)¹¹, der Heidelberger Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Ludwig Sütterlin (1863–1934)¹² sowie der

der Weimarer Republik online. Biographien. Donnevert, Maximilian. <http://www.bundesarchiv.de/aktenreichskanzlei/1919-1933/0000/adr/getPPN/133315932/> (Letzter Aufruf: 18.09.2016).

- 8 Die Identität des Gerichtsassessors Lichtenberg konnte leider nicht ermittelt werden.
- 9 Rudolf Ullstein, vierter von fünf Söhnen des Ullstein-Verlag-Gründers Leopold Ullstein, war Chef der Druckerei und für alle technischen Obliegenheiten im Konzern zuständig. Vgl. Müller-Marein, Josef: U 4 hat 85. Geburtstag. Rudolf Ullstein, ein großer Drucker und Verleger. In: *Die Zeit*, 27.2.1959. ZEIT ONLINE <http://www.zeit.de/1959/09/u-4-hat-85-geburtstag> (Letzter Aufruf: 29.08.2016).
- 10 Hans Reimer d. J. leitete von 1913 bis 1951 in vierter Generation die Weidmannsche Verlagsbuchhandlung in Berlin. Vgl. Curt Vinz, Günter Olzog (Hgg.): *Dokumentation deutschsprachiger Verlage*. 3. Ausgabe. München, Wien: Günter Olzog Verlag 1968, S. 478.
- 11 Der ehemalige Volks- und Mittelschullehrer Otto Karstädt, schon während seiner Tätigkeit als Volksschulrektor in Nordhausen (1914–1918) als einer der führenden Vertreter des Preußischen Lehrervereins tätig, hatte ab 1909 berufsbeleitend Philosophie, Pädagogik, Germanistik, Staatswissenschaften und Volkswirtschaftslehre in Leipzig und Jena studiert und war dort 1915 promoviert worden. Er kam 1919 zunächst als Hilfsarbeiter ans Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und entwickelt sich zu einem der wichtigen reformpädagogischen Theoretiker seiner Zeit. Vgl. Reinhard Bergner (2005): Karstädt, Otto, Prof. Dr. phil. <http://www.uni-magdeburg.de/mbl/Biografien/1122.htm> (Letzter Aufruf: 28.08.2016).
- 12 Während ihres Studiums an der Universität Heidelberg (SoSe 1907–WS 1909/10) hatte Agathe Lasch auch bei dem Linguisten Ludwig Sütterlin, der 1913 auf den Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaften an der Universität Freiburg berufen wurde, Vorlesungen gehört bzw. an seinen Seminarübungen teilgenommen. Vgl. Universitätsarchiv Heidelberg H-IV-757/3, Promotionsakte Agathe Lasch. Handschriftlicher Lebenslauf.

Plauener Oberstudiendirektor Dr. Theodor Matthias (1859–1934)¹³. Thomas Mann fungierte als Schriftsteller in »beratender Eigenschaft«¹⁴ und während Agathe Lasch am 12. Dezember ihren Brief schon wieder in Hamburg datierte, hatte er den »dreitägige[n] Aufenthalt mit Katja in Berlin in Sachen Rechtschreibreform« vom 9. bis 12. des Monats u. a. dazu genutzt, mit seiner Frau deren Brüder zu besuchen und im Großen Schauspielhaus einen »interessante[n] Eindruck« von Romain Rollands »Danton« in der Inszenierung von Max Reinhardt zu gewinnen, dessen »ganze Improvisation« er als »sehr gelungen« erachtete.¹⁵

In welcher »Sache« genau sich »der größte Epiker der Gegenwart [...] mit an den Beratungstisch setzte«, soll im Folgenden kurz erläutert werden.

Exkurs 1: Die Bestrebungen zur »Neuordnung der Rechtschreibung« zu Beginn der Weimarer Republik¹⁶

Nachdem im Rahmen der vom 20. bis 22. Oktober 1919 stattgefundenen Vorbesprechung zur Reichsschulkonferenz auch auf Anregung aus Leh-

- 13 Der Altphilologe, Germanist und Historiker Dr. Theodor Matthias bearbeitete nach seiner Pensionierung ab Mitte der 1920er Jahre die 10. Ausgabe des großen Dudens, die 1929 beim Bibliographischen Institut Leipzig erschien. Vgl. Roland Schmidt: Zum 150. Geburtstag von Prof. Dr. Theodor Matthias am 07.09.2009. <http://www.schulgeschichte.de/150-Geburtstag-von-Prof-Dr-Theodor-Matthias.html> (Letzter Aufruf: 27.08.2016).
- 14 Vgl. Thomas Mann: Tagebücher 1918–1921. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt am Main: S. Fischer 1979, S. 780.
- 15 Vgl. ebd., S. 475. – Reinhardts Inszenierung des Danton war mit hundert Aufführungen in drei Spielzeiten einer der größten Theatererfolge der frühen Weimarer Republik, wozu vor allem die »bewegten Massenszenen auf der Bühne und im Zuschauer-raum« beigetragen haben sollen. Vgl. Marc Thuret: Französische Stücke auf Berliner Bühnen 1919–1933. In: Hans Manfred Bock (Hg.): Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik. Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2005, S. 251–284, hier: S. 257.
- 16 Die folgenden Ausführungen beruhen, wenn nicht anders angegeben, auf der Stellungnahme des Reichsministers des Innern auf eine Anfrage im Reichstag vom 17.02.1921. Vgl. Verhandlungen des Reichstags. 1. Wahlperiode 1920. Bd. 366. Anlagen zu den stenographischen Berichten. Nr. 1640–1894, hier: Nr. 1772 vom 22.03.1921. Berlin: Julius Sittenfeld 1924, S. 1486. http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt2_w1_bsb00000050_00503.html

rerkreisen¹⁷ die Frage einer Neuordnung der Rechtschreibung erörtert worden war und sich die Vertreter der Landesregierungen und drei größten Gemeindeverbände grundsätzlich dafür ausgesprochen hatten, war vom Reichsschulsausschuss auf seiner ersten Tagung am 28. November 1919 die Bildung einer Kommission aus Sachverständigen angeregt worden, welche die Grenzen einer möglichen Neuordnung abstecken sollte. Auf Einladung des Reichsministers des Innern fand am 27./28. Januar 1920 in Berlin die erste Sitzung dieses »Ausschusses für die Neuordnung der deutschen Rechtschreibung« statt. Neben Angehörigen des Reichsministeriums des Innern waren darin Delegierte der Kultusministerien und Oberschulbehörden, zahlreicher Verbände und Vereine¹⁸ sowie Abgesandte der österreichischen und schweizerischen Regierung vertreten. Am Ende sprach sich eine Mehrheit der Anwesenden für eine weiterführende Vereinfachung der Rechtschreibung aus, während ein kleiner Teil der Mitglieder eher zu einer gemäßigten Neuregelung riet. Das die Positionen zusammenfassende Votum kennzeichnete als besonders »dringende Aufgaben bei den Verhandlungen über die Vereinfachung der Rechtschreibung, die Fragen der Beseitigung der grossen Buchstaben, der Dehnungs- und Schärfungszeichen, überflüssiger Buchstaben, wie c, qu, ai, x, v in deutschen Wörtern, unnötiger Unterscheidungen von Doppelformen (das, dass), der Vereinfachung der S-Regel, der Schreibung von Vornamen und erdkundlichen Namen und möglichster Anpassung der Fremdwortschrei-

17 Elise Ekke, Abgeordnete der Deutschen Demokratischen Partei, trug beispielsweise als Berichterstatterin des Petitionsausschusses in der Nationalversammlung die Bitte der »Herren Lehrer Gertig in Barmen und Klemm in Chemnitz« vor, »so schnell wie möglich eine Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung in die Wege zu leiten.« Vgl. Verhandlungen der verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung, Bd. 340. Anlagen zu den Stenographischen Berichten Nr. 1524 bis 1858, hier: Nr. 1568. Berlin 1920, S. 1554.

http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt2_wv_bsb00000024_00036.html und
http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt2_wv_bsb00000024_00037.html

18 So hatte z.B. der Allgemeine Deutsche Sprachverein ebenso einen Vertreter geschickt wie der Deutsche Germanistenverband, der Deutsche Lehrerverein und der Reichsverband der deutschen Presse. Vgl. die Teilnehmerliste in: Aufzeichnung über die am 27. und 28. Januar 1920 im Reichsministerium des Innern abgehaltene Tagung des Ausschusses für die Neuordnung der deutschen Rechtschreibung, S. 1–45, hier: S. 1 [im Folgenden: Protokoll Januar 1920]. In: BArch: Nachlass Agathe Lasch N 2161/1, Material über Neuordnung der Rechtschreibung.

bung an den deutschen Schriftgebrauch.« Lediglich als »wünschenswert« erachtete man dagegen »die Regelung der Silbentrennung und der Satzzeichen, die Frage der Aufnahme neuer Schrift- und Hilfszeichen und der Getrennt- und Zusammenschreibung.«¹⁹ Das Votum sollte, so der Beschluss, durch Otto Karstädt und den Erlanger Germanisten Franz Saran (1866–1931) im Reichsschulausschuss vorgetragen werden, ergänzt durch die Empfehlung, zur Klärung von Detailfragen der Neuordnung einen Fachausschuss zu beauftragen, wozu sieben mögliche Vertreter vorgeschlagen wurden. Dazu gehörte neben sechs Mitgliedern des schon tagenden Ausschusses auch der Hamburger Germanist Prof. Dr. Conrad Borchling (1872–1946).²⁰ Die Diskussion des Mehrheits- sowie des Minderheitenvotums endete in der Sitzung des Reichsschulausschusses am 24./25. Februar 1920 mit dem Beschluss, die Angelegenheit zunächst in den Länderministerien prüfen zu lassen. Derweil entbrannte nicht nur in der Presse,²¹ sondern auch auf Seiten der Wirtschaft sowie in Behörden und Ministerien eine hitzige Debatte ob der Notwendigkeit der geplanten Reform. Zum damaligen Zeitpunkt vor allem aus wirtschaftlichen Erwägungen dagegen argumentierten insbesondere die Verleger, der Buchhandel und die Drucker,²² deren Einwänden sich der Reichsminister der Fi-

19 Vgl. ebd., S. 40.

20 Bei den vorgeschlagenen Ausschussmitgliedern handelte es sich außerdem um Dr. Otto Karstädt (Reichsministerium des Innern), Prof. Dr. Pfeleiderer (Württembergisches Kultusministerium), Prof. Dr. Ludwig Sütterlin (Badisches Ministerium für Kultus und Unterricht), Prof. Dr. Oskar Brenner (Altgermanist aus Würzburg), Prof. Dr. Albert Bachmann (Schweizer Bundesregierung) sowie Dr. Rudolf Ortman (Österreichisches Staatsamt für Unterricht). Vgl. ebd., S. 41f.

21 Zum »Proteststurm« in der Presse vgl. Hans-Georg Küppers: Orthographiereform und Öffentlichkeit. Zur Entwicklung und Diskussion der Rechtschreibreformbemühungen zwischen 1876 und 1982. Düsseldorf: Schwann 1984, S. 101–105. – Küppers betont, dass die Kritiker weniger auf inhaltlicher als vielmehr auf ideologischer Ebene argumentierten, während sich die Befürworter auf »pädagogische und soziale Argumente« stützten. Vgl. ebd., S. 104f.

22 Vgl. beispielsweise den »Aufruf. Betrifft den geplanten Umsturz der deutschen Rechtschreibung«, unterzeichnet vom Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler vom März 1920. In: BArch: Nachlass Agathe Lasch N 2161/1, Material über Neuordnung der Rechtschreibung.

nanzen sowie der Minister für Volkswohlfahrt anschlossen.²³ Schließlich entschied der Reichsschulsausschuss am 30. Oktober desselben Jahres, fünf Sachverständige nebst jeweils einem Vertreter der Buchdrucker, Buchhändler und Schriftsteller mit der Ausarbeitung konkreter Vorschläge zur Neuordnung der Rechtschreibung zu beauftragen. Entgegen diesem Beschluss bestand die Gruppe der Sachverständigen in der Ausschusssitzung am 10. Dezember 1920 dann jedoch lediglich aus vier Mitgliedern, von denen nur Otto Karstädt und Ludwig Sütterlin schon an der Januarsitzung des Ausschusses teilgenommen hatten, während Theodor Matthias und Agathe Lasch (anstelle Conrad Borchlings) neu hinzukamen.

Das Zusammentreffen mit Thomas Mann am Beratungstisch des Rechtschreibsausschusses scheint bei Agathe Lasch einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen zu haben, sieht sie sich doch dazu veranlasst, dem Schriftsteller in einem handschriftlichen Brief persönlich für seine Teilnahme an der Ausschusssitzung zu danken, wobei die Angabe ihrer Privatanschrift statt der Seminaradresse im Absender den privaten Charakter des Briefs unterstreicht, während die förmliche, Manns noch jungen Dokortitel²⁴ berücksichtigende Anrede- wie auch die Grußformel am Ende des Briefes zugleich die der Verfasserin angemessen erscheinende Distanz zwischen ihr und dem Adressaten des Briefes deutlich machen.²⁵ Mit der ho-

23 Vgl. die Korrespondenz zwischen dem Reichsminister der Finanzen, dem Präsidenten des Staatsministerium und dem Minister für Volkswohlfahrt vom 8. Mai (BArch, R 43 I / 787, Bl. 46), 29. Juli (BArch, R 43 I / 787, Bl. 47) und 12. August 1920 (BArch, R 43 I / 787, Bl. 48), abgedruckt in: Hiltraud Strunk (Hg.): Dokumentation zur Geschichte der deutschen Orthographie in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Band 1. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag 2006 (= Documenta Orthographica. Quellen zur Geschichte der deutschen Orthographie vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hrsg. von Rolf Bergmann et al. Abt. B. 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 7.1), S. 279–281.

24 Die Ehrendoktorwürde war Thomas Mann am 3. August 1919 von der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn verliehen worden. Vgl. Thomas Mann: Tagebücher 1918–1921 (wie Anm. 14), S. 689.

hen Komplexität des den Brief einleitenden Satzes, der über die gesamte erste bis zur dritten Zeile der zweiten Seite reicht, bricht sie diese Distanz jedoch – zumindest auf sprachlicher Ebene – sogleich wieder auf, indem sie sich stilistisch dem »unbestrittene[n] Meister des syntaktischen Periodenbaus«²⁶ anzunähern sucht. So sind dem Hauptsatz zunächst zwei jeweils mit der Konjunktion »dass« eingeleitete und mithilfe der mehrteiligen Konjunktion »nicht nur, sondern auch« koordinierte Akkusativ-Objektsätze untergeordnet, wobei von Letzterem wiederum zwei durch Komma einander nebengeordnete und ebenfalls mit »dass« eingeleitete Objektsätze abhängen. Für die eigentliche Kernaussage, die Verfasserin hätte gerne schon in Berlin zum Ausdruck gebracht, dass und wer genau dem Adressaten alles »besonderen Dank« für seine Teilnahme an der Sitzung, sein Engagement im Rahmen der Neuordnung der deutschen Rechtschreibung schuldet, wird jedoch lediglich ein Teil des komplexen Satzgefüges benötigt, während der letzte, mehr als die Hälfte der Periode einnehmende, überaus komplexe Objektsatz eher die Funktion zu haben scheint, dem Adressaten zu schmeicheln. So wird dieser nicht nur superlativisch als »der größte deutsche Epiker der Gegenwart« betitelt, die Verfasserin wechselt auch vom eingangs verwendeten Personalpronomen in der 1. Person Singular »ich« zum allumfassenden Indefinitpronomen »jeder«, den Kreis der Gemeinten jedoch sogleich auf »uns« begrenzend. Ob sie damit und ebenso mit dem folgenden »wir« jedoch auf »jedes einzelne Mitglied des Ausschusses« rekurriert, oder aber, da sie nicht offiziell als »Sprecherin« dieses Ausschusses schreibt, hier ganz allgemein die Leserschaft des Autors meint, bleibt offen. Deutlich wird indes, dass sie eine seiner Leserinnen ist, die schon »viele reiche Stunden« mit Manns »Dichtungen oder politisch-historischen Betrachtungen« zugebracht und sich diesem – die Lektüre »genießend, bewundernd, miterlebend« – »nahe ge-

- 25 Metakommunikative Elemente der Briefkommunikation wie Anrede- und Grußformel können als Indikatoren für die Beziehung zwischen Briefschreiber und -empfänger dienen und somit zugleich Hinweise auf eine mögliche Interpretation des Briefinhalts liefern. Vgl. Karl Ermert: Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation. Tübingen: Niemeyer 1979, S. 104f.
- 26 Wolfgang G. Müller: Parataxe und Hypotaxe als stilbildende Elemente in der Erzählkunst. In: Ulrich Breuer/Bernhard Spies (Hg.): Textprofile stilistisch. Beiträge zur literarischen Evolution. Bielefeld: transcript Verlag 2011, S. 79–102, hier: S. 86.

fühlt hat« – eine Formulierung, mit der sie die »Nähe zum Autor« im Sinne Herders zu evozieren scheint.²⁷ Andererseits lässt sie, in diesem Zusammenhang, aber auch an Thomas Manns sich »im Gebrauch der Hypotaxe manifestier[endem ...] Verfahren der auktorialen Selbstkundgabe«²⁸ denken, mit dem es ihm in seinen »Dichtungen« immer wieder gelingt, in Kontakt zum Leser zu treten, sich also gewissermaßen vom Olymp des allwissenden Erzählers zu diesem herabzuneigen und damit Nähe herzustellen – wie er sich denn auch als »größter deutscher Epiker der Gegenwart« zu »einer solchen Sache« herabgelassen hatte. Agathe Lasch gibt zugleich kund, mitnichten nur die »Dichtungen« des Adressaten zu kennen, sondern durchaus auch mit seinen »politisch-historischen Betrachtungen«, wie er sie beispielsweise in den zwei Jahre zuvor erschienenen *Betrachtungen eines Unpolitischen* (Berlin: S. Fischer 1918) publiziert hatte, vertraut zu sein.

Dass sie diese »ganze Sache« eines Schriftstellers seines Formats tatsächlich für unwürdig zu erachten scheint, macht sie im folgenden, syntaktisch nicht minder komplexen Abschnitt mehr als deutlich. Indem sie sich »denken« kann, »wie unsinnig« ihm diese »ganze Sache [...] vorkommen muß«, signalisiert Agathe Lasch zunächst nicht nur, sich sehr genau in seine Einstellung zum Thema der Beratung einfühlen zu können, sondern bringt durch die Verwendung des Modalverbs »müssen« zugleich zum Ausdruck, dass es ihres Erachtens eigentlich kaum anders sein kann, als

27 So heißt es bei Herder: »Man sollte jedes Buch als den Abdruck einer lebendigen Menschenseele betrachten können [...] Wo es der Mühe lohnt, ist dies lebendige Lesen, diese Divination in die Seele des Urhebers das einzige Lesen und das tiefste Mittel der Bildung. Es wird eine Art Begeisterung, Vertraulichkeit und Freundschaft, die uns da, wo wir nicht gleich denken und fühlen, oft am lehrreichsten und angenehmsten ist, und die eigentlich das, was man Lieblingsschriftsteller nennt, bezeichnet. Solches Lesen ist Wetteifer, Heuristik: wir klimmen mit auf schöpferische Höhen, oder entdecken den Irrthum und die Abweichung in ihrer Geburtsstätte. Je mehr man den Verfasser lebendig kennt und mit ihm gelebt hat, desto lebendiger wird dieser Umgang.« Johann Gottfried Herder: *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume. Zweiter Versuch. Einfluß beider Kräfte in einander und auf Charakter und Genie des Menschen*. Riga: Johann Friedrich Hartknoch 1778, S. 56f.

28 Müller (Anm. 26), S. 87f. – Müller veranschaulicht dieses Verfahren Thomas Manns am Beispiel des ersten Satzes im »Vorsatz«, mit dem Thomas Mann den »Zauberberg« eröffnet.

dass ein Thomas Mann Bestrebungen, die Orthographie zu vereinfachen, tatsächlich für »unsinnig« befindet. Die Begründung für ihre Vermutung liefert sie, parataktisch gesteigert, in den sich anschließenden attributiven Relativsätzen, die beide vom Dativobjekt »Manne« des dem Hauptsatz untergeordneten Objektsatz abhängen und dieses somit näher bestimmen: Es ist seine meisterhafte Handhabung der deutschen Sprache, sein »starkes Sprachempfinden«, die »feine[...] sprachliche[...] Charakteristik« seiner *Buddenbrooks*, die sie in ihrer Annahme bestärken, dass dem Schriftsteller dieses Vorhaben geradezu absurd erscheinen muss. Dabei gibt sie sich, diesmal ganz konkret durch Verweis auf seinen ersten großen Romanerfolg von 1901, ein weiteres Mal als seine – langjährige – Leserin zu erkennen. Im komplexeren zweiten Relativsatz formuliert sie darüber hinaus auch die Begründung für ihre noch gesteigerte, nämlich »um so größere[...] Bewunderung« als Folge dessen, was sie »beobachtet« hat: »Ein solches Sprachgefühl« ist in ihren Augen »eine besondere Gabe« und mitnichten etwas Selbstverständliches, worüber jeder Dichter verfügt. Durch einen Gedankenstrich deutlich abgesetzt beendet die Verfasserin schließlich das kunstvolle Satzgefüge, mit dem sie aufs Neue dem »starke[n] Sprachempfinden« des Adressaten Rechnung trägt, indem sie zwar lediglich »nebenbei bemerkt«, diese »Frage« würde sie »schon lange stark beschäftig[en]«, mithilfe der Temporal- und Modaladverbiale zugleich aber verdeutlicht, wie ungemein wichtig ihr diese tatsächlich ist.²⁹

Doch liegt Agathe Lasch richtig mit ihren Überlegungen zur Haltung des Schriftstellers im Hinblick auf die Bestrebungen zur Neuordnung der deutschen Rechtschreibung? Im Folgenden sind einige – auch spätere – Äußerungen Thomas Manns zusammengestellt, die möglicherweise Rückschlüsse auf seine Einstellung zum Thema zulassen.

Exkurs 2: Thomas Mann zur »Neuordnung der Rechtschreibung«

»Dr. Mann bittet, die Grenzen der Neuordnung möglichst genau festzulegen, um eine Grundlage für die Beratungen zu haben. Er bekennt sich

²⁹ Warum Agathe Lasch diesen Absatz auch mit einem Gedankenstrich ausklingen lässt, so dass die Bemerkung am Ende des Satzes sozusagen in Parenthese zu stehen scheint, sowie den nächsten Abschnitt wiederum mit einem Gedankenstrich beginnt, erschließt sich mir allerdings nicht.

persönlich gleichfalls für [sic] eine weitergehende Neuordnung, z.B. für Beseitigung der Grossbuchstaben.«³⁰ – Es ist wohl kaum anzunehmen, dass der Schriftsteller Thomas Mann tatsächlich einer kompletten »Beseitigung der Grossbuchstaben« das Wort redete, als er sich im Rahmen der allgemeinen Aussprache zu Beginn der Beratung des Ausschusses für die Neuordnung der Rechtschreibung am 10. Dezember 1920 laut Protokoll für eine »weitergehende« Reform der Orthographie aussprach. Vielmehr dürfte er – oder sogar vielmehr der Stenograph bzw. die Stenographin der Aufzeichnung – an die Formulierungen innerhalb der Anträge angeknüpft haben, die im Laufe der ersten Tagung des Ausschusses am 27. und 28. Januar aus den unterschiedlichen Positionen innerhalb des Unterausschusses erwachsen waren. Während seinerzeit selbst die Angehörigen der »radikalen Richtung« lediglich die »Abschaffung der Grossbuchstaben außer bei Eigennamen und am Satzanfang« als eine von vier »Grundlage[n] der Reform« benannt, also mitnichten eine »Beseitigung« sämtlicher Großbuchstaben beantragt hatten, war im abschließenden gemeinsamen Votum nur mehr verkürzt und damit wenig präzise von »der Beseitigung der grossen Buchstaben« als einer der dringlichen Fragen die Rede gewesen. Weitere Wortmeldungen des Schriftstellers sind im Protokoll nicht verzeichnet, zumal die dreistündige »sachliche Erörterung« nicht schriftlich dokumentiert, sondern nur eine Zusammenstellung der in ihr festgelegten künftigen Aufgaben des Ausschusses in Form von Leitsätzen niedergelegt wurde. Demnach stellte Thomas Mann am Ende »eine zusammenfassende Bearbeitung der Beratungsgegenstände vom schriftstellerischen Standpunkt in Aussicht«, die wie die übrigen Ausarbeitungen der anderen Ausschussmitglieder dem Reichsministerium des Innern bis zum 1. Februar 1921 zugesandt werden sollten.³¹ Während das Engagement Thomas Manns im Rahmen dieser ersten Rechtsschreibreformbestrebungen in der noch jungen Weimarer Republik annehmen lässt, dass er einer Neuordnung keineswegs abgeneigt gegenüberstand, erweckt eine vier Wochen nach der Tagung in seiner Korrespondenz auftauchende Anmerkung eher gewisse Zweifel an seinem Bekenntnis zu einer »weitergehenden

30 Protokoll Dezember 1920, S. 5.

31 Ebd., S. 8. – Dokumente, die den Inhalt dieser Ausarbeitungen belegen, die bis Anfang Februar beim Reichsinnenministerium vorliegen sollten, konnten bisher nicht ermittelt werden.

Neuordnung«, heißt es doch in einem Brief an die befreundete Schriftstellerin Ida Boy-Ed (1852–1928): »Gegen Mitte Dezember mußte ich schon wieder die Flügel lüften, zu einer Konferenz im Berliner Ministerium des Innern, die Reform der Rechtschreibung betreffend. (Komisch, da ich eigentlich der Mann wäre, sämtliche th's und sz's wieder einzuführen). Ich nahm meine Frau dorthin mit, und wir hatten ein paar wohl ausgefüllte Tage mit gutem Theater.«³² Im Rahmen eines launigen Berichts über den Berlinaufenthalt an seine frühe Fördererin bemerkt Mann ganz nebenbei, als müsse er sich diesen Umstand selbst in Erinnerung rufen, doch eher geeignet zu sein, eine veraltete Orthographie wiederzubeleben. Die elliptische Form der Äußerung, bei der sich das Adjektiv »komisch« auf die vorangegangene Mitteilung bezieht, läßt ihn sogar fast ein bisschen verwundert über seine Teilnahme an der Konferenz wirken. Agathe Laschs Unterstellung, ihm müsse »die ganze Sache [...] unsinnig« erscheinen, wird damit aber wohl kaum gestützt. Zu deren Bestätigung könnte eher seine schon am 28. April 1920 gesetzte Unterschrift unter einem Aufruf gegen die Neuordnung der Rechtschreibung dienen, zu der er in seinem Tagebuch notierte: »Unterschrieb Aufruf gegen den blöder Weise geplanten Umsturz der Rechtschreibung, die ein bolschewistischer Unfug wäre.«³³ Diesen hatte der Vorstand des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler im März 1920 flächendeckend an die Presse im In- und Ausland verschickt mit der Bitte, die darin formulierten Leitsätze gegen die geplante Neuregelung der Rechtschreibung zu verbreiten und eine Unterschriftensammlung durchzuführen.³⁴ Mit »geplanten Umsturz« nimmt

32 Thomas Mann an Ida Boy-Ed, München 14.1.1921. In: Thomas Mann: Briefe 1914–1923. Ausgewählt und hrsg. von Thomas Sprecher et al. Frankfurt/Main: S. Fischer 2004 (= Thomas Mann. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 22), S. 383–385, hier: S. 384.

33 Tagebuchnotiz vom 28.4.1920. Vgl. Thomas Mann: Tagebücher 1918–1921 (wie Anm. 14), S. 427. – Potempa dagegen gibt versehentlich den 20. April als Datum des Eintrags an. Vgl. Thomas Mann. Beteiligung an politischen Aufrufen und anderen kollektiven Publikationen. Eine Bibliographie bearbeitet von Georg Potempa. Morsum/Sylt: Cicero Presse 1988, S. 30.

34 Vgl. den »Aufruf. Betrifft den geplanten Umsturz der deutschen Rechtschreibung« nebst beigefügtem Sonderdruck aus dem Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel vom 23.2.1920 von Robert Voigtländer: Der drohende Umsturz der Rechtschreibung. – Beide Drucke in BArch: Nachlass Agathe Lasch N 2161/1, Material über Neuordnung der Rechtschreibung. – Darin enthalten ist ebenso eine als Drucksache gekennzeichnete Postkarte, die auf der Vorderseite an den Vorstand des Börsenvereins der

Thomas Mann auf ebendiesen Aufruf Bezug, während die Formulierung »bolschewistischer Unfug« dagegen eher auf die Lektüre eines einschlägigen Artikels von Fritz Bergemann schließen lässt, der im Titel von »orthographische[m] Bolschewismus« spricht.³⁵ Ob die Sprachwissenschaftlerin allerdings von seiner Unterzeichnung des Aufrufs wusste, ist nicht belegt.

Ein gutes Jahrzehnt später dagegen äußerte sich Thomas Mann durchaus wohlwollend zu Bestrebungen, die deutsche Rechtschreibung zu reformieren, und zwar in einer Stellungnahme zu den Reformvorschlägen des Leipziger Lehrervereins von 1931, der ein vierstufiges Programm entwickelt hatte.³⁶ Danach sollte schrittweise u. a. eine »radikale Kleinschrift« eingeführt werden, sämtliche Dehnungs- und Kürzungsbezeichnungen wegfallen und »griechisch-lateinische Reste (ph = f, th = t, rh = r, y = i, ch (wie in chor) = k« beseitigt werden.³⁷ In Manns Stellungnahme dazu heißt es: »Ich muß es mir versagen – wenigstens im Augenblick – auf Ihre Gedanken und Anregungen einzugehen, wie sie es verdienen, und beschränke mich auf die Feststellung, daß mir das alles recht vernünftig und sympathisch scheint. Ich habe für den billigen Einwurf, wir hätten jetzt ‚andere Sorgen‘ als die Rechtschreibung, wenig übrig, finde es im Gegenteil schön, daß der deutsche Gedanke sich bei aller Bedrängnis Zeit für diese Fragen nimmt.«³⁸

Deutschen Buchhändler adressiert ist. Auf der Rückseite kann der Absender in Kenntnisnahme des Aufrufs sein Einverständnis mit den im Aufruf genannten und auf der Postkarte nochmals aufgedruckten Leitsätzen mit Unterschrift bestätigen. Die Karte aus Agathe Laschs Nachlass ist nicht unterzeichnet.

- 35 Vgl. Fritz Bergemann: Der orthographische Bolschewismus in sprachgeschichtlicher Beleuchtung. In: Deutsche Verlegerzeitung 1(1920), H. 8, S. 133–134.
- 36 vereinfacht die rechtschreibung. ein vorschlag des leipziger lehrervereins. leipzig: dürsche buchhandlung 1931.
- 37 Vgl. Albert Giger: Ausschnitt aus der rechtschreibreformbewegung im ausland. In: Schweizer Schule 17 (1931), H. 50, S. 397–398, hier: S. 398.
- 38 Zit. nach Johann Leo Weisgerber: Die Grenzen der Schrift. Der Kern der Rechtschreibreform. Im Auftrage des Ministerpräsidenten Karl Arnold hrsg. von Staatssekretär Professor Leo Brandt. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag 1955 (= Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Geisteswissenschaften. H. 41), S. 49. – Weisgerber zitiert selbst aus W[olfgang] Steinitz: Geht es um die libe? Wochenpost vom 8. Januar 1955, der wiederum aus W. Schinke: Ist unsere Recht-

Wiederum mehr als zwei Jahrzehnte danach scheint seine Haltung gegenüber einer Reform der Rechtschreibung der früheren wiederum diametral entgegenzustehen. So erklärte er 1954 als Antwort auf eine Feuilletonrundfrage der Züricher *Weltwoche* zu den weitaus moderateren »Stuttgarter Empfehlungen«³⁹ vom 16. Mai desselben Jahres, dass er sich »auf die Seite der Opponenten gegen die geplante Verarmung, Verhäbligung und Verundeutlichung des deutschen Schriftbildes stelle.« Während seines Erachtens die »scheinbar unlogisch[e]« Rechtschreibung des Englischen »für Kinder schwerer erlernbar« sei und sich insofern eine Reform derselben im Englischen »leichter vertreten« ließe, müsse man bei der »schon in vielen Fällen hinlänglich vereinfachte[n] Rechtschreibung« des Deutschen schon »zu Mißbildungen, wie rükkker und fuks greifen«. Schließlich stellt er fest: »Mich stößt die Brutalität ab, die darin liegt, über die etymologische Geschichte der Worte rücksichtslos hinwegzugehen, und außerdem haben die verpönten Zeichen doch ihre Funktion, indem sie dem Kind die richtige Aussprache deutlich machen.«⁴⁰ Dass jedoch die Meinungsbildung der Befragten – neben Thomas Mann äußerten sich auch Hermann Hesse und Friedrich Dürrenmatt ablehnend – auf unstatthafte Art und Weise manipuliert wurde, geht daraus hervor, dass der Text der *Weltwoche*-Rundfrage angebliche sowie die tatsächlichen Empfehlungen stark verzerrende Reformvorschläge enthielt. So beruhten ausgerechnet die von Mann aufgegriffenen Beispiele für Missbildungen auf von der *Weltwoche* behaupteten Reformvorschlägen, die in den »Stuttgarter Empfehlungen« gar nicht enthalten waren.⁴¹

schreibung richtig? In: Deutsche Rundschau 1947, H. 4, S. 43–48, hier: S. 48 zitiert. Vgl. zudem Küppers (wie Anm. 21), S. 122. – Laut Küppers stammt das Zitat aus einem Brief Thomas Manns an den Autor des Rundschau-Artikels, W. Schinke – gemeint ist der Chemnitzer Deutschlehrer und Autor Dr. Walter Schinke, mit dem Thomas Mann gelegentlich korrespondierte.

39 Vgl. den Abdruck derselben in Weisgerber (wie Anm. 38), S. 39–44.

40 Thomas Mann: Die neue »Ortografi«. Aus: *Weltwoche* (Zürich), 25.6.1954. In: Ders.: *Nachlese. Prosa 1951–1955*. Berlin, Frankfurt am Main: S. Fischer 1956 (= Stockholmer Gesamtausgabe der Werke von Thomas Mann, Bd. 15), S. 203f.

41 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung von Johann Leo Weisgerber (wie Anm. 38), S. 45–49.

Im dritten Abschnitt des Briefes, der im Gegensatz zu den beiden anderen nun aus zwei kürzeren, allerdings kaum weniger kunstvollen Satzgefügen besteht, greift Agathe Lasch den eigentlichen Anlass ihres Schreibens wieder auf und kommt auf das Ergebnis der Tagung zu sprechen. Dabei verleiht sie zunächst ganz allgemein, was sie mithilfe des den Hauptsatz einleitenden Indefinitpronomens »man« unterstreicht, im ersten abhängigen Objektsatz der Hoffnung Ausdruck, das Resultat möge »gering sein«, um dann mithilfe von »d[as] h[eißt]« eine Explikation dessen anzukündigen, was genau sie damit meint, ohne allerdings konkrete Beispiele zu liefern.⁴² Wenn sie denn überhaupt »sein müssen«, sollten Änderungen »gegenwärtig auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben«. Mit dem eingangs gesetzten Hinweis auf die »wirtschaftliche Lage« knüpft sie zugleich an die ökonomischen Erwägungen an, die bei der Beratung des Ausschusses im Hinblick auf den Umfang der Neuordnung wie auch den Zeitpunkt ihrer Umsetzung keine untergeordnete Rolle gespielt haben dürften. Tatsächlich hatte Staatssekretär Heinrich Schulz laut Protokoll schon zu Beginn der Sitzung darauf verwiesen, dass für die Einführung einer neuen Rechtschreibung »mit Rücksicht auf wirtschaftliche Schwierigkeiten nur ein allmählicher Übergang in Frage« käme und vom Vertreter des Deutschen Buchdruckervereins wie auch dem des Börsenvereins war unmissverständlich zum Ausdruck gebracht worden, dass eine »Änderung« der bestehenden Rechtschreibung »bei der augenblicklichen Lage katastrophale« wirtschaftliche Folgen hätte.⁴³

Dass Agathe Lasch aber auch selbst daran gelegen zu sein scheint, zu diesem Zeitpunkt eine möglichst moderate Neuordnung der Rechtschreibung auf den Weg zu bringen, ergibt sich aus dem zweiten Satz des Abschnitts. Während bis dahin bei allen Satzgefügen des Briefs der Hauptsatz am Anfang steht und diesem die abhängigen Nebensätze nachgeordnet sind, folgt nun ein Konditionalgefüge, bei dem – durchaus üblicherweise – der adverbiale Nebensatz dem Hauptsatz vorangestellt ist, womit die Verfasserin die Bedingung, unter der sie zu glauben bereit ist, dass »das Aufgebot des Ausschusses nicht ganz umsonst« war,

42 Das ist an dieser Stelle naturgemäß auch nicht nötig, da der Kontext dem Adressaten ja bekannt ist.

43 Vgl. Protokoll Dezember 1920, S. 2–4.

deutlich heraushebt und zudem durch die »wenn-dann«-Konstruktion noch verstärkt: *Conditio sine qua non* für den Erfolg ist es, »gegenüber den radikalen Forderungen« aus der Januartagung nun »derartige Beschränkungen« durchzusetzen, wobei mit dem Adjektivattribut »derartige« auf das zuvor schon erhoffte Mindestmaß von Änderungen rekurriert wird. Indem Lasch diese Bedingung zudem mithilfe der an dieser Stelle eher unüblichen Konjunktion »und« an den vorangegangenen Satz anbindet, für deren Erfüllung ein die Gemeinschaft hervorhebendes Pronomen in der ersten Person Plural bemüht und schließlich den Hauptsatz nach der einleitenden Konjunktion für den Schaltsatz »glaube ich« nochmals unterbricht, entsteht ein in Agathe Laschs Briefen sonst eher ungewöhnliches Pathos: Nachdem sie im vorangegangenen Absatz hatte anklingen lassen, dass dem Meister der deutschen Sprache ohnehin kaum an einer Vereinfachung der Rechtschreibungen gelegen sein dürfte, wirkt dieser Satz nun wie ein Appell an den Adressaten, sich in gemeinsamer Anstrengung für eine weitgehende Begrenzung der Reform einzusetzen.

Welche Rolle die Sprachwissenschaftlerin im Ausschuss zur Neuordnung der Rechtschreibung spielte und ob bzw. inwiefern sie tatsächlich für eine moderate Vereinfachung einstand, soll im Folgenden zu klären versucht werden.

Exkurs 3: Agathe Lasch und die »Neuordnung der Rechtschreibung«

Wie es überhaupt dazu kam, dass Agathe Lasch Mitglied des Ausschusses für die Neuordnung der Rechtschreibung wurde, lässt sich lediglich auf indirektem Wege ergründen. So war, wie schon erwähnt, in der Ausschusssitzung vom 27. und 28. Januar 1920 der Hamburger Ordinarius für Deutsche Philologie, Conrad Borchling, als Mitglied eines neu zu bildenden Fachausschusses vorgeschlagen worden. Ob dabei der die Interessen der Hamburger Oberschulbehörde vertretende Prof. Dr. Gustav Rosenhagen (1866–1941), der sich zur Gruppe der gemäßigten Reformer zählte,⁴⁴ die Hände mit im Spiel hatte, kann nur vermutet werden. Allerdings

44 Vgl. Protokoll Januar 1920, S. 34.

erscheint es naheliegend, dass Rosenhagen im Anschluss an die Tagung Borchling von diesem Plan in Kenntnis setzte.⁴⁵ Doch nicht dieser begann sich im Laufe des Jahres intensiv mit der Geschichte der deutschen Rechtschreibung zu beschäftigen, es war vielmehr seine im Jahr zuvor an der neu gegründeten Hamburger Universität habilitierte Mitarbeiterin Agathe Lasch, die für das Wintersemester 1920/21 erstmals eine öffentliche Vorlesung zum Thema »Die deutsche Rechtschreibung in ihrer historischen Entwicklung« vorbereitete und ab 15. Oktober dienstabend anbot, also schon vor dem endgültigen Entscheid zur Einsetzung eines Sachverständigenausschusses durch den Reichsschulsausschuss vom 30. Oktober damit begann. Somit war sie für eine Teilnahme an den Beratungen des Sachverständigenausschusses bestens vorbereitet – was dafür sprechen könnte, dass Borchling die möglicherweise auf ihn zukommende Aufgabe schon frühzeitig an sie delegiert hatte.

Was nun ihre Haltung gegenüber der geplanten Rechtschreibreform betrifft, so geben die spärlichen schriftlichen Quellen lediglich einen unvollständigen Eindruck. Neben dem hier vorgestellten Brief, der die einzige schriftliche Äußerung Agathe Laschs zum Thema liefert, existieren lediglich die Neuordnung betreffende Unterlagen, welche als einziger derzeit bekannter privater Teilnachlass Laschs im Bundesarchiv aufbewahrt werden. Diese bestehen neben Anschreiben des Reichsministeriums des Innern aus den beiden Protokollen der Januar- und Dezembersitzung 1920 sowie einschlägigen Zeitschriftenartikeln bzw. Aufrufen pro und kontra die geplante Neuordnung aus der Zeit zwischen Februar und Dezember

45 Der Germanist Gustav Rosenhagen, Oberlehrer in Hamburg, war seit 1903 am Hamburger Kolonialinstitut als Lehrbeauftragter in der Oberlehrerinnenausbildung sowie im Allgemeinen Vorlesungswesen tätig. Auch wenn er sich bei Borchlings Berufung an das 1910 begründete Deutsche Seminar übergangen gefühlt haben soll, wird er nichtsdestotrotz in Kontakt mit dem Ordinarius für deutsche Philologie gestanden haben. Rosenhagen wurde schließlich gut zwei Jahre nach Gründung der Hamburger Universität (1919) zum Honorarprofessor ernannt (25.6.1921). Vgl. dazu Wolfgang Bachofer; Wolfgang Beck: Deutsche und Niederdeutsche Philologie. Das Germanische Seminar zwischen 1933 und 1945. In: Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933–1945. Hrsg. von Eckart Krause; Ludwig Huber; Holger Fischer. Teil II: Philosophische Fakultät; Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät. Berlin u. a. 1991 (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3, II), S. 641–703, hier: S. 657.

1920.⁴⁶ Das Material lässt vor allem auf eine intensive Beschäftigung Agathe Laschs mit dem Thema Rechtschreibreform schließen, wovon wenig konsequent gesetzte und deshalb nur schwer interpretierbare handschriftliche Lesespuren in und neben einigen Texten (z.B. Unterstreichungen, Ausrufe- und Fragezeichen, Korrekturzeichen) zeugen, die sie bei der Durcharbeitung hinterlassen hat.⁴⁷ Aus Ihnen lässt sich bestenfalls schließen, dass die Sprachhistorikerin an Ansätzen zur Vereinfachung der Rechtschreibung, vor allem aber der Vermeidung von Inkonsistenzen (z.B. hinsichtlich der Verwendung von Doppel-s und ß) Interesse zeigte und dass sie es beispielsweise durchaus für sinnvoll zu erachten schien, die unbeschränkte Herrschaft des *Dudens* zu überdenken.⁴⁸

Aber auch ihre im Protokoll der Dezembersitzung verzeichnete Bereitschaft, sich zusammen mit Professor Ludwig Sütterlin der detaillierten Ausarbeitung der Leitsätze, mithilfe derer die Aufgaben des Ausschusses zusammengefasst worden waren, anzunehmen, dabei noch strittige Fragen zu berücksichtigen und diese Vorschläge bis zum 1. Februar 1921 beim Reichsministerium des Innern einzureichen, macht deutlich, dass sie durchaus über die Beratung im Dezember hinaus Einfluss auf die Reformvorschläge nehmen wollte. Während Theodor Matthias sich entsprechend dieser Leitsätze der »Grossbuchstaben« annehmen sollte, übernahmen Sütterlin und Lasch die Klärung der Aufgabe, ob neben der Streichung des »Dehnungs-h« bei gleichzeitigem Erhalt des »silbentrennenden-h« nicht auch der »Wegfall des e in ie« erwogen werden sollte.

46 Vgl. BArch: Nachlass Agathe Lasch N 2161/1, Material über Neuordnung der Rechtschreibung, S. 1–69.

47 Die wenigen schriftlichen Anmerkungen neben einigen Texten sind dagegen bedauerlicherweise nicht zu entziffern.

48 Vgl. hierzu die beiden Ausrufezeichen neben dem Text von Wilhelm Pickert: Die künftige Rechtschreibung. In: Schulbote für Hessen. Vereinsblatt des Hessischen Landes-Lehrervereins 61 (1920), Nr. 51, S. 556–559, hier: S. 558, wo es heißt: »Die jetzige Verwendung der Zeichen ss und ß entbehrt der Folgerichtigkeit. Wir sind gewohnt, ß als Schärfungszeichen anzusehen. Daß dies falsch ist, beweisen Wortpaare wie Gruß und Kuß, Nase und Straße. Nur da dürfte ß stehen, wo ein aus germanischem t hervorgegangenes mittelalterliches z jetzt wie s ausgesprochen wird: englisch white, niederländisch und plattdeutsch wit, schwedisch hwit, althochdeutsch und mittelhochdeutsch wiz (mit langem i), neuhochd. weiß; [...]«; aber auch die Unterstreichung von »weg mit Dudens Tüfteleien!« im dritten Teil von Pickerts Aufsatz. Ebd. 62 (1921), Nr. 1, S. 5–7, hier: S. 6.

Außerdem stand der Wunsch im Raum, »dass: ai, x und y fallen« mögen.⁴⁹ Ins Auge gefasst wurde eine weitere Sitzung für Anfang März 1921, zu der auch Vertreter aus der Schweiz und Österreich eingeladen werden sollten, »um eine Gleichmässigkeit der neuen Rechtschreibung auch mit diesen Ländern nach Möglichkeit zu gewährleisten«,⁵⁰ nachdem die Regierungen beider Länder »Anfang Dezember von der Entsendung eines Vertreters zu der Sitzung am 10. Dezember Abstand genommen« hatte.⁵¹

Über den weiteren Verlauf der Arbeiten des Ausschusses ist bis heute wenig bekannt, zumal auch die Unterlagen aus dem Nachlass Agathe Laschs mit der Übersendung des Sitzungsprotokolls am 20. Dezember 1920 enden. Lediglich der Vergleich zwischen dem »Endprodukt« der Beratungen, das sich in den »Leitsätzen aus der Sachverständigen-Beratung über die Vereinfachung der Rechtschreibung vom 8. April 1921« niederschlug (1964 von Weisgerber »um Kleinigkeiten und Beispiele gekürzt« abgedruckt)⁵² und den »radikalen Forderungen« aus der Januar- bzw. den moderateren Vorschlägen aus der Dezembersitzung lässt erkennen, inwieweit sich Laschs Hoffnung auf Durchsetzung von »Beschränkungen« erfüllte. Während von der »radikalen Richtung« um Oskar Brenner (1854–1920)

49 Vgl. Protokoll Dezember 1920, S. 6–8.

50 Vgl. ebd., S. 8. – Über diesen Märztermin konnte bis jetzt nichts Näheres ermittelt werden. Fest steht, dass Agathe Lasch tatsächlich Anfang März nicht in Hamburg weilte, was sich einem Brief des Vorsitzenden des »Quickborn«, Paul Wriede (1870–1926) an Lasch entnehmen lässt, wo es heißt: »So werden wir, da Sie im März zunächst nicht hier sind, den Arbeitsabend noch einmal verschieben müssen. Vgl. Paul Wriede an Agathe Lasch, 11.02.1921. In: Hamburgisches Wörterbucharchiv, Korrespondenzordner: Korrespondenz Agathe Lasch.

51 Vgl. Der Reichsminister des Innern an Agathe Lasch, 20.12.1920. In: BArch: Nachlass Agathe Lasch N 2161/1, Material über Neuordnung der Rechtschreibung.

52 Noch 2006 greift Hiltraud Strunk in ihrer »Dokumentation zur Geschichte der deutschen Orthographie in Deutschland« (vgl. Hiltraud Strunk, wie Anm. 23, S. 285f.) auf die Zusammenstellung Weisgerbers zurück, der anmerkt, dass »der vorliegende Text [...] durch Vermittlung von E. Haller auf H. Bachmann zurückführt«. Vgl. Leo Weisgerber: Die Verantwortung für die Schrift. Sechzig Jahre Bemühungen um eine Rechtschreibreform. Mannheim: Bibliographisches Institut 1964, S. 4, Anm. 1. – Der Schweizer Dialektologe und Mediävist Johann Albert Bachmann (1863–1934) war 1920 von der Schweizer Bundesregierung zur Januarsitzung des Ausschusses entsandt worden.

im Januar 1920 noch eine »Abschaffung der Grossbuchstaben, ausser bei Eigennamen und am Satzanfang«⁵³ gefordert worden war und der Ausschuss im Dezember empfohlen hatte, »künftig in Schulen alle Wörter klein zu schreiben, die nicht zweifelsfrei Sinn- oder Gedanken-Dingwörter sind«⁵⁴, wurde im April 1921 für eine Großschreibung entsprechend den »Regeln über die großen und kleinen Anfangsbuchstaben, wie sie in den Preußischen amtlichen ‚Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis‘ in der neuen Bearbeitung von 1921 enthalten sind«, plädiert. Danach sollten »unbedingt« großgeschrieben werden: »1) das erste Wort eines Satzes 2) alle wirklichen Hauptwörter 3) die Anrede ‚Sie‘ 4) Eigenschaftswörter, Fürwörter, Ordnungszahlen in Titeln und Namen 5) die von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter«, darüber hinaus ebenso »Wörter aller Art, wenn sie als Hauptwörter gebraucht werden (*der Nächste* ...)« und auch Adjektive nach dem Indefinitpronomen *etwas*, wobei in den beiden letzteren Fällen immer auch die Kleinschreibung zulässig sein sollte.⁵⁵ Der im Januar von den »Radikalen« geforderten »Abschaffung aller sogenannten Dehnungsbuchstaben«⁵⁶ wurde dagegen insoweit entsprochen, als von den zur »Bezeichnung der Länge« verwendeten Doppelvokalen lediglich das auslautende *ee* erhalten bleiben sollte und das »sogenannte Dehnungs-e in *ie*«, außer im Auslaut, und ebenso das »sogenannte Dehnungs-h«, nicht aber das silbentrennende *h*, entfallen sollten. Wie schon im Dezember vorgeschlagen, blieb es bei der Empfehlung, »wo ein Doppelsinn entstehen könnte« in »alter Weise« schreiben zu dürfen, also beispielsweise bei »Lid« vs. »Lied« (Homophondifferenzierung) und unbedingt »ihn, ihm von in, im« zu unterscheiden, während der Vorschlag, *ee* und *ie* im Auslaut beizubehalten, gegenüber den Dezemberempfehlungen neu war.⁵⁷ Auch der Forderung nach »Beseitigung der verschiedenen Schreibweisen für gleiche Laute und der

53 Vgl. Protokoll Januar 1920, S. 33.

54 Vgl. Protokoll Dezember 1920, S. 6–8.

55 Vgl. Weisgerber (wie Anm. 52), S. 3.

56 Vgl. Protokoll Januar 1920, S. S. 33.

57 Vgl. Weisgerber (wie Anm. 52), S. 3.

stummen Buchstaben«⁵⁸ aus dem Januar kam man im April des Folgejahrs so weit entgegen, dass man zumindest vorschlug, *ai* konsequent durch *ei*, *x* in Wörtern wie »Nixe« und »Hexe« durch *ks* und *y* »in volkstümlich gewordenen Lehnwörtern« durch *i* zu ersetzen. Darüber hinaus wurde zu einer Vereinheitlichung der Silbentrennung (»letzter Buchstabe [kommt immer] zur folgenden Silbe«) geraten und ebenso zu einer Vermeidung oder zumindest Eindeutschung von Fremdwörtern.⁵⁹ Weitergehende Forderungen aus dem Januar 1920, wie beispielsweise die nach der »Abschaffung aller Doppelkonsonanten« oder einer »Vereinfachung der s-Regel«, wurden im April dagegen nicht berücksichtigt.⁶⁰ Am Ende empfahl der Sachverständigenausschuss, falls eine schnelle Umsetzung der Reform nicht vorgenommen werden könne, »die geringfügigen Änderungen ... allmählich durch Verbesserungen einheitlich durchzuführen«.⁶¹

Insofern Agathe Lasch als Sprachhistorikerin einer weitgehend konsequenten Anwendung des »Lautprinzips« zulasten sämtlicher übriger Rechtschreibprinzipien, wie sie im Januar 1920 von den Vertretern der radikalen Richtung gefordert worden war, eher skeptisch gegenübergestanden haben dürfte,⁶² konnte sie sich mit den vergleichsweise moderaten Vorschlägen für eine »Neuordnung der Rechtschreibung«, auf die sich der

58 Vgl. Protokoll Januar 1920, S. 33.

59 Vgl. Weisgerber (wie Anm. 52), S. 3.

60 Vgl. Protokoll Januar 1920, S. 33 und 40.

61 Vgl. Weisgerber (wie Anm. 52), S. 3.

62 An dieser Stelle muss offen bleiben, ob bzw. inwiefern Agathe Lasch andernorts Fragen zur Vereinheitlichung bzw. Vereinfachung der aktuellen Rechtschreibung thematisierte (z.B. in ihren wissenschaftlichen Abhandlungen oder auch in ihrer Korrespondenz). Aufzeichnungen zu ihren beiden öffentlichen Vorlesungen (»Die deutsche Rechtschreibung in ihrer historischen Entwicklung«, WS 1920/21 und »Geschichtliche Entwicklung der deutschen Rechtschreibung«, SoSe 1924) oder Mitschriften dazu sind bisher nicht aufgetaucht. Allerdings sollte erwähnt werden, dass Agathe Lasch ihre *Mittelniederdeutsche Grammatik* (Halle: Max Niemeyer 1914) wie auch mehrere Beiträge in wissenschaftlichen Fachzeitschriften in »gemäßigter Kleinschreibung« publizierte, wie es beispielsweise in den Beiträgen zur *Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, die u. a. von ihrem Doktorvater Wilhelm Braune herausgegeben wurden, und auch in der *Zeitschrift bzw. im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur* traditionell üblich war.

Sachverständigenausschuss bis zum April 1921 schlussendlich geeinigt hatte, sicherlich leichter anfreunden.

Am Ende des Briefes liefert Agathe Lasch schließlich schriftlich den Dank nach, welchen sie, wie im ersten Abschnitt angedeutet, als eines der Ausschussmitglieder dem Schriftsteller schuldig zu sein meint und in Berlin mündlich nicht auszusprechen die Gelegenheit gefunden haben will. Damit bestätigt sich – zumindest vordergründig – der mit ihren einleitenden Zeilen geweckte Eindruck, dass es sich bei ihrem Schreiben um einen »Dankbrief« handelt.⁶³ Doch spricht auch etliches dafür, dass der Dankbrief lediglich die Folie bildet für die eigentliche, eher appellative Intention der Absenderin: Angesichts des zwei Tage zurückliegenden persönlichen Bekenntnisses Thomas Manns zu einer »weitgehenden Neuordnung« und der im Gegensatz dazu letztlich eher moderaten Leitsätze, deren Ausarbeitung bis zum 1. Februar 1921 noch bevorstand, scheint die Sprachwissenschaftlerin sich dazu bemüßigt gefühlt zu haben, den Vertreter der Schriftsteller subtil auf das vereinbarte Ziel einzuschwören – zumal dieser dem Reichsministerium des Innern, wie weiter oben schon erwähnt, »eine zusammenfassende Bearbeitung der Beratungsgegenstände vom schriftstellerischen Standpunkt« in Aussicht gestellt hatte.⁶⁴ Letztlich war dies wie auch die gesamte Arbeit des Ausschusses jedoch vergebliche Liebesmüh: Auf die Vorlage der abschließenden Leitsätze aus der Sachverständigen-Beratung über Vereinfachung der Rechtschreibung zum 8. April 1921 folgte nach vielfachem Protest⁶⁵ auch gegen diese gemäßigten Vorschläge in der Reichsschulkonferenz der folgende Beschluss: »Der Reichsschulausschuß hält eine durchgreifende Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung an sich für wünschenswert. Es muß dafür jedoch

63 Der »Dankbrief« gehört als Typus zu den »Kontaktbriefen« (Briefe mit dominierender Kontaktintention). Diese dienen der Herstellung, Pflege, Verbesserung oder Beendigung von sozialen Beziehungen. Vgl. Karl Ermert (wie Anm. 25), S. 69. – Ermert unterscheidet davon Briefe mit dominierender Darstellungsfunktion, Wertungsintention sowie Aufforderungsintention.

64 Vgl. Protokoll Dezember 1920, S. 6–8.

65 Vgl. Strunk (wie Anm. 23), S. 255.

eine Zeit abgewartet werden, in der Deutschlands Lage sich ganz entschieden gebessert und die Neuordnung des Schulwesens einen gewissen Abschluß erreicht hat.«⁶⁶

Es ist nicht bekannt, ob Thomas Mann Agathe Lasch auf diesen Brief geantwortet hat. Ebenso gibt es keine Hinweise darauf, dass sich die beiden bei einer weiteren Sitzung des Ausschusses noch einmal begegnet wären.⁶⁷ Das Zusammentreffen der Sprachwissenschaftlerin mit dem Schriftsteller im Dezember 1920 scheint vielmehr ein singuläres Ereignis gewesen zu sein.

66 Zit. nach Küppers (wie Anm. 21), S. 101. Küppers zitiert wiederum nach F. L. Rotten: Raubbau an der Kraft des Schülers. In: *Sudetendeutsche Schule* (1939) XII, S. 13–18, hier: S. 17. Das Originalzitat konnte nicht ermittelt werden.

67 Thomas Mann hielt sich während einer Vortragsreise vom 19. bis 21.2.1921 in Berlin auf, wo er, wie auch schon im Dezember, im Hotel Excelsior logierte. Für die darauffolgenden Wochen sind in seinem Tagebuch keine weiteren Reisen nach Berlin erwähnt. Vgl. *Thomas Mann: Tagebücher 1918–1921* (wie Anm. 14), S. 485f. und Einträge bis zum 19.5.1920.

Gymnasium und Gesellschaft

Das Gymnasium Meiendorf als Spiegel der gesellschaftlichen Entwicklung 1966 bis 2016¹

Rainer Hering

I.

»Die Bildungspläne der deutschen höheren Schulen sind den Umwälzungen nicht nachgekommen, die in den letzten fünfzig Jahren den Zustand und das Bewußtsein der Gesellschaft und des Staates verändert haben.«² Die Studierfähigkeit der Abiturientinnen und Abiturienten sei in Gefahr.³

Diese Klagen klingen aktuell, sie stammen jedoch aus einer Zeit lange vor der Gründung des Gymnasiums Meiendorf – aus den frühen fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Ein Leistungsrückgang der Studienanfänger an den Hochschulen wurde sogar schon 1787 vom Kanzler der Universität Halle konstatiert.⁴ Die Themen sind also nicht neu. Das Verhältnis von Gymnasium und Gesellschaft, von Bildungsangeboten und Bildungs-

- 1 Dieser Beitrag basiert auf dem Festvortrag zum fünfzigjährigen Bestehen des Gymnasiums Meiendorf in Hamburg, gehalten in der Aula der Schule am 1. April 2016. Er wurde inhaltlich sowie durch einen Anmerkungsapparat erweitert und leicht modifiziert. Für viele wichtige Hinweise und Anregungen danke ich Susanne Falkson, der ich diesen Beitrag in Dankbarkeit widme.
- 2 Formuliert im Juni 1954 vom Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen (Hrsg.): Empfehlungen und Gutachten 1953–1965. Stuttgart 1966, S. 52–57, zitiert nach Carl-Ludwig Furck: Das Schulsystem: Primarbereich – Hauptschule – Realschule – Gymnasium – Gesamtschule. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band VI 1945 bis zur Gegenwart. Erster Teilband Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. von Christoph Führ; Carl-Ludwig Furck. München 1998, S. 282–356, S. 308. Der Deutsche Ausschuss, der aus unabhängigen Personen von September 1953 bis 1965 bestand, gab 30 Empfehlungen bzw. Gutachten zum Erziehungs- und Bildungswesen heraus. Er sollte unabhängig von politischen Bindungen agieren. Vgl. Ulla Kleemann: Der Deutsche Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen. Eine Untersuchung zur Bildungspolitik-Beratung in der Bundesrepublik Deutschland. Weinheim 1977.
- 3 Ebd., S. 312.
- 4 Ebd., S. 323.

bedarfen steht im Zentrum einer langen pädagogischen und politischen Auseinandersetzung – ein Ende ist nicht in Sicht.⁵

Deutlich wird in dieser Debatte, dass das Gymnasium als die älteste bis heute bestehende Schulform – seine Wurzeln liegen im Zeitalter des Hellenismus – in erster Linie zur Vorbereitung auf den Besuch der Universität verstanden wurde: »Das Gymnasium gibt die allgemeine Grundbildung für wissenschaftliche Studien«, betonte die Kultusministerkonferenz.⁶ Entsprechend konzentrierte sich die lange, immer wieder neu aufgelegte Reformdiskussion auf die Oberstufe der Gymnasien. Wesentliche Elemente der Kritik waren Stofffülle und Fächervielfalt sowie das Verhältnis von Kompetenzen und Wissen. Immer wieder wurde hinterfragt, was Bildung sei. Der Hamburger Erziehungswissenschaftler Wilhelm Flitner (1889–1990) stellte die Forderung nach »Universalbildung« gegen eine »Spezialbildung« der gymnasialen Oberstufe. Die Hochschulreife sei charakterisiert durch Verstehen, Problembewusstsein, Verständnis, Begreifen und nicht direkt im Studium umsetzbare Kenntnisse und Fertigkeiten. Gefordert wurde schon 1958 u.a. ein »einwandfreies Deutsch« und die »Fähigkeit, eigene und fremde Gedankengänge zu formulieren und wiederzugeben«, Grundeinsichten der Mathematik und Naturwissenschaften, Kenntnisse der deutschen und Weltliteratur sowie »Kenntnis und Verständnis für die gesellschaftliche Situation, wie sie sich seit der Französischen Revolution ergeben hat«, »Orientierung über die Christenlehre, die kirchengeschichtlichen Hauptereignisse«, »Einführung in die ethischen Grundfragen«. Damit sollte eine Allgemeinbildung sichergestellt und konkretisiert werden.⁷ Doch insgesamt galt schon Mitte der

5 Zum bildungstheoretischen Hintergrund dieser Schulform vgl. Thomas Hubertus Kellner: *Das Gymnasium aus der bildungstheoretischen Perspektive des Humanismus. Historische Stationen im systematischen Überblick, gegenwärtige Entwicklungstendenzen, Anregungen zu einer kritisch-konstruktiven Neuformulierung* (Systematische Pädagogik 7). Würzburg 2005.

6 Zit. nach Furck, S. 309.

7 Hans Scheurl: *Das Problem der Hochschulreife*. Heidelberg 1962, S. 155–157, zitiert nach Furck S. 313; vgl. Wilhelm Flitner: *Hochschulreife und Gymnasium*. Heidelberg 1959 sowie später ders.: *Grundlegende Geistesbildung. Studien zur Theorie der wissenschaftlichen Grundbildung und ihrer kulturellen Basis*. Heidelberg 1965.

siebziger Jahre, dass »die Vertrautheit mit traditionellen Bildungsgütern nicht mehr vorausgesetzt werden könne«.⁸

Die zahlreichen Stellungnahmen und die Lebendigkeit des Föderalismus, gerade bei der gegenseitigen Anerkennung von Abschlüssen – Schule ist ja Ländersache –, müssen hier nicht wiedergegeben werden. Hingewiesen werden soll jedoch darauf, dass die Abschaffung der Aufnahmeprüfungen sowie die Einführung der Schulgeldfreiheit in den fünfziger Jahren eine quantitative und in Ansätzen soziale Öffnung der Gymnasien einleitete. Hintergrund war ein Rückgang der Schülerzahlen, was den Fortbestand einzelner Gymnasien infrage stellte.⁹

Wesentliches Ergebnis eines intensiven Reformprozesses war 1972 die Gleichstellung der unterschiedlichen Gymnasialtypen (technische Gymnasien und Wirtschaftsgymnasien) sowie vor allem die Reform der gymnasialen Oberstufe mit der Einführung von Grund- und Leistungskursen anstelle des Klassenverbandes (»Vereinbarung zur Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe in der Sekundarstufe II«, auch »Bonner Vereinbarung« genannt). Sie galt als »vorläufiger Endpunkt einer etwa 150jährigen Entwicklung des Bemühens um gymnasiale Bildung« (Carl-Ludwig Furck)¹⁰, die zugleich einen Bruch mit dieser Traditionslinie bedeutete.¹¹ An dem Ziel der »allgemeinen Hochschulreife« wurden die Aufgabenfelder orientiert:

- Das sprachlich-literarisch-künstlerische Aufgabenfeld
- Das gesellschaftswissenschaftliche Aufgabenfeld
- Das mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Aufgabenfeld

8 Arbeitsgruppe Bildungsbericht (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung): Das Bildungswesen in der Bundesrepublik Deutschland – Strukturen und Entwicklungen im Überblick. Reinbek 1994, S. 298, S. 300, zitiert nach Furck, S. 311f.

9 Ebd., bes. S. 309–323; dort findet sich auch ein Überblick über die Diskussion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

10 Ebd., S. 319.

11 Ebd., bes. S. 309, 319f. Zum Kontext siehe auch Bernhard Fluck: Gymnasium – Auftrag – Fortschritt. Deutscher Philologenverband und Gymnasium im 19. und 20. Jahrhundert. Düsseldorf 2003, bes. S. 227–287.

- Religionslehre
- Sport.

Das Gymnasium Meiendorf begann seine Oberstufe 1972 bereits mit dieser Reform.

Diese bildungspolitische und pädagogische Diskussion wurde durch eine öffentliche Debatte intensiviert, die 1964 durch eine als Buch publizierte Artikelserie in »Christ und Welt« des Pädagogen und Religionsphilosophen Dr. Georg Picht (1913–1982) »Die deutsche Bildungskatastrophe« ausgelöst wurde.¹² Picht, der an den Erörterungen der vorherigen Dekade als Schulleiter aktiv beteiligt war, kritisierte die im internationalen Vergleich niedrigen Bildungsausgaben in Deutschland, die geringe Quote an Abiturienten sowie die großen Unterschiede zwischen Stadt und Land. Er setzte sich für grundlegende Reformen des dreigliedrigen Schulsystems sowie der Erwachsenenbildung ein, weil sonst wesentliche Nachteile im internationalen Wettbewerb der Wirtschaft entstünden. Diese These erschreckte die ökonomisch aufstrebende Bundesrepublik, die in Europa mehr und mehr an Bedeutung gewann. Zudem stand sie in der Systemkonkurrenz mit der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) und sah sich unter Erfolgsdruck. Gefragt wurde: Schuf das Gymnasium noch die »Voraussetzung für Leitungsaufgaben in einer hochdifferenzierten Industriegesellschaft«?¹³

Interessanterweise gab es zeitgleich auch in der DDR eine ähnliche Diskussion. Johannes (Hannes) Hörnig (1921–2001), der Leiter der Abteilung Wissenschaft des Zentralkomitees der SED, betonte in seinem 1965 erschienenen Werk »Zu einigen Problemen im Hochschulwesen beim umfassenden Aufbau des Sozialismus in der DDR«, dass die sich be-

12 Georg Picht: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Olten 1964, Taschenbuchausgabe München 1965. Zu Picht siehe: Constanze Eisenbart: Picht, Georg Max Friedrich Valentin. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Band 20 Berlin 2001, S. 417 f.; dies. (Hrsg.): Georg Picht – Philosophie der Verantwortung. Stuttgart 1985; Wilfried Rudloff: Georg Picht. Die Verantwortung der Wissenschaften und die »aufgeklärte Utopie«. In: Gesichter der Zeitgeschichte. Deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Theresia Bauer, Elisabeth Kraus, Christiane Kuller, Winfried Süß. München 2009, S. 279–296; Peter Noss: Picht, Georg. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon (BBKL). Band 7 Herzberg 1994, S. 565–578.

13 Bernhard Fluck: Bildung und Verantwortung. Köln 1989, zitiert nach Furck, S. 326.

schleunigende wissenschaftlich-technische Entwicklung verstärkte Anforderungen an das Bildungswesen stelle und in der DDR somit mehr Hochschulabsolventen erforderlich seien, was – anders als im Westen – durch die zentralen Steuerungsmöglichkeiten leichter erreichbar sei.

Beide, Picht und Hörnig, vertraten die These, dass »die ökonomische Wettbewerbsfähigkeit eines Landes im Zeitalter einer beschleunigten technologischen Entwicklung wesentlich vom Bildungsstand seiner (Arbeits-) Bevölkerung abhängt.«¹⁴

In der Bundesrepublik wandte sich der Soziologe Ralf Dahrendorf (1929–2009) 1965 gegen die ökonomische Begründung eines Ausbaus des Bildungswesens, wie Picht sie vornahm. Er verstand Bildung als Bürgerrecht und forderte den Staat auf, aktive Bildungspolitik zu betreiben. Nur durch umfangreiche Bildung sei »die Teilnahme am Leben der Gesellschaft überhaupt erst zu ermöglichen«. Entsprechend begann auf Bundesebene in der sozial-liberalen Ära eine Reformpolitik, die die Chancengleichheit erhöhte, u.a. durch Gesamtschulen, neue Hochschulgründungen, Studiengebührenfreiheit, Bafög und verstärkte Partizipation von Lernenden in den schulischen und universitären Gremien.¹⁵

- 14 Hannes Hörnig: Zu einigen Problemen im Hochschulwesen beim umfassenden Aufbau des Sozialismus in der DDR (Der Parteiarbeiter). Berlin (DDR) 1965; ders.: Die Wissenschaftspolitik unserer Partei und unsere nächsten Aufgaben. Vortrag auf der Propagandistischen Großveranstaltung der Bezirksleitung Leipzig am 8.1.1971. Leipzig 1971. Dazu und zum Folgenden: Wolfgang Lambrecht: Deutsch-deutsche Reformdebatten vor »Bologna«. Die »Bildungskatastrophe« der 1960er-Jahre. In: Zeithistorische Forschungen 4 (2007), S. 472–477, das Zitat S. 474. Vgl. zum Kontext: Lothar Mertens: Rote Denkfabrik? Die Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED (Studien zur DDR-Gesellschaft 10). Münster 2004; Wolfgang Lambrecht: Wissenschaftspolitik zwischen Ideologie und Pragmatismus. Die III. Hochschulreform (1965–71) am Beispiel der TH Karl-Marx-Stadt. Münster 2007, bes. S. 70–104, zum deutsch-deutschen Reformkontext S. 267–323.
- 15 Ralf Dahrendorf: Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik. Bramsche 1965, zitiert nach Lambrecht, S. 475. Zu Dahrendorf vgl. Jens Alber: In memoriam Ralf Dahrendorf (1. Mai 1929 bis 17. Juni 2009). In: Soziologie. Jg. 38, H. 4, 2009, S. 465–475; Jürgen Habermas: Jahrgang 1929. Oxforder Rede zum 80. Geburtstag von Ralf Dahrendorf. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 2. Mai 2009, S. 35; Jürgen Kocka: Ralf Dahrendorf in historischer Perspektive. Aus Anlass seines Todes am 17. Juni 2009. In: Geschichte und Gesellschaft. Band 35 (2009), S. 346–352.

Vor diesem Hintergrund begann eine Expansion des Höheren und des Hochschulwesens, in dessen Kontext auch das Gymnasium Meiendorf in Hamburg gegründet wurde: In den sechziger Jahren wuchs die Zahl der Gymnasien in der Bundesrepublik Deutschland von 1.823 auf 2.311 – eine Zunahme von einem Drittel. Zwischen 1960 und 1970 stieg die Zahl der Schüler an Gymnasien von 853.400 auf 1.379.500 – 1980 waren es bereits 2.119.000 Schülerinnen und Schüler, also mehr als eine zweieinhalbfache Zunahme. Der Anteil der ein Gymnasium besuchenden Jugendlichen verdoppelte sich nahezu zwischen 1960 (17,1 Prozent) und 1990 (31,3 Prozent). Besonders profitierten davon die Mädchen, die 1960 mit 41,1 Prozent noch geringer als Jungen in den höheren Schulen vertreten waren, aber schon 1980 die 50 Prozent-Marke überschritten hatten. Heute wird gefragt, ob Jungen die neuen Bildungsverlierer sind.

Während es keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Bildungschancen mehr gibt, die Möglichkeiten einer Gymnasialbildung erhöht wurden, wurden die sozialen Unterschiede jedoch nur wenig verringert. Formal wurde allen sozialen Schichten der Zugang zum Gymnasium ermöglicht, allerdings spielt die Herkunft noch immer eine große Rolle für den Schulerfolg.

Wie ist das zu erklären? Neuere Studien haben ergeben, dass in den ersten sechs Lebensjahren die entscheidenden Weichen gestellt werden. Es liegt also nicht an der Grundschule sondern am Elternhaus bzw. der Vorschulzeit. Das Erlernen von Sprache, z.B. durch Vorlesen, und die Bildungsangebote in der Familie sind offenbar ausschlaggebend.¹⁶ »Spiegel online« brachte es 2014 auf den Punkt: »Wer aus wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen stammt, vielleicht noch einen Migrationshintergrund

16 Furck, S. 310–312. Umfangreiches Zahlenmaterial bei: Helmut Köhler (†); Peter Lundgreen unter Mitarbeit von Thomas Rochow; Jürgen Schallmann: Allgemeinbildende Schulen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2010 (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte 7). Göttingen 2014; Peter Lundgreen unter Mitarbeit von Jürgen Schallmann: Die Lehrer an den Schulen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2009 (Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte 11). Göttingen: 2013; Katja Wippermann; Carsten Wippermann; Andreas Kirchner: Eltern – Lehrer – Schulerfolg. Wahrnehmungen und Erfahrungen im Schulalltag von Eltern und Lehrern. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung der Katholischen Stiftungshochschule Benediktbeuern für die Konrad-Adenauer-Stiftung und das Bundesministerium für Familie, Senioren. Stuttgart 2013; Elke Wild; Fiona Lorenz: Elternhaus und Schule. Paderborn-München-Zürich-Wien 2010.

mitbringt und nicht auf das akademische Bildungserbe seiner Eltern und Großeltern zurückgreifen kann, hat ungleich schlechtere Chancen auf einen höheren Bildungsabschluss.«¹⁷

II.

Hamburg war seit dem Kaiserreich für Reformen im Bildungsbereich offen. Nach einer Hochzeit während der Weimarer Republik entwickelte sich nach 1945 ein vielfältiges Schul- und Hochschulwesen. Die sechziger und siebziger Jahre waren analog zur bundesdeutschen Entwicklung von einer Expansion gerade der Gymnasien gekennzeichnet.

Infolge der späten Trennung von Staat und Kirche wurde erst 1870 ein staatliches Schulwesen in der Hansestadt eingerichtet, das durch seine Offenheit für Neuerungen und die Reformbereitschaft einer aktiven Minderheit von Pädagogen auf ein großes Interesse in Deutschland und im Ausland stieß.¹⁸ Seit dem Kaiserreich gab es im Höheren Schulwesen zahlreiche Impulse zur Modernisierung, die u.a. von der Altonaer Reformbewegung um Ernst Schlee (1835–1905) ausgingen und nicht nur verstärkten Französischunterricht, sondern auch eine enge Kooperation von Realschule und Realgymnasium umfasste. Vergleichbar mit dem umfangreichen Angebot an Versuchsschule im Bereich der Volksschulen war als höhere Schule die von 1920 bis 1937 bestehende Lichtwarkschule. Sie wurde 1920 als Deutsche Oberschule mit Koedukation durch Umwandlung der 1914 geschaffenen Realschule Winterhude gegründet und bezeichnete sich selbst als »Kulturschule«. Die Schülerinnen und Schüler wurden dort in einer offenen Atmosphäre gemeinsam zu verantwortungsvollen, freiheitsbewussten Menschen erzogen, für die Selbstständigkeit, Wissbegierigkeit, eigenständiges Denken und ein offener, demokratisch geprägter Kontakt zu den Lehrenden selbstverständlich sein sollte.

17 Armin Himmelrath: Chancengleichheit in Deutschland. Studie entlarvt Versagen des Bildungssystems. In: Spiegel Online vom 11.12.2014 <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/chancenspiegel-studie-bildung-in-deutschland-ist-ungerecht-a-1007737.html> (eingesehen am 19.03.2016).

18 Hierzu und zum Folgenden zusammenfassend: Rainer Hering: Bildung in Hamburg. In: Hamburg, Die Stadt im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Ortwin Pelc. Hamburg 2002, S. 64–67.

Charakteristisch waren u.a. Mitsprachemöglichkeiten für die Schülerinnen und Schüler, die Betonung der künstlerisch-gestalterischen Fächer, die Möglichkeit, Neigungskurse zu wählen, Jahresarbeiten und Schulauführungen.¹⁹

Im »Dritten Reich« wurde diese bedeutende Reformtradition zwar nicht abrupt abgeschnitten, durch das nationalsozialistische Ideologiekonglomerat und seine Praktiken jedoch in immer stärkerem Maße unterwandert. Es fanden umfangreiche Säuberungen im personellen Bereich statt, viele (sozial-)demokratisch eingestellte und jüdische Lehrerinnen und Lehrer verloren ihren Arbeitsplatz oder ihre Leitungsfunktion.²⁰

Nach dem Ende des »Dritten Reiches« wurde ein in vielen Punkten an der Weimarer Republik orientiertes Schulwesen wieder aufgebaut. An dem von Peter Petersen (1884–1952) entwickelten »Jena-Plan«, der altersübergreifende Lerngruppen und ein Gesamtschulmodell beinhaltete, orientierte sich die heutige Peter-Petersen-Schule in der Nachkriegszeit. In dieser Zeit entstanden auch Abendschulen, die es Berufstätigen ermöglichten, einen Schulabschluss nachzuholen.²¹

III.

1966 war das Jahr, in dem die Welt ihr Bewusstsein erweiterte, so der Schriftsteller Frank Schäfer (* 1966). Die lange, steifleinerne Nachkriegszeit habe ihr Ende gefunden. Das zweite Album der Gruppe »The Who« enthielt erstmals einen 9-Minuten-Track. Zusammen mit den neuen Platten der »Beatles« und der »Beach Boys« entwickelte sich die LP (Lang-

19 Joachim Wendt: Die Lichtwarkschule in Hamburg (1921–1937). Eine Stätte der Reform des höheren Schulwesens (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 57). Hamburg 2000; Anne-Kathrin Beer: Eine Schule, die hungrig machte. Helmut und Loki Schmidt und die Lichtwarkschule (Studien der Helmut und Loki Schmidt-Stiftung 3). Bremen 2007.

20 Uwe Schmidt: Hamburger Schulen im »Dritten Reich«. Hrsg. von Rainer Hering (Beiträge zur Geschichte Hamburgs 64). Hamburg 2010, 2 Bde.

21 Zum schulgeschichtlichen Hintergrund vgl. Uwe Schmidt: Aktiv für das Gymnasium. Hamburgs Gymnasien und die Berufsvertretung ihrer Lehrerinnen und Lehrer von 1870 bis heute. Hamburg 1999.

spielplatte) zu einem eigenständigen Medium neben der Single, die zwei Musikstücke umfasste. Der in den USA noch wenig beachtete Jimi Hendrix (1942–1970) ging nach England, wurde dort zum Star und kehrte erfolgreich nach Amerika zurück. Die Jugendkultur überwand die Grenzen von Ländern und Kontinenten, international zeichneten sich gesellschaftliche Veränderungen ab – und das Gymnasium Meiendorf wurde gegründet.²²

1966 gab es in Hamburg 42 Gymnasien mit 22.702 Schülerinnen und Schülern.²³ Im Schuljahr 2005/2006 waren es 67 Gymnasien (also über 50 Prozent mehr), zuletzt bestanden im Schuljahr 2014/15 60 staatliche Gymnasien mit 49.129 Lernenden (mehr als doppelt so viele) – 25.314 Schülerinnen (51,5%) und 23.815 Schülern (48,5%) –, einem Anteil von 29,9 Prozent. 55,4 Prozent der Abschlusszeugnisse im Schuljahr 2013/14 bescheinigten die Allgemeine Hochschulreife; fünf Jahre zuvor waren es noch 44,7 Prozent.²⁴

Doch es blieb nicht allein bei dem Ausbau der Gymnasien: Darüber hinaus entwickelte sich die lange als Konkurrenz empfundene Form der Gesamtschulen, die seit 1968 als Versuchs- und seit 1979 als Regelschulen eingerichtet wurden.²⁵ Ihre umfangreiche Ausstattung rief in diesen Jah-

- 22 Frank Schäfer: 1966. Das Jahr, in dem die Welt ihr Bewusstsein erweiterte. Salzburg 2016. Vgl. Detlev Siegfried: »Time is on my Side«. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte 41). Göttingen 2006.
- 23 Statistisches Jahrbuch 1966. Freie und Hansestadt Hamburg. Hrsg. vom Statistischen Landesamt. Hamburg 1966, S. 69. 12.626 Schüler und 10.076 Schülerinnen besuchten in dem Jahr die Hamburger Gymnasien. Der Anteil der Mädchen lag bei 44,4 Prozent. Sie wurden unterrichtet von 977 Gymnasiallehrern und 475 Gymnasiallehrerinnen (ebd., S. 70).
- 24 Hamburger Schulstatistik Schuljahr 2014/15. Schulen, Klassen, Schülerinnen und Schüler an allgemein- und berufsbildenden Schulen. Hrsg. von der Behörde für Schule und Berufsbildung (<http://www.hamburg.de/contentblob/4463056/data/2014-15-hamburger-schulstatistik.pdf>, eingesehen am 08.02.2016) sowie <http://www.hamburg.de/contentblob/4463028/data/2014-15-anzahl-schulen-mit-schuelerzahl.pdf>, eingesehen am 08.02.2016); Zeitreihe Anzahl der Schulen in Hamburg 2005-2014 <http://www.hamburg.de/contentblob/4468692/data/zeitreihe-anzahl-schulen-2005-2014.pdf>, eingesehen am 08.02.2016); freundliche Mitteilung von Dr. Andreas Happe (BSB) vom 08.02.2016.
- 25 Dazu bundesweit Furck, S. 328–343; zu Hamburg Hering: Bildung.

ren oft Neid auf Seiten der Gymnasien hervor – und es gab intensive bildungspolitische Auseinandersetzungen über diese neue Schulform. Seit 2010 bestehen neben den Gymnasien die Stadtteilschulen. Hervorgegangen aus den Haupt-, Real- und Gesamtschulen und den Aufbaugymnasien gelten sie als Alternative zum Gymnasium und bieten alle Schulabschlüsse bis zum Abitur, das identisch mit dem Abschluss am Gymnasium ist: »Der wichtigste Unterschied ist: In der Stadtteilschule lernen alle Schülerinnen und Schüler gemeinsam. Leistungsschwächere Kinder werden genauso wie Leistungsstärkere gezielt gefördert und gefordert. Anders als am Gymnasium wird kein Kind am Ende der Jahrgangsstufe 6 von der Stadtteilschule abgeschult, wenn die Noten nicht ausreichend sind. Um der größeren Vielfalt der Schülerschaft gerecht werden zu können, sind zudem die Klassen an der Stadtteilschule kleiner als am Gymnasium«, wie es auf der Internetseite der Behörde für Schule und Berufsbildung heißt.²⁶

Die Diskussion um die Schule und insbesondere um das Gymnasium ging und geht weiter: Im Jahr 2002 rief das Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« eine »neue deutsche Bildungskatastrophe« in Anspielung auf Georg Picht aus. Hintergrund war das als »miserabel« verstandene Abschneiden in den PISA-Vergleichstests sowie die im internationalen Vergleich geringen Ausgaben pro Schüler (Österreich 71.387 \$, Deutschland 41.978 \$). Gefordert wurden in sieben Thesen den Integrationsdruck auf nichtdeutsche Schüler zu erhöhen, Kindergartenplätze für alle anzubieten, Disziplin und Leistungsbereitschaft zu vermitteln, Ganztagschulen anzubieten, weil die Eltern als Erziehungsträger mehr und mehr ausfielen, die Starken und Schwachen nicht zu trennen, eine neue Schulkultur zu schaffen, die u.a. in der Lehrerbildung mehr Didaktik und Methodik vermittelt sowie den Hochschulen mehr Autonomie und Wettbewerb ermöglicht.²⁷

Der Wissenschaftsrat forderte im Jahr 2006, die Quote der Abiturientinnen und Abiturienten eines Jahrgangs von 40 auf 50 Prozent zu er-

26 <http://www.hamburg.de/stadtteilschule/> (eingesehen am 04.02.2016).

27 Der Spiegel Heft 20/2002 vom 13.05.2002, bes. S. 96–127, das Zitat S. 97, die PISA-Tabelle S. 98, die zu den Ausgaben 105. Bereits 1986 erschien: Günther Schnuer: Die deutsche Bildungskatastrophe. 20 Jahre nach Picht – Lehren und Lernen in Deutschland. Herford 1986.

höhen.²⁸ Deutlich wird der wachsende Bedarf einer Gesellschaft an Menschen mit höherem Bildungsabschluss. Oft wird damit pauschal ein Niveauverlust verbunden – doch das ist differenzierter zu betrachten. Verändert haben sich nämlich die Unterrichtsinhalte, die in vielen Fächern sehr spezialisiert worden sind. Die technische Kompetenz junger Menschen ist beeindruckend. Andererseits ist eine deutliche Veränderung in der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit erkennbar, die leider weit über Fehler in Rechtschreibung und Zeichensetzung hinausgehen.

IV.

In den letzten 50 Jahren hat sich die Gesellschaft deutlich verändert – und mit ihr wandelten sich die Schulen, gerade auch die Gymnasien. In diesem Rahmen können diese vielfältigen und vielschichten Prozesse nur stichwortartig angedeutet werden.²⁹

- **Demographie:** Durch Migrationsprozesse hat sich die Zusammensetzung der Schülerschaft – und mit Zeitverzögerung auch der Lehrerschaft – verändert. Deutlich gewachsen ist in den letzten fünf Jahrzehnte der Anteil der Schülerinnen und Schüler mit nicht deutscher Familiensprache – im Schuljahr 2014/15 lag er bei 22,3 Prozent an allen Hamburger Schulen, in Gymnasien bei 14,4 Prozent.³⁰

28 Lambrecht, S. 477.

29 Die Angaben zum Gymnasium Meiendorf stammen aus den Festschriften 25 Jahre Gymnasium Meiendorf 1991. Hamburg 1991; 40 Jahre Gymnasium Meiendorf. Die Schule auf dem Weg. Hamburg 2006, der Internetseite der Schule <http://www.gymei.de> (letzte Einsichtnahme am 3.3.2016), Auskünften der Schule (freundliche Mitteilung von Marleen Jacobs vom 3.3.2016) sowie der Erinnerung und persönlicher Unterlagen des Verfassers. Ergänzende und korrigierende Hinweise nimmt der Verfasser stets gern entgegen.

30 Hamburger Schulstatistik Schuljahr 2014/15. Schulen, Klassen, Schülerinnen und Schüler an allgemein- und berufsbildenden Schulen. Hrsg. von der Behörde für Schule und Berufsbildung (<http://www.hamburg.de/contentblob/4463056/data/2014-15-hamburger-schulstatistik.pdf>, eingesehen am 08.02.2016. Am Gymnasium Meiendorf haben zwischen zehn und zwanzig Prozent der Lernenden einen Migrationshintergrund aus etwa 60 verschiedenen Ländern. Bei den Lehrenden liegt der Anteil bei drei Prozent.

- Medien: Waren 16 mm-Filmprojektor, Overheadprojektor, Diaprojektor und Epidiaskop von den sechziger Jahren bis zur Jahrtausendwende technischer Standard, so sind es heute Computer, mobile Endgeräte und Smartboard. 1980 gab es am Gymnasium Meiendorf den ersten »Texas Instruments«-Rechner, für dessen stundenweise Benutzung man sich vormerken lassen musste; seit Dezember 2009 sind viele Unterrichtsräume mit Smartboards ausgestattet. Quantitativ hat das mediale Angebot exponentiell zugenommen: Gab es in den sechziger Jahren zwei, später drei Fernsehprogramme (und DDR 1), so sind es heute länderübergreifend weit über einhundert. Noch einflussreicher ist das Internet, das eine unüberschaubare Vielfalt bietet. Am Gymnasium Meiendorf gab es bereits von 1971 bis 2002 Unterricht (Wahlpflichtkurse in der 9./10. Klasse und Neigungskurse) im Fach Fotografie in der schuleigenen Dunkelkammer, mit dem Schuljahr 2006/2007 kam das Fach Medien im Lehrplan hinzu. Doch im Bereich Medienkompetenz hecheln Schulen aufgrund des rapiden technischen Wandels immer hinterher.³¹

Trotz dieser gravierenden medialen Veränderungen haben Bücher nach wie vor eine zentrale Bedeutung in unserer Gesellschaft, insbesondere für Bildung und Freizeit. Das Gymnasium Meiendorf führt daher schon die Fünftklässler in die Bibliotheksarbeit ein. Seit 2015 gibt es Lesepaten, d.h. Ehemalige und Eltern bzw. Großeltern lesen in den fünften und sechsten Klassen vor bzw. es gibt betreute Vorlesezeiten innerhalb der Eigenlernzeiten. In der Oberstufe wird wissenschaftspropädeutisches Arbeiten in der Bibliothek eingeübt. Das ist für die Kinder und Jugendliche sehr wichtig.

Die Möglichkeit über das Internet viele – aber längst nicht alle! – Informationen gezielt in Sekundenschnelle recherchieren zu können, verändert den Umgang mit Wissen und Wissensaufnahme. Benötigt

31 Freundliche Mitteilung von Manfred Ranke vom 15.05.2016. Zum Fach Medien am Gymnasium Meiendorf siehe: http://www.gymei.de/03_Stufen_und_Faecher/filme.html (eingesehen am 06.03.2016), zur medialen Ausstattung: http://www.gymei.de/PDFs/01_pdf_profil/016schulprogramm/25_Lernwelten_Lernen%20mit%20neuen%20Medien.pdf (eingesehen am 06.03.2016).

man kein Wissen mehr? Sind Lerninhalte unwichtig?³² Verbunden ist vielfach ein unkritischer Umgang mit dem Internet – alles, was dort zu finden ist, wird als »wahr« angesehen. Mir ist zudem aufgefallen, dass das Suchmaschinenprinzip dazu führt, dass der Kontext einer Information nicht wahrgenommen wird. Vieles kann jedoch nur verstanden werden, wenn man weiß, in welchem Zusammenhang eine Information steht. So hat ein Brief eine völlig andere Aussagekraft, ob er unter der Rubrik: Familie oder Freunde oder Geschäftliches abgespeichert – oder wie man in der analogen Welt sagte – abgelegt ist.

- Digitale Technik kann keine Lehrerin und keinen Lehrer ersetzen. Der Einsatz von Tablets und Lernangeboten im Internet kann immer nur ein Zusatzangebot darstellen. Selbst wenn dies als modern verstanden wird, handelt es sich doch um eine frontale, autoritäre Lernsituation. Die Zürcher Journalistin Claudia Wirz (* 1964) hat es auf den Punkt gebracht: »Bildung ist ein harmonisches Ganzes, das das Emotionale einbezieht, mit dem Ziel, dem Menschen die Ermächtigung zum Selberdenken zu geben. Nur das macht den Wissensträger mündig und unabhängig. Das Tablet ist richtig eingesetzt ein Segen, da es stupendes Auswendiglernen überflüssig machen kann. Den Lehrer und den menschlichen Verstand ersetzen kann es aber nicht. Für die Erziehung zur Selbständigkeit braucht es immer noch den analogen sozialen Verbund.«³³
- Aber auch die in dem erweiterten medialen Angebot zu findenden Inhalte, die vermittelten Anschauungen und Werte haben sich verändert: Zum einen werden in den derzeitigen medialen Welten vielfach Problemreduktionen angeboten – nicht nur durch Geld und Gewalt. Die fiktionalen Welten der Superhelden und Außerirdischen entpuppen sich als ständische oder nach Kasten klar strukturierte Gesellschaften, in denen jeder seinen festen Platz hat. So wird Orientierung suggeriert, die keine Veränderungen zulässt. Das hat auch entlastende Funktion, denn man kann – und muss – nichts modifizieren. Die komplexe Welt

32 Vgl. Klaus Ruß: Das Gymnasium – Ruine einer Utopie? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 258 vom 6. November 2014, S. 8.

33 Claudia Wirz: Unser Lehrer Doktor Tablet. In: Neue Zürcher Zeitung vom 28. Mai 2016, S. 17.

erscheint einfach und überschaubar – und entastet so den einzelnen. Auch damit müssen Schulen umgehen (lernen). Mir scheinen Kinder und Jugendliche – und nicht nur die – dort in einer Parallelwelt zu leben, die von der Schule weit entfernt ist und die die Schule kaum erreichen kann.

Das Schwergewicht wird auf Äußerlichkeiten gelegt, die Stabilität und Sicherheit in einer sich immer schneller verändernden Welt versprechen: Zum anderen werden Kleidung und Rituale als zentral dargestellt – der Bachelor und Top Model sowie gesuchte und vermeintliche Superstars führen das wöchentlich vor. Das spiegelt sich in der Schule: Der Aufwand der Abiturfeier wächst – heute nehmen die Feierlichkeiten kein Ende: von der Mottowoche über die ausschweifende Abiparty bis zum festlichen Ball mit entsprechender Kleidung, Tanzkurs vorausgesetzt. 1980 gab es keinen Abiball, ja nicht einmal eine zentrale Abiturfeier. Die Zeugnisübergabe erfolgte durch die Tutorinnen und Tutoren im kleinen Kreise der Tutandengruppen mit den Eltern. Das war Ausdruck einer Distanz zu bestimmten Ritualen, zeigte aber auch eine größere emotionale Nähe zu den Lehrkräften als zur Schulleitung.

- Globalisierung: Durch die Europäische Gemeinschaft wie durch die Globalisierungsprozesse wird das Leben jedes einzelnen immer stärker durch komplexe internationale Entwicklungen geprägt. Daher sind Sprachen und eine Kenntnis der politischen und ökonomischen Prozesse erforderlich. Das Gymnasium Meiendorf hat so darauf reagiert, dass es seit 2007 einen bilingualen Zweig in der Mittelstufe umfasst. Die Fächer Geschichte, Geographie, Chemie werden in englischer Sprache unterrichtet.³⁴ Als zweite Fremdsprache bereits in der 6. Klasse hat Spanisch – auf Kosten von Französisch und Latein – an Bedeutung gewonnen, das schon in den siebziger Jahren als Arbeitsgemeinschaft durch Heinz Haas (* 1929) angeboten wurde. Hilfreich war das im Neubau vorhandene Sprachlabor.³⁵ Mit dem Schuljahr

34 http://www.gymei.de/01_Profil/bilingualitaet.html (eingesehen am 06.03.2016).

35 http://www.gymei.de/01_Profil/fremdsprachen.html (eingesehen am 06.03.2016).

2015/16 wurde eine Internationale Vorbereitungsklasse (IVK-Klasse) eingerichtet.³⁶

Doch über die Sprachen hinaus ist die Kenntnis politischer Prozesse auf internationaler Ebene wichtig. Meiendorf ist in Hamburg die einzige Schule, in der das Modell United Nations Programm veranstaltet wird – zuerst schon von 1993 bis 1999, regelmäßig ab 2009.³⁷

- Kultur: Musik bleibt in unserer Gesellschaft wichtig, trotz der vorgeblichen mangelnden »Nützlichkeit«. Wurden die Schulorchester und Chöre seit Mitte der siebziger Jahre insbesondere durch Helga Madlung (* 1935) und Hans-Ulrich Marcks (* 1949) deutlich ausgebaut sowie durch »The Band« seit 1988 ergänzt, gibt es seit 1996 sogar eigene Musikklassen.³⁸ Darüber hinaus haben die Bildende Kunst und gerade das Schultheater immer eine große Rolle gespielt. Es gab beispielsweise mit *Romulus der Große* zum zehnjährigen Bestehen der Schule 1976 eine legendäre Kollegiumsaufführung.
- Recht: Durch eine zunehmende Verrechtlichung der Gesellschaft wird auch schulisches Handeln immer stärker unter das Vorzeichen einer juristischen Legitimierung gestellt. Manche Anwälte sind gerade darauf spezialisiert und findiger als manch öffentlich besoldeter Jurist. Dadurch werden Ängste größer und Handlungsspielräume enger – auch enger, als sie oftmals wirklich sind. Vorgesetzte – ob in Schule oder Behörde – sollten Rückendeckung und Freiräume geben – und ihrer Fürsorgepflicht nachkommen. Zudem: Immer mehr Energie muss in Verwaltung, Formalitäten und technische Prozesse investiert werden – z.B. das Erstellen von Zeugnissen und Kompetenzrastern.
- Schulpolitik: Die Verkürzung der Schulzeit an Gymnasien auf acht Jahre (G 8), die die Lern- und Reifungszeit um ein Jahr reduziert, wurde in Hamburg 2002 eingeführt; 2010 gab es einen Doppelabiturjahrgang. Diese Verdichtung führt zu einer Erweiterung des Unterrichts in den Nachmittag; bis 16.00 Uhr ist in Meiendorf ein Betreuungsange-

36 <http://www.hamburg.de/bsb/newsletter/4457658/ivk/> (eingesehen am 06.03.2016).

37 http://www.gymei.de/04_Schulleben/mun.html (eingesehen am 06.03.2016).

38 http://www.gymei.de/04_Schulleben/band.html (eingesehen am 06.03.2016).

bot über den Unterricht hinaus gesichert.³⁹ Bereits seit Februar 1975 besteht eine von Eltern betriebene Schulküche, was sehr bemerkenswert ist.⁴⁰

Parallel dazu wurde durch die Einführung der (immer weiter spezialisierten) Bachelor- und Masterstudiengänge die Hochschulzeit verringert.

Im Bereich der Lehrpläne gab es einen Wandel von der Betonung der Inhalte hin zu Kompetenzen – und mittlerweile offenbar wieder zurück zu den Inhalten. Dahinter steht z.B. die Frage: Kann man Sprachkompetenz an beliebigen Texten vermitteln oder ist ein gewisser Kanon notwendig?

Weiter: Das Abschaffen des »Sitzenbleibens« in der Mittelstufe ab 2010 durch das Konzept »Fördern statt Wiederholen« mag Ängste in der Schule minimieren, vielleicht aber auch Motivation? Zuvor erweckten im Frühling die Saisonarbeiter, und heute⁴¹ Das Zentralabitur ab 2004 – in allen Fächern ab 2014 – stellt andere Anforderungen an Lehrende und Lernende. Geführt pausenlose Diskussionen um schulische Strukturen, Lehrpläne etc. und entsprechende, als »Reformen« titulierte Veränderungen binden Konzentration und Energien, die für die pädagogische Arbeit wichtiger wären.

- Politik: Diese Faktoren führen auch dazu, dass Schulen – und vor allem Hochschulen, für die das Gesagte ebenso gilt – kein aktiver politischer Faktor mehr sind. Von Lehrenden wie von Lernenden gehen kaum noch politischen Forderungen, Proteste etc. mehr aus, wie noch vor 30 oder 40 Jahren. Sicherlich haben sich manche der früheren Protestthemen erledigt, aber z.B. Frieden und soziale Gerechtigkeit sind noch längst nicht flächendeckend erreicht. Dadurch geht der Gesellschaft als ganzer viel Anregung und Herausforderung verloren. Mir scheint das kein Zufall zu sein. Könnte es sich dabei um eine späte Re-

39 http://www.gymei.de/04_Schulleben/ags.html (eingesehen am 06.03.2016).

40 http://www.gymei.de/04_Schulleben/kueche.html (eingesehen am 06.03.2016).

41 Kirsten Schiekiera: Hamburg schafft das Sitzenbleiben komplett ab. In: Die Welt vom 13.08.2011 (www.welt.de/regionlaes/hamburg/article13540844, eingesehen am 08.02.2016).

aktion auf ‚68‘ handeln? Die mit dem Jahr 1968 verbundenen politischen Reformprozesse (Willy Brandt: »Mehr Demokratie wagen«) und gesellschaftlichen Veränderungen, vor allem der Verlust der Amtsauctorität, sind für mich eine zentrale Zäsur in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Doch auch dieser Prozess ist ambivalent. Damit einher ging u. a. ein Vertrauensverlust in die Amtsträger, das sich im z.B. Verhalten der Eltern zeigt.

- Eltern: Eltern – so scheint es – sind im Schulalltag deutlich präsenter geworden, wozu auch die seit 2010 verbindlichen Lernentwicklungsgespräche beigetragen haben. Das Gymnasium Meiendorf führt sogar zwei Gespräche durch. Eltern übernehmen offenbar immer mehr für ihre Kinder (»Helikoptereltern«) und intervenieren immer öfter im Schulalltag. Sie vertrauen nicht mehr den Lehrerinnen und Lehrern, vielmehr wird Kritik bei manchen zum Reflex. Dabei geht es nach meinem Eindruck weniger um die Bildung und Entwicklung ihrer Kinder. In den siebziger Jahren konnte noch ein Zeichentrickfilm zur sexuellen Aufklärung in der Mittelstufe vereinzelt Eltern mobilisieren, heute sind es mehr die Noten ihrer Kinder.

Am Gymnasium Meiendorf gibt es daneben aber auch ein besonderes Engagement für die Schule durch die zweite Generation, d.h. Eltern, die selbst schon hier zur Schule gegangen sind.

- Schülerinnen und Schüler: Die Umstellung von G 9 auf G 8 führt zu einem intensivierten Aufenthalt an der Schule, was sich u.a. auf das Freizeitverhalten auswirkt, aber auch zu einer Entpolitisierung beiträgt. Manche sind trotzdem noch karitativ, kirchlich, kulturell oder im Sport engagiert. Schülerzeitungen, die früher – um der Zensur durch die Schulleitung zu entgehen – auf der Straße verkauft wurden – was in Meiendorf genauestens kontrolliert wurde –, setzen sich kritisch mit der Schule, ihrer Leitung und einzelnen Lehrenden oder Inhalten auseinander. Anstecker mit politisch verstandenen Aussagen wie »Atomkraft nein danke!« lösen heute keinen Eklat mehr aus. Das scheint in dieser Form Geschichte zu sein. Die Schülervertretung ist eher mit der Organisation von Unterhaltung denn mit (Schul-) Politik beschäftigt. Auch das entspricht gesamtgesellschaftlichen Trends.

- Lehrerinnen und Lehrer: Motivierte und engagierte Lehrende sind für eine gute Schule unerlässlich. Wie in allen Berufen haben sich aber auch hier die Anforderungen massiv verändert. Gefordert werden heute neben den fachlichen, didaktischen und pädagogischen Kompetenzen, eine kontinuierliche Weiterbildungsbereitschaft sowie Führungs- und Organisationsfähigkeiten. Aktive Offenheit für neue Techniken und Verwaltungsvorschriften sind unerlässlich.

Daneben kommt der Zusammensetzung eines Kollegiums große Bedeutung zu. Altersmäßig und von der Herkunft sowie der Ausbildung her ist eine gute Mischung von Lehrerinnen und Lehrer notwendig, um immer wieder neue Impulse und Anregungen zu bekommen.

- Elite: Begabtenförderung – früher vielfach als Elitenbildung bezeichnet und auch so verstanden – ist ebenfalls eine Aufgabe des Gymnasiums. Das darf aber nicht durch Verkleinerung von Klassen während der Zeugniskonferenzen erfolgen, sondern muss sich auf die Förderung einzelner wirklich hochbegabter beziehen. Das Gymnasium Meindorf erfüllt diese Herausforderung auf vielen Ebenen. Zu nennen sind hier die damaligen Leistungskurse bzw. ab 2009 die Profiloberstufe, das umfassende musikalische Angebot, die Schwerpunkte im Bereich Sprachen, das Modell United Nations, Mathematik-Olympiaden sowie andere Wettbewerbe, aber auch Enrichment im Klassenverband (u.a. Arbeit in homogenen Gruppen), die Eigenlernzeit und Akzeleration (Springen, Teilspringen) und das Juniorstudium.⁴²

V.

Eine Schule, die die Kinder und Jugendlichen adäquat auf die Anforderungen einer sich ständig mit großer Geschwindigkeit verändernden Gesellschaft vorbereiten soll, bedarf gewisser Rahmenbedingungen. Zum einen gehört dazu die Ausstattung mit adäquaten Gebäuden, Sporteinrichtungen und Flächen für die Pausengestaltung sowie angemessenen Personal- und Sachmitteln, die modernste Technik umfassen muss. Zum ande-

⁴² http://www.gymei.de/01_Profil/schulentwicklung.html; http://www.gymei.de/PDFs/01_pdf_profil/015weiterespezifika/begabtenfoerderung.pdf (eingesehen am 06.03.2016).

ren sind das klare Rahmenvorgaben, die Mindeststandards, z.B. bei den Schreib- und Lesekompetenzen, einheitlich regeln, aber den Schulen auch Freiräume und vor allem Ruhe lassen. Die pädagogische Arbeit darf nicht von permanenten Veränderungen und zunehmendem Verwaltungsgeschäft beeinträchtigt werden.

Dazu gehören auch Eltern, die den Lehrenden vertrauen und nicht mit juristischem Vorgehen drohen, wenn die Noten ihrer Kinder nicht ihren eigenen Erwartungen entsprechen; Eltern, denen an den Inhalten des Unterrichts und nicht an den zweimal jährlichen Zahlenübersichten liegt; Eltern, die ihren eigenen Erziehungsauftrag und ihre eigene Verantwortung aktiv wahrnehmen und nicht auf die Schule delegieren; Eltern, die im Konfliktfall nicht die Berichte ihrer Kinder absolut setzen, sondern mit allen Beteiligten sprechen, bevor sie sich eine Meinung bilden und gemeinsam mit der Schule nach Lösungsmöglichkeiten suchen.

Dazu gehören auch Schülerinnen und Schüler, die sich für die analoge Welt außerhalb der Schule interessieren und die die Schule als Chance zum Lernen begreifen können; Jugendliche, die neugierig und offen für neues sind – die anstrengungsbereit sind und Ausdauer entwickeln, z.B. wenn ein Text einmal nicht sofort verständlich ist, und sich auch an schwierigere Aufgaben trauen. Schülerinnen und Schüler, die Verantwortung für sich selbst übernehmen und die Schule nicht als Serviceeinrichtung betrachten. Und die vielleicht ja anstelle der weit verbreiteten disziplinarischen, inhaltliche Herausforderungen an die Lehrerinnen und Lehrer stellen, die m.E. im Zentrum eines guten Gymnasiums stehen.⁴³

»Ein guter Lehrer ist wie die privilegierte Herkunft ein Lotteriegewinn« (Claudia Wirz).⁴⁴ Der Journalist Heribert Prantl (* 1953) hat sehr treffend formuliert, was eine gute Lehrerin, was einen guten Lehrer ausmacht: Sie unterrichten Jugendliche in ihren Fächern »mit liebevoller, mit beseelter Leidenschaft«. Sie mögen, sie respektieren ihre Schützlinge und nehmen ihnen die Angst vor der Schule. Dafür brauchen Lehrer mehr Freiheiten

43 Vgl. dazu auch Bernd Beuscher: Studienanfänger – leseschwach und verantwortungsscheu. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. Februar 2016 (<http://www.faz.net/aktuell/beruf-chance/campus/ein-professor-beklagt-schwache-studienanfänger-14078432.html#GEPC;s5>, eingesehen am 26.03.2016).

44 Wirz.

»für eigene Ideen und guten Unterricht«, »Zeit für den einzelnen Schüler, für Projekte und Zusammenarbeit mit außerschulischen Einrichtungen« – das müssen nicht nur Archive sein. Lehren ist »die Kunst, jungen Menschen eine Tür zur Welt zu öffnen, sie neugierig zu machen; es ist die Kunst, ihnen Selbstvertrauen und Orientierung zu geben.« »Gute Lehrer entfachen Begeisterung. Die Schüler dieser Lehrer erkennt man daran, dass sie etwas wissen wollen, dass sie urteilsfähig sind, Kritik üben und selbständig handeln.«⁴⁵

Solche Lehrerinnen und Lehrer habe ich hier am Gymnasium Meiendorf gehabt, und ihnen möchte ich zum Schluss – 36 Jahre nach dem Abitur – ganz persönlich Dank sagen, denn ich habe von ihnen für das Leben gelernt. An erster Stelle ist Harbo Andresen (* 1939) zu nennen, den ich als Tutor und Religionslehrer in der Oberstufe hatte. Wie wichtig die von ihm vermittelten Einsichten und Kompetenzen, wie Kritikfähigkeit, für mich waren und sind, kann nicht in Worte gefasst werden. Der leider viel zu früh verstorbene Detlef Böhmer (1946–1994)⁴⁶ hat mein schulisches Geschichtsinteresse geweckt und Joachim Wüstmann (* 1950) hat es in der Mittelstufe mit der Teilnahme am Geschichtswettbewerb der Körber-Stiftung um den Preis des Bundespräsidenten letztlich in archivische und im Geschichtsleistungskurs in wissenschaftliche Bahnen geführt. Ein derartiges Niveau wie in seinem Leistungskurs Geschichte habe ich an der Universität selbst in Hauptseminaren nicht mehr erlebt – einige Abiturarbeiten haben sogar Fußnoten gehabt. Die in der Grundschule Meiendorf am Deepenhorn von meiner Klassenlehrerin Ilse Mahler-Helbing (* 1926) hervorgerufene Leidenschaft für die Musik wurde von Detlef Böhmer, Helga Madlung und Hans-Ulrich Marcks weitergeführt und hat mich bis heute geprägt. Der Chemiker Dr. Ralph Clark Newcomb (* 1939) hat mich in die Welt der Filmmusik und die Musik Dmitri Schostakowitsch (1906–1975) eingeführt. Manfred Ranke (* 1941) hat mein filmisches Interesse durch die Fotografie bereichert – und wohl durch seine Diavorträge auch meine Reiselust auf die anderen fünf Kontinente entfacht.

45 Heribert Prantl: *Kindheit. Erste Heimat. Gedanken, die die Angst vertreiben*. München 2015, S. 77–80, dort die Zitate. Für diesen Hinweis danke ich Bärbel Schomaker und Harbo Andresen sehr herzlich.

46 Ulf Andersen; Alexander Walter: Detlef Böhmer 31.3.46–6.9.94. In: *Christianeum*. Mitteilungsblatt des Vereins der Freunde des Christianeums 49 (1994), Heft 2, S. 3–5.

Marlis Roß (* 1937) hat meine Freude an deutscher Sprache und Literatur souverän weiterentwickelt, gerade auch durch ihre große Offenheit für eigenständige Lektüre zu Hause – sogar in Klausuren.

Der Abiturjahrgang 1980 war sicherlich kein einfacher Jahrgang. Viele Lehrerinnen und Lehrer waren offen für Diskussionen und die intellektuellen Herausforderungen, die etliche ihnen durch intensive häusliche Lektüre und pointierte Thesen gestellt haben. Die Auseinandersetzung fand fachlich, manchmal politisch statt und hat alle Beteiligten herausgefordert – und somit bereichert. Und das hat nicht nur mich entscheidend geprägt.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Gymnasiums Meiendorf gratuliere ich sehr herzlich, auch im Namen von fünf weiteren Heringen, die diese Schule erfolgreich besucht haben, und im Namen meines Vaters als Ahnherr dieser Familie. Möge das Gymnasium Meiendorf auch weiterhin Wissen und Fähigkeiten auf hohem Niveau vermitteln – und vor allem eine lebendige, sachliche Diskussionskultur fördern, die selbstständigen, mündigen Schülerinnen und Schülern Lust macht, sich gesellschaftlich zu engagieren. Dazu gehören neben Offenheit und Kritikfähigkeit in beide Richtungen insbesondere Lesebereitschaft und Ausdrucksfähigkeit im Mündlichen wie im Schriftlichen – dazu gehört auch der Konjunktiv. Dies sind wesentliche Voraussetzungen der Studierfähigkeit, aber auch einer jeden Berufsausbildung – und der aktiven Teilhabe an unserer Kultur und nicht zuletzt an unserer Demokratie. So kann das Gymnasium die erforderlichen Grundlagen für das Leben in einer sich ständig verändernden und komplexer werdenden Gesellschaft legen – und das Bewusstsein einer neuen Generation erweitern.



Agnes Smedley, 1930er Jahre

Agnes Smedley: Mein Kriegstagebuch

Ein Fragment

Herausgegeben von Hartmut Walravens

Agnes Smedley (Osgood, Missouri 23. Febr. 1892 bis 6. Mai 1950 Oxford) ist in Deutschland keine Unbekannte: Sie war einige Jahre China-Korrespondentin der *Frankfurter Zeitung* – nach Herbert Mueller¹ und vor Hellmut Wilhelm². Inzwischen ist ihre Biographie auch in deutscher Sprache erhältlich.³ Mehrere ihrer Bücher wurden schon früh ins Deutsche übersetzt und vielfach nachgedruckt.⁴

Der folgende Tagebuchauszug berichtet über wenige Tage Anfang 1938. Er findet sich im Institut für Weltliteratur in Moskau [Institut mirovoj literatury] und wurde mir von Prof. Boris Riftin⁵ 2006 überlassen. Wie dieses Typoskript ins Institut gekommen ist, scheint nicht bekannt zu sein – das gedruckte Verzeichnis gibt keine nähere Auskunft darüber.

Die Darstellung ist – einem Tagebuch entsprechend – sehr persönlich und anschaulich, auch menschlich anrührend. So wirft es ein Schlaglicht sowohl auf die Verhältnisse in China wie auch die Autorin selbst.

1 H. Walravens: Herbert Mueller (1885-1966), Sinologe, Kunsthändler, Jurist und Journalist. Eine biobibliographische Skizze. Berlin: Bell 1992 [1993]. 206 S. 4° (Han-pao tung-Ya shu-chi mu-lu.45.)

2 David R. Knechtges, George E. Taylor, Donald W. Treadgold, Frederick W. Mote, Herbert Franke: Hellmut Wilhelm. Memories and bibliography. Oriens Extremus 35.1992, 5–34.

3 Janice R. MacKinnon, Stephen R. MacKinnon: Agnes Smedley. Das Leben einer radikalen Frau mit dem unfehlbaren Instinkt, ihre Person in das Zentrum der weltweiten politischen und sozialen Bewegungen ihrer Zeit zu rücken. Deutsche Bearbeitung und Übersetzung aus dem Amerikanischen von Helga Bilitewski und Marianne Schulz-Rubach. Zürich: Efe Verlag 1989. 421 S. Orig.: Agnes Smedley. The life and times of an American radical. – Inzwischen liegt noch vor: Ruth Price: The lives of Agnes Smedley. Oxford: Oxford University Press, 2005. XII, 498 S.

4 Eine Frau allein. Mein Lebensroman. Frankfurt am Main: Frankfurter Societäts-Druckerei, 1929. 433 S. (Orig.: Daughter of earth.) – China kämpft. Vom Werden des neuen China. (London): Malik-Verl., (1936). 397 S. (China's Red Army marches.) – China blutet. Vom Sterben des alten China. (London): Malik-Verl., (1936). 313 S. (Chinese destinies.)

5 Vgl. H. Walravens: Boris Riftin zum Gedenken [7.9.1932–3.10.2012]. Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 189/190.2013/2014, 5–16.

Es liegt nahe zu vermuten, dass Agnes Smedley die geschilderten Ereignisse publiziert hat. In der Tat ergibt sich, dass die nachstehenden Texte das Schlusskapitel von *China fights back*⁶ bilden. Genauere Prüfung zeigt indessen, dass die Inhalte nicht deckungsgleich sind – die Buchversion ist erheblich gekürzt:

So berichtet das Tagebuch, dass Tschu Teh rief: »Faschismus«, als China nahegelegt wurde, um Frieden zu bitten. Und die ausführliche Beschreibung der Situation der Verwundeten vor ihrer Einschiffung, das hochmütige Verhalten des Offiziers usw. – all das fehlt in der Buchfassung, ebenso wie Einzelheiten über das Gespräch mit dem amerikanischen Gesandten.

So bietet das Tagebuch zahlreiche Details, die später der Kürzung und Redaktion zum Opfer gefallen sind; die Biographie geht auf die hier dargestellten Ereignisse nicht ein. So wird das »Tagebuch« als ein historischer Mosaikstein vorgelegt.

Der Text spricht für sich, und so ist von Fußnoten und Kommentaren abgesehen worden. Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass Agnes Smedley dem von ihr hochgeschätzten Tschu Teh (Zhu De 朱德, 1886–1976) eine Biographie gewidmet hat.⁷

6 *China fights back. An American woman with the Eighth Route Army*, by Agnes Smedley. Beijing: Foreign Languages Press 2003, 199–218.

7 *Der grosse Weg. Das Leben Marschall Tschu Tehs*. Übers. von G. F. Alexan. Berlin: Dietz, 1958. 722 S. (*The great road*. 1956.) – Zhu (Yilong 1. Dez. 1886–6. Juli 1976 Peking), der 1924–1925 zum Studium in Göttingen verbrachte, wurde Oberbefehlshaber der chinesischen Roten Armee und galt als kluger Stratege.



Zhu De (zweiter von rechts, ganz rechts: Mao Zedong)

Beiträge

1. Januar 1938 Generalhauptquartier. Achte Feldarmee

Das Neue Jahr ist gekommen, ein schlimmes Jahr für China. Von den verschiedenen Fronten treffen Berichte ein. Vor ein paar Tagen ist Tsinan dem⁸ Feind genommen worden, Hangtschau fiel, und die Japaner bereiten einen Angriff auf Kanton vor, auf die Kanton-Hankau-Eisenbahn, auf Hankau selbst und die Bahn, die nordwärts nach Peiping fährt. Eine englische Zeitung aus Hankau ist uns in die Hände gefallen, auch alte Zeitungen und Magazine aus Shanghai und Amerika haben uns erreicht. Außerdem hat das Radio uns über die wichtigsten Ereignisse in großen Zügen unterrichtet.

Gestern abend brachte ich Tschu-Teh⁹ die Hankauer und Schanghai-Zeitungen sowie das Oktoberheft der kleinen New Yorker Zeitschrift »Das China von Heute« [China Today]. Tschu-Teh pflegt sofort bei Eingang von Nachrichten die wichtigsten nationalen und internationalen Ereignisse in sein dickes schwarzes Notizbuch einzutragen. Es ist interessant für mich zu beobachten, was er für wichtig hält. Niemals übergeht er auch nur die kleinste Einzelheit über die internationale Bewegung zur Verteidigung Chinas. Er verzeichnete jedes Detail über das Massenmeeting in Madison Square Garden in New York am 1. Oktober und über die Geldsammlung zum Ankauf von Medikamenten, Kleidern und Devisen für China. Die New Yorker Radiomeldungen über die Boykottbewegung gegen Japan, die in Amerika, Frankreich, England und Indien eingesetzt hat, – alles wurde in dies historische Notizbuch eingetragen und wird später in den Armeepublikationen erscheinen oder als Material zu Ansprachen an die Truppen und die Bevölkerung dienen.

Tschu-Teh sammelt gleichfalls alles Bemerkenswerte über die militärische, politische, soziale, ökonomische Lage in Japan. Er schrieb den Bericht über die Rede des japanischen Kaisers nieder, in der den Japanern klar gemacht würde, daß dieser Krieg sehr lange dauern werde. Tschu befahl, daß ein langer Artikel in *China von Heute*, in dem berechnet wurde, was Japan ökonomisch von China gewinnt, wörtlich für ihn übersetzt werde. Mit großem Interesse ließ er sich Buchbesprechungen vorlesen und stell-

8 [Richtig: vom]

9 Tschu-Teh ist Höchstkommmandierender der früheren »Roten Armee«, jetzt »achte Feldarmee« genannt. D. Üb.

te Fragen, die wir nicht beantworten konnten, weil wir die Bücher nicht gelesen hatten. Besonders wichtig erschienen ihm verschiedene Artikel amerikanischer und englischer Zeitungen über die Vernichtung ihrer Kanonenboote auf dem Jangtse durch die Japaner. Voll Verachtung hörte er einen Aufsatz der offiziellen britischen Schanghai-Zeitung, in der die Nanking-Regierung aufgefordert wird, Mussolinis Rat zu folgen und um Frieden zu bitten. Die Zeitung argumentierte, jetzt nachdem die Chinesen so heroischen Widerstand geleistet hätten, könnten sie diesen Schritt tun, ohne sich zu erniedrigen. »Faschismus!« rief er, als wir ihm dieses »einleuchtende« Argument vorlasen.

Meinen Sylvesterabend habe ich im Hauptquartier verbracht. Heute war ich vom frühen Morgen bis in die später Nacht mit verschiedenen Dingen beschäftigt. Ich schrieb Briefe, in denen ich die auf den Bedarf der Achten Feldarmee an Medikamenten hinwies, dann arbeitete ich an einer Artikelserie. Abends ging ich ins Departement für *Propaganda beim Feind*, um an einem Abschiedsmahl teilzunehmen, das zu Ehren von Hsu Tschuen gegeben wird, der nach Sian reist und vielleicht nicht wiederkehrt. Das Hauptquartier hatte für diesen Tag Extrarationen ausgegeben; die Bevölkerung des ganzen Dorfes bekam ein Neujahrsfestmahl.

Zu unserem Abschiedsmahl für Hsu bekam jeder Teilnehmer ein Glas Bei Gar [白干兒], ein Getränk, das so unschuldig aussieht und so heimtückisch ist wie Wodka. Wir waren zehn Personen, die sich in einen halben Liter Bei Gar teilten. Aber da sonst keinerlei Art von Alkohol in der Armee genossen wird, war die Quantität hinreichend, um eine wilde Fröhlichkeit zu entfesseln. Wenn die Chinesen beim Wein sitzen, unterhalten sie sich meist mit einer Art von Glückspiel, und der jeweilige Verlierer muß einen Schluck Wein trinken. Erst spielten wir die in ganz China üblichen Zahlenspiele. Dann kamen Geschicklichkeitsspiele an die Reihe. Mit ein wenig Bei Gar im Leibe fand man all das so furchtbar komisch, daß das Lachen kein Ende nahm.

Als das Festmahl zuende ging, verlor der Bei Gar seine Wirkung, und wir benahmen uns wieder wie normale Menschen. Es kamen sechs oder sieben Leute aus dem Politischen Departement, so daß wir wie Sardinen aufeinander gepackt waren. Um die Luft noch besser zu machen, rauchten wir tüchtig unsere billigen Zigaretten, die wie Stroh schmecken und nach

jedem Zug verlöschen. Dann sangen wir wohl zwei Stunden lang Lieder in vier verschiedenen Sprachen. Da die Gastgeber Propaganda beim Feind betreiben, sprechen sie natürlich Japanisch. Der Leiter dieser Abteilung stammt aus Formosa, so kennt er nicht nur japanische und chinesische Lieder, sondern auch die der eingeborenen Stämme seiner Insel. Ein Mitarbeiter der Politischen Abteilung hatte jahrelang in Frankreich studiert. Er sang französische Lieder, klassische und revolutionäre. Auch Arien aus französischen Opern trug er vor. Ganz plötzlich erklang in diesem dunklen, kleinen Zimmer einer Lehmhütte in Nordchina eine französische Stimme, die von Liebe und Liebesleid sang. Ich glaube, ich habe nie etwas Schöneres gehört.

Es wurden nationale Revolutionslieder vorgetragen, dann stimmten wir zu viert in vier verschiedenen Sprachen – chinesisch, japanisch, französisch und englisch – die Internationale an. Nach der letzten Strophe trug ich sie noch einmal auf Deutsch vor. Dann sangen wir zu dritt auf Französisch, Englisch und Chinesisch die Marseillaise. Ich gab alte und moderne Negergesänge zum besten, dann hörten wir japanische Liebeslieder, japanische Volkslieder und ein japanisches Räuberlied.

Während wir sangen, fand in unserem Dorf eine Vorstellung der Armeetheatergruppe statt, über die mir später berichtet wurde. Die ganze Stadt war zusammengelaufen, die Menschen standen zu Mauern gedrängt. Nach der Vorstellung ergriff Peng Teh-hwei, Vizehöchstkommandierender der Armee, eine Ansprache. Er gab einen kurzen Bericht über die kriegerische Gesamtsituation, und ausführlich sprach er über die Kämpfe der Achten Feldarmee in Nordschansi, Westhopei, Süd-Tschahar und Suiyüan. »Bald wird der Krieg auch im Süden unserer Provinz beginnen« sagte er. »Der Sieg hängt davon ab, daß jeder Mann und jede Frau ihre Pflicht tun, genau wie die Bewaffneten. In den Monaten, in den Jahren, die vor uns liegen, müssen Armee und Volk zusammengeschlossen sein wie mit stählernen Bändern. Wenn das Volk organisiert und bewaffnet ist, wenn diese Einheit zwischen Volk und Armee sich als unzerreißbar erweist, muß China siegen.« Mitten im Festtrubel dieser Nacht fand ich Gelegenheit, mit einem Mitglied des Politischen Departements zu sprechen, der mit zwanzig Mann seiner Abteilung eben aus Westschansi zurückgekehrt war, aus dem Distrikt am Ufer des Gelben Flusses. Dort hatten sie das Volk organisiert und Partisanentruppen aufgestellt. Zuerst

formierten sie Bauernlegionen, aus deren Reihen wählten sie dann die Mitglieder für bewaffnete Partisanentrupps. Sie sagten, es sei eine sehr, sehr schwere Arbeit. Der Bezirk ist wirtschaftlich zurückgeblieben, die Leute haben kaum genug zu essen. Das Nationalbewußtsein ist schwach entwickelt. Sie wollen ihre Häuser nicht verlassen, um zu kämpfen. Sie fürchten sich, in die Partisanentrupps einzutreten, denn die könnten so an die Front geschickt werden. Sprachen die Organisatoren über die japanische Gefahr, dann stimmten sie ein, aber sie jammerten: »Ich habe alte Eltern!« oder: »Ich habe drei Kinder!« oder: »Wer soll das Land bestellen, wenn nicht ich ...?« In die Bauernlegionen traten sie alle willig ein, aber nur wenige wollten Partisanen werden. Solange ihre Lebensbedingungen dadurch nicht gebessert werden, sehen sie keinen Grund zu solcher Aktivität. Sie haben zuviele Probleme, Steuern und andere Abgaben lasten auf ihnen. Nicht nur die Hälfte, sondern volle zwei Drittel ihrer Ernte müssen sie dem Landesherrn als Pacht entrichten. So spitzt sich das Problem zur Bauernrevolution zu, für die Kommunisten seit vielen Jahren kämpfen. Es kommt darauf an, die Lage der breiten Massen zu bessern und dennoch eine gemeinsame Front aller Klassen aufrechtzuerhalten, die sich den Japanern entgegenstellt. Wie soll man die Steuern ermäßigen, während die Japaner ständig neues Gebiet an sich reißen und die Quellen unseres Nationaleinkommens in ihre Kassen leiten? Die Kommunisten sagen, nicht die Armen, sondern die Reichen sollten die Regierung in ihrem Kampf um die Freiheit bewaffnen, indem sie ihren Reichtum opfern. Jeder müsse geben, was er hat – die Reichen ihren Besitz, die Männer mit körperlicher Kraft ihre Leistung.

Diese grundlegenden sozialen Fragen im nationalen Freiheitskampf müssen gelöst werden. Wo die Achte Feldarmee steht, existieren diese Probleme nicht, wohl aber in den andern Bezirken. Solange sie nicht gelöst sind, werden die Japaner Sieg um Sieg erkämpfen. Solange das Land den Großgrundbesitzern und hohen Beamten gehört, denkt der arme Mann: die sollen es verteidigen!

Es erheben sich noch ernstere Schwierigkeiten. General Yen Hai-schan, seit achtundzwanzig Jahren Gouverneur dieser Provinz und ihr »kleiner Kaiser«, hat verlangt, daß die Achte Feldarmee ihre »lokale Arbeit« aufgibt – das heißt, daß sie das Volk nicht mehr aufklären soll und die Organisation von Partisanen unterläßt. Man weiß, was das bedeutet. Wahrschein-

lich ist es nichts als Notwehr eines alten Militärs, der sein Einkommen gefährdet glaubt. Die Organisation und Bewaffnung der Partisanen abbrechen, heißt, den Japanern unmittelbar Hilfe leisten. Seit langer Zeit gehen auch Gerüchte über General Yens Beziehungen zu den Japanern um.

Endlich erfuhr ich heute nacht, daß die Politische Abteilung in Fengyang ein Regiment neuer Freiwilliger in den Nordwesten geschickt hat, das gestern hier eingetroffen ist. Es sind alles Partisanen, der Großteil Bauern, aber auch viele Arbeiter und Handwerker. Fengyang ist eine fortgeschrittene Gegend, dort war die Organisation der Partisanen leicht. Die Leute liegen in den Dörfern unserer Nachbarschaft und werden ausgebildet.

So fing das Neue Jahr an.

2. Januar. Hauptquartier.

Die Japaner haben längs der Tschentai-Bahn zehntausend Mann frische Truppen aufgestellt. Sie hatten schon Verstärkungen in Taiyuanfu. Sie planen einen neuen Feldzug, dessen Beginn wir jeden Tag erwarten. Alle Kommandeure der Achten Feldarmee haben sich zu einer Sitzung vereinigt, sie haben viele Entscheidungen zu treffen. Die chinesische Armee ist geschlagen worden – mindestens haben die Japaner die wichtigsten Küstenstädte erobert. Jetzt werden die einzelnen Armeen reorganisiert und – so glaube ich – politisch gründlich unterrichtet. Die Bewegungstaktik der Achten Feldarmee wird auch in anderen Armeen eingeführt, schon herrscht der Bewegungskrieg längs der ganzen Küste. Es ist erst der Anfang, In China beginnt ein großer Umschwung. Die nationale Einheit zwischen der Kuomintang und den Kommunisten wird intensiver zusammengeschweißt. Viele Kommandeure der Achten sind zu anderen Armeen gegangen, um sie im Partisanenkrieg auszubilden. Viele kommunistische politische Führer sind in das neue nationale Zentrum, Hankau, gegangen. Ihre Tageszeitung, die früher in Yen-an veröffentlicht wurde, wird künftig in Hankau erscheinen.

Hier in Schansi beabsichtigen die Japaner eine große Attacke, die den ganzen östlichen Teil der Provinz erobern soll. Es gibt zwei Hauptautostraßen, die südwärts in die östliche Hälfte der Provinz führen, und auf diesen Straßen beabsichtigen sie, vorwärts zu dringen, während sie eine

andere Heeressäule längs der Eisenbahn ins Herz der Provinz vorstoßen lassen. Zugleich unternehmen sie eine große Überflügelungsbewegung gegen die chinesischen Streitkräfte. Sie glauben, daß wenn sie die östliche Seite der Provinz rechts des gelben Flusses vollkommen besetzen, sie der chinesischen Verteidigung in die Flanke fallen und sie über den Gelben Fluß werfen können. Das ist natürlich nur ein japanischer Wunsch, es muß keine realisierbare Möglichkeit sein.

Die Japaner haben auch »politische« Maßnahmen ergriffen. Davon ist eine die Verwendung von chinesischen Verrätern. Sie haben über hundert Verräter in den Süden von Taiyuanfu geschickt, darunter siebenundzwanzig Frauen.

Vor unserer Provinz liegen blutige Wochen und Monate. Wir hören, daß das Hauptquartier sich bald in Bewegung setzt. Der Fronthilfedienst geht in andere Provinzen; Lipo und Hsu Tschuen verlassen uns.

4. Januar. Im Zuge nach Schansi.

Gestern sagten Tschu-Teh, Peng Teh-hwei und Jen Pei-si zu mir: »Wir wünschen, daß Sie nach Hankau gehen. Es gibt dieses und jenes und manches zu tun, das nur Sie ausführen können.«

Ich antwortete ihnen in Worten, die sie nicht verstanden, in biblischen Worten: »Versuche mich nicht, daß ich dich verlasse, oder daß ich deinen Schritten nicht mehr folge; wo du hingehst, da will auch ich hingehen, und wo du bleibst, da will auch ich bleiben; dein Volk sei mein Volk, und dein Gott mein Gott!

Wo du stirbst, da will auch ich sterben, und da will ich begraben sein ...«

Sie antworteten: »Wir wissen, daß Sie sich nicht fürchten – aber ein neuer Feldzug setzt ein. Wir werden nirgends zur Ruhe kommen, ständig in Bewegung sein. Große Gefahren erwarten uns, und Sie könnten getötet werden. Wir wollen für Ihren Tod nicht verantwortlich sein, wir wollen lieber, daß Sie leben und arbeiten.«

»Warum spricht Ihr mir vom Sterben oder von Todesgefahr, während Ihr alle angesichts des Todes lebt? Laßt mich ebenso leben! Ich wünsche mir den Tod nicht, und ich will nicht sterben, wenn ich es vermeiden kann.

Aber wenn ich sterben muß, – früher oder später wird es ja so kommen – laßt es hier sein. In Hankau ist die Todesgefahr so groß wie hier. Hankau bedeutet geistigen Tod für mich. Ich lebe seit vielen Jahren in China. Die Städte der Bourgeoisie sind Sümpfe. Dort war ich immer so voll Jammer, daß ich mich physisch krank fühlte. In Eurer Armee bin ich wieder gesund geworden ... Und deshalb glaube ich, daß diese Armee die Hoffnung Chinas und Asiens ist, weil die Seele Eurer Armee rein ist – verzeiht mir dies Wort – und zielbewußt. Hier habe ich die einzigen glücklichen Tage meines ganzen Lebens verbracht. Hier allein habe ich den Frieden in Geist und Seele gefunden ... Euch zu verlassen, heißt, in den Tod gehen oder in etwas, das dem Tode gleichkommt!«

Höflich, fürsorglich, gütig widerlegten sie mich, und je gütiger sie wurden, desto schwächer wurde ich, und ich weinte. »Geh«, sagten sie, »und komm später zurück. Es ist nur für eine kurze Zeit.«

»Wenn Ihr es wünscht, dann muß ich gehen.«

»Bleiben Sie noch ein paar Tage; wir rufen die ganze Armee hier zusammen, um ihnen Lebewohl zu sagen. Unsere Armee liebt sie.«

»Laßt mich nicht noch mehr leiden. Genug, daß ich gehen muß. Wenn ich die Armee sehen soll, bevor ich gehe, das könnte ich nicht ertragen.«

Ich ging hinaus und lief über die Felder. Meine Seele spannte einen Teppich zwischen sich und die Wirklichkeit, so daß ich durch einen Traum zu wandern glaubte. Immer dachte ich: »Was ist das für ein entsetzlicher Traum? Gleich werde ich erwachen!« Immer wieder fragte ich mich, ob es nicht vielleicht doch Wirklichkeit sei. Nein, das konnte nicht Wirklichkeit sein. Und wenn es dennoch so wäre – diese Angst peinigte mich mehr, als ich ertragen konnte. Ich dachte mit Entsetzen an Hankau und andere Städte – an die offiziellen Bankette, an jene Männer, die aus dem Blut der kämpfenden Soldaten Geld machen, an ihre Hypokrisie, ihren Schwindel, ihre Korruption, ihren Egoismus.

Ich kam beim Wandern an einem Dorf vorbei, in dem ein Tausend neuer Freiwilliger der Achten Feldarmee ausgebildet wurden. In Schmerzen kehrte ich um und wanderte zurück und legte mich auf einen Grabstein nieder. So ging es Stunden und Stunden.

Es war dunkel, als ich in unser Dorf zurückkam. Ich war so tief in mein Leid versenkt, daß ich meine beiden Wächter nicht sah, Kuo und Wang, die bei mir eintraten. »Ich will allein sein« sagte ich zu ihnen, aber sie blieben stehen. Sie wollten nicht gehen. So lief ich wieder in die Nacht hinaus. Sie folgten mir. Ich drehte mich um, sah Kuo und befahl ihm zornig umzukehren. Er folgte mir weiter. Zweimal befahl ich es, dann endlich blieb er zurück. Ich glaubte allein zu sein, aber bald hörte ich Schritte hinter mir, drehte mich um und sah in das Gesicht meines anderen Wächters Wang. Ich befahl auch ihm umzukehren, aber er gehorchte nicht. Mein Zorn rührte ihn nicht. Traurig stand er da und bat: »Komm zurück! Geh nicht weiter! Ich darf nicht fort. Wenn ich es tue, würde der Kommandeur mich zur Verantwortung ziehen.«

Ich ging mit ihm zurück, und wieder einmal stand ich mit meinen Wächtern in meinem Zimmer. Ich war böse. Wang Schi-fu ließ den Kopf hängen und malte Figuren in den Staub auf unserem Tisch. Kuo Schen-wa begann zu sprechen: »Wir begleiten Dich schon seit vielen Monaten. Wang Schi-fu schon seit einem Jahr. Wir wollen Dich nicht verlassen. Laß uns mit Dir gehen, es zählt nicht, wohin. In unserem ganzen Leben werden wir nie vergessen, wie gut Du zu uns bist.«

Dann sprachen sie zu mir: »Versuche uns nicht, Dich zu verlassen!« – und etwas von meinem Jammer wick.

Mein Übersetzer und Kuo Schen-wa fragten bei Tschu-Teh an, ob die Wärter mich begleiten dürften. Wang und ich warteten, Wang sprach kein Wort. Sein Gesicht war voller Gram.

Mein Dolmetsch kam zurück und sagte: »Der Kommandeur sagt, daß Kuo Schen-wa mit Dir gehen kann. Wir haben so wenig Geld, es ist schwer, für beide zu zahlen.«

Wang stand einen Augenblick erstarrt, dann verschwand er rasch und schweigend in der dunklen Halle. Von meinem Bett aus konnte ich sehen, wie er auf sein Lager sank und sein Gesicht bedeckte. Diesen Jungen liebe ich wie einen eigenen Sohn. In schwerer Krankheit habe ich ihn gepflegt, und wie oft hat er mich gepflegt!

Ich stand auf und ging mit Kuo zu ihm. »Genosse Tschu hat nur deshalb so entschieden, weil zufällig Kuo bei ihm war«, sagte ich. »Wenn ihr beide wollt, daß die Entscheidung geändert wird, schreibe ich eine Zeile.«

Sie sprachen nicht. »Was willst Du?« fragte ich Kuo. »Ich möchte, daß wir beide mit Dir gehen, wohin immer Du gehst.«

Aber Wang wollte gar nichts sagen, so oft ich ihn fragte.

»Entscheide Du«, sagte Kuo zu mir. Ich liebe Wang, aber ich bewundere Kuo und baue auf ihn wie auf Erz. »Was für ein schrecklicher Traum« dachte ich wieder, »aber gleich werde ich erwachen!«

Mein Dolmetsch, ein neu angekommener Student von »draußen«, fand das Problem sehr einfach. »Wärter ist Wärter«, sagte er.

Endlich entschied ich: »Genosse Kuo, Du sprichst den Kiangsi-Dialekt, und ich kann Dich kaum verstehen. Wang verstehe ich, weil er Szetschuan spricht. Ich glaube, es ist das beste, wenn er mich begleitet.«

Ich sprach die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Die ganze Wahrheit bestand darin, daß ich den jüngeren, schwächeren, den hilfloseren gewählt habe.

Der Dolmetsch teilt Wang mit: »Genosse Tschu-Teh sagt, Du kannst kein Gewehr bekommen.«

Die Leibwärter sind sehr stolz auf ihre Waffen: Sie lassen sie nie aus der Hand, legen sie nachts unter den Kopf, sie sind Wächter, und wenn sie keine Lust haben, lehnen sie jede persönliche Handreichung ab. Als wir letzten September in Sian den Sowjetbezirk verließen, sah ich sie in Zorn, weil ihnen die Gewehre abgenommen wurden. Sie bekamen »Diener«-Abzeichen, aber sie steckten sie in die Tasche und weigerten sich, sie zu tragen.

Diesmal aber sprang Wang Schi-fu auf, legte seinen Patronengürtel ab, sein Mausergewehr und händigte beides ohne Zögern Kuo Schen-wa aus.

Plötzlich fühlte ich mich so überwältigt, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen hielt. Ich schleppte mich an mein Bett, und bis drei Uhr morgens lag ich schlaflos da. Dann brachen wir alle nach Hungtung auf, zum

Bahnhof. Kuo sagte: »Ich begleite Dich bis Hungtung, um Dir Lebewohl zu sagen.«

Unsere Kavalleristen eskortierten uns. Mein geliebtes Pferdchen Yunnan ging an meiner Seite und bettelte um Brot. Es war kein Mond, die Sterne warfen nur ein mattes Licht auf die winterliche Erde.

Es war diese Erde selbst, von der ich Abschied nahm. Wir zogen durch Felder mit Wintersaat und durch Haine von Birkenbäumen. »Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt wohl!« skandierte mein wandernder Fuß ...

Jetzt verlassen wir Schansi in einem Sanitätszug. In Linfen hatten wir einen Tag Aufenthalt, und ich ging in das europäische Hospital, um festzustellen, welche Medikamente dort nötig waren. Der Zug untersteht den Ärzten des Höchsten Militärkommandos, ich erfahre, daß sie jetzt acht solcher Züge für die Verwundeten besitzen. Es ist bitter kalt, die Waggons sind nicht geheizt. Es gibt auch kein Licht.

Eine Arbeiterin von Ho-Lungs hundertzwanzigster Division reist mit uns. Sie ist aus dem Nordwesten gekommen, wo sie »lokale Arbeit« gemacht hat, das heißt, das Volk zum Widerstand gegen die Japaner organisiert. Wieviele Bauernpartisanen es jetzt im Nordwestlichen Teil der Provinz gibt, weiß sie nicht. »Zehntausend?« »Nicht genug«, antwortet sie. Die Frauen seien sehr zurück, aber hier und dort hätten sie doch eine Arbeitsgruppe von Frauen aufgebaut, die für die Partisanen und Soldaten nähen, waschen, stricken. Diese Frau ist jetzt krank und fährt in ein Hospital in Sian. Ihre einst blaue Uniform ist verschossen. Auf ihr Bündel geschnallt, trägt sie eine graue Baumwolldecke ...

Diese Arbeiterin, mein Wächter und ich sprechen mit einem leicht verwundeten Soldaten. Wir stehen an einem offenen Fenster, und der Schein der niedergehenden Sonne liegt auf den Gesichtern seiner Genossen. Sie alle sind jung und schön, sie sind intelligent und zuverlässig, alle ihre Gespräche drehen sich um die Lage Chinas, heute und in der Zukunft. Der Soldat gehört zur fünfundvierzigsten Armee. Er hat bei Yengkengkwan, einem der strategisch wichtigsten Punkte an der großen Mauer, gekämpft. Er spricht von den verschiedenen Armeen und sagt, die beste sei die Achte Feldarmee. Bei diesen Worten glänzt sein Gesicht vor Begeisterung.

Mit uns reist ein Tschingkangschan-Rotarmist. Das klingt nicht bedeutend. Für die Achte Feldarmee bedeutet es: Veteran der Revolutionsarmee. Der Berg Tschingkang an der Grenze zwischen den Provinzen Kiangsi und Hunan war die erste befestigte Basis der chinesischen Roten Armee. Es war das Zentrum des Fünf-Provinzen-Sowjetstaats. Die Tschingkangschan-Lieder der Roten Armee sind voll Heimweh; sie schildern die Schönheit und Majestät dieses Landes mit tiefer Sehnsucht.

Vor neun Jahren stieß unser Mann zu den Partisanen jenes Bezirks, und wenig später trat er in die Rote Armee ein. Ich fragte ihn, in wieviel Schlachten er während dieser neun Jahre gekämpft habe, da atmete er tief und pfiß durch die Zähne.

»Darauf kann ich nicht antworten«, sagte er, »es waren zu viele«. »Wie oft warst du verwundet?« »Sechsmal«, sagte er, »das weiß ich bestimmt!«

Und wieviele Tschingkang-Männer es noch bei der Armee gäbe?

»Nur wenige«, sagte er, »soviele sind in den Schlachten gefallen. Die Überlebenden sind fast alle in leitenden Stellungen.« Er selbst ist Abteilungsleiter im Nachrichtendienst.

5. Januar. Unterwegs. Schansi

Unser Zug bummelt dahin, wie es ihm paßt. Letzte Nacht blieb er um ein Uhr stehen und setzte sich erst wieder am späten Nachmittag in Bewegung. Wir halten an jeder Station, die Lokomotive wird abgehängt und begibt sich landeinwärts, es sieht aus, als wollte sie einen heben gehen.

Heute morgen kletterten wir aus dem Waggon und versuchten, uns warm zu laufen. Unser einziges Wasser war das aus der Lokomotive. Ich hielt meine Waschschüssel hin und konnte mir endlich einmal das Gesicht waschen. Wir kauften Trinkwasser und ein paar flache Biskuits zum Frühstück. Die Nacht war bitter kalt, nur die Körper der Menschen dunsteten Wärme aus. Immer wieder sprangen sie auf und stampften mit den Füßen, um sich zu erwärmen. Vier von ihnen standen die ganze Nacht um mich herum und sprachen über politische und militärische Fragen. Es waren Subalternoffiziere aus verschiedenen Armeen, einer von ihnen trug Uniform, aber einen Zivilmantel und eine Pelzmütze. Der Völkerbund

kam aufs Tapet, über die amerikanische und die englische Politik wurde debattiert, immer wieder kamen wir auf Sowjetrußland zu sprechen. Sie erzählten von den japanischen Flugangriffen, die in den Städten Entsetzen erregten. Die Achte Armee, sagten sie, hat die richtige Methode für diesen Krieg – Partisanentruppen, Bewegungskrieg –, so muß China kämpfen.

Am frühen Morgen kam ein Mann, der Kondukteur zu sein schien. Er faßte mein Schulterabzeichen an, wie es schien, aus Neugier, und wollte wissen, woher ich käme, wer ich sei und so weiter. »Reporter der Achten Feldarmee! Sind Sie zufrieden?« fragte ich schläfrig. »Hao! Hao!« bellte er erstaunt, lachte und ging ...

Wir nähern uns Fenglingtohkou am gelben Fluß. Bald werden wir nach Tungkwan übersetzen, auf der Fahrt nach Hankau. Die kleine Schansi-Zeitung berichtet, daß gestern dreißig japanische Flugzeuge Hankau bombardiert und viele Arbeiter getötet haben.

6. Januar. Tungkwan

Gestern Nacht kamen wir in Fenglingtohkou jenseits des Gelben Flusses an. Die Straßen waren voll von Soldaten und Flüchtlingen, aber wir hatten das Glück, zwei winzige Zimmer zu finden, eine Höhlenwohnung. Das eine war fast ganz ausgefüllt von dem K'ang, der Lehmbank, die als Nachlager dient, und sie war breit genug, dreien von uns fünf Menschen ein Lager zu bieten. Die beiden andern schliefen in dem Nebenraum auf einem Tischbett. Wir gehören alle der Achten Roten Feldarmee an, zwei Frauen und drei Männer. Nach einer Nacht auf den schmalen Bänken im kalten Waggon war es höchster Luxus, sich auszustrecken und zu schlafen.

Heute morgen nahmen wir ein bescheidenes Frühstück in einem kleinen offenen Lehmrestaurant, luden unsere Betten auf und gingen ans Flußufer, in der Hoffnung, übersetzen zu können. Der Flußspiegel hat sich gesenkt, seine Ufer bestehen aus trockenem oder hartgefrorenem Lehm. Aber er ist immer noch breit und reißend, in seinen Fluten treiben kreisend Eisblöcke. Tausende von Soldaten stehen am Ufer, die gleichfalls hinüber wollten, ganze Kompagnien und Bataillone mit aller Ausrüstung.

Die Gewehre standen in Pyramiden. Vorräte jeder Art lagen in großen Haufen daneben. Verkäufer mit Eßwaren liefen auf und nieder, der Rauch ihrer kleinen tragbaren »Küchen« stieg in die frostige Luft empor.

Um an Bord einer Dschunke zu gehen, mußte man über leicht hingeworfene Planken von einem Pfeiler zum anderen in den Fluß hineinschreiten. Die Planken waren schmal, sie mündeten auf dem noch schmaleren Rand der Dschunke, die schwer beladenen und die verwundeten Männer mußten darauf hinbalancieren. Bevor ein Mann das Fahrzeug erreichte, auf dem er übersetzen sollte, hatte er vier oder fünf solcher Bootsrandkletterpartien hinter sich. Das war eine harte Arbeit für die armen Verwundeten, die Schwerverwundeten wurden auf Leinwandbahnen in die Sanitätsdschunken befördert, die auf sie warteten.

Es dauerte mehr als sechs Stunden, ehe wir an Bord unseres Fahrzeuges kamen. Während dieser Zeit bewegte ich mich erst unter der Menge, aber dann war ich vollauf in Anspruch genommen, um Zügen von Verwundeten Hilfe zu leisten, die stundenlang auf ihren Bahnen, der gefrorenen Erde nahe, lagen und sich nach den Hospitalbetten sehnten. Viele von ihnen trugen nichts als die dünne Sommeruniform, viele hatten keine Bettdecken noch Mäntel. Zitternd und stöhnend lagen sie da, zwei waren nicht nur verwundet sondern hatten Lungenentzündung, der Rand der Bahre vor ihren Gesichtern war dicht bedeckt mit aus ihren kranken Lungen gehustetem Schleim.

Ein hochgewachsener Offizier war verantwortlich für diesen Transport. Er trug eine wattierte Uniform, hohe Stiefel, Pelzmantel und Pelzmütze. Ich bat ihn, den Verwundeten Decken zu geben. Er antwortete feindselig, es gäbe keine Decken; dann schnitt er das Gespräch mit einer Handbewegung ab und lachte hart und grausam auf. Um nicht zu predigen, was ich selbst nicht zu tun bereit war, rollte ich meine Bettlast auf und nahm die einzige Decke, die ich besaß. Ich faltete sie doppelt und legte sie auf einen der Verwundeten. Dann wandte ich mich wieder an der Offizier und verlangte von ihm eine Decke oder einen Mantel für den anderen Mann mit Lungenentzündung. Ich berührte seinen Pelzmantel und sagte: »Geben Sie ihm das, bis er über den Fluß hinüber ist und im Zug liegt.«

Der Sanitätsoffizier warf den Kopf zurück und lachte, daß Menschen sich um uns sammelten. Denen erzählte er, welche Zumutung ich an ihn

gestellt hatte. Darauf nahm ich meinen eigenen pelzgefütterten Mantel und breitete ihn über den kranken Verwundeten. Ich hatte keine wattierte Winteruniform an, aber meine Uniform war aus Wolle, und ich hoffte, warm zu bleiben, wenn ich mich tüchtig bewegte. Der Kranke wickelte sich in meinen Pelz und war sehr bald eingeschlafen. Auch die Krankenträger im Zuge der Verwundeten besaßen keinerlei Wintermäntel. Einen von ihnen hörte ich sagen: »Haben Sie Dank.«

Der pelzummüllte Sanitätsoffizier verschwand, ich ging mit meinem Wächter fort, um Haferschleim und heißes Wasser für die Verwundeten zu besorgen. Sie hatten nichts zum Frühstück bekommen. Ihre Träger drängten sich um uns, sie besaßen selbst keinen Cent, um ihren Kameraden zu helfen. Als wir die Einkäufe gemacht hatten, halfen sie uns tragen und die Verwundeten nähren. Sie gaben sich viel Mühe und versuchten, ihre Verwundeten zuerst an Bord der Dschunken zu bringen. Aber die Offiziere ließen es nicht zu.

Bald darauf trat ein Offizier in Pelzmantel lächelnd auf mich zu. Er drückte seine Freude aus, eine amerikanische Freundin Chinas kennen zu lernen. Es sei sehr gütig von mir, daß ich meinen Mantel hergegeben habe, meinte er, aber die Chinesen verstünden so etwas kaum. Ihre große Schwäche sei Mangel an nationalem Geist. Deshalb dächten sie nicht daran, den frierenden Verwundeten beizustehen. Er lächelte, stolz auf seine Klugheit. Aber er stand in seinem Pelzrock vor mir, die keinen Mantel trug ... Ich forderte ihn auf, die Verwundeten sofort auf die Hospitaldshunken zu bringen und sie über den Fluß zu befördern. Lächelnd gab er mir zur Antwort: »Sehen Sie, das sind nicht *unsere* Verwundeten. Die Verwundeten *meiner* Division sind schon drüben. Diese Leute hier unterstehen dem Militärkomitee der Heeresgruppe Yuan.«

Damit war für diesen Gentleman, der den Mangel an nationalem Geist bei den Chinesen vermißte, das Problem gelöst.

Gerade als unsere Abteilung an Bord einer anderen Dschunke kommandiert wurde, wurden die Verwundeten auf das Hospitalschiff übernommen. Unsere Wege trennten sich, ich mußte meinen Mantel zurücknehmen. Ich sah die Verwundeten auf dem Schiffsboden sitzen, gegen die kalten Winde geschützt, und mitten unter ihnen den Mann mit der Lungenentzündung, dem ich meine letzte Decke gegeben hatte. Halb be-

wußtlos lehnte er an der Schulter eines der Krankenträger – aber mein Mantel war fort. Ich ging an Bord seines Fahrzeugs, ich fragte rundum. Keiner der Verwundeten hatte ihn, keiner der Träger. In meinem Zorn schimpfte ich los: »Ich wette alles, daß dieser Sanitätsoffizier ihn genommen hat, das und das nochmal das bis in die zehnte Generation seiner Großmütter!«

Auf unserer Dschunke fing dann das Warten wieder an. Es mißfiel einem Offizier von der einundzwanzigsten Division, er brüllte die Fährleute an, sie sollten abstoßen. Aber das Personal mußte auf den Befehl ihres eigenen Offiziers warten. Er sagte dem Offizier von der Einundzwanzigsten, von ihm nähme er keine Befehle an, er möge sich um seine eigenen Sachen kümmern. Darauf sprang ein Offizier von einer anderen Dschunke zu uns herüber und schlug dem Bootsmann ins Gesicht, bei jedem Schlag stieß er einen wütenden Fluch aus. Der Bootsmann wagte es nicht, eine Hand zur Verteidigung zu erheben. Er stand aufrecht und wiederholte: »Ich nehme nur Befehle von meinem Vorgesetzten entgegen!«

Über die wackelnden Planken zog zitternd der Trupp von Verwundeten ein. Manche lagen auf Bahren, andere wurden von ihren Kameraden halb getragen. Die Kameraden waren sanft wie Mütter, wenn es nicht vorwärts ging, legten sie die Arme um den Verwundeten und ließen ihn an ihren Schultern ruhen. Arme Menschen halfen den Armen, starke Männer halfen den Schwachen, ein Kamerad half dem anderen.

In dieses Bild menschlicher Liebe hinein hörte ich Offiziere ihre Soldaten anbrüllen und beobachtete, wie die Soldaten alles hinnahmen und gehorchten. Ich dachte an die Achte Feldarmee, in der es ein Verbrechen wäre, einen Untergebenen anzubrüllen, zu beleidigen oder gar zu schlagen, es sei, wer es sei. Ich habe mit der Armee als einer der ihren gelebt, niemals habe ich Schimpfworte gehört.

Dann zog ein anderes Bild meine Aufmerksamkeit an. Da war ein großer Maulesel, der ein Vorderbein gebrochen hatte. Wie ein Stück Holz oder Eis hing es an ihm, nur noch durch einen Streifen Fell und Fleisch mit dem Tier verbunden. Blut rann aus der Wunde und gefror zu Klumpen. Halb stand das Tier in dem eisigen gelben Strom, halb auf dem Lehmufer. Schweigend hob und senkte es den Kopf, hob und senkte ihn noch einmal und starb langsam dahin. Jetzt lag es direkt unter den Planken,

über die die Soldaten marschierten. Keiner schoß ihm eine Kugel in den Kopf. Alle sahen das schreckliche Bild, keiner opferte ein Geschöß.

Um sieben Uhr morgens waren wir am Flußufer angekommen, um zwei Uhr nachmittags setzten wir über den reißenden Strom. Als wir den stau-bigen Hügel zu der alten majestätischen Mauer emporklommen, die eine Bergstadt und einen bedeutenden Paß zum Nordwesten umschließt, machte ich Aufnahmen von dem wirbelnden Strom unter mir und der langen Reihe frischer Gräber an seinem Ufer. Überall ließ sich feststellen, daß die Chinesen rüsteten, um diesen Paß bis zum äußersten zu verteidigen.

Vielleicht machten mir die Gräberreihen deshalb einen tiefen Eindruck, weil im allgemeinen die chinesischen Soldaten ihre letzte Ruhe in Massengräbern finden und kein Stein an sie erinnert. Hier hatte jedermann sein eigenes Stückchen Erde, und eine Holztafel darüber trug seinen Namen, seine Geburts- und Todesdaten und die Worte »Held des Volkes«-Endlich ist der gemeine Soldat ein »Held des Volkes«.

Während ich durch die Straßen der alten Stadt ging, sah ich einen Offizier, der neu ausgehobene Rekruten vor sich hertrieb. Es waren vier Mann, offensichtlich Bauern, die, aneinander gebunden, wie Schlachtvieh einher liefen. Zukünftige »Helden des Volkes« ...

Allgemeine Wehrpflicht ist eine gute Sache, dachte ich, aber ich möchte einen reichen Mann sehen, der durch die Straßen geführt und auf den Exerzierplatz gejagt wird. Nur einen reichen Mann, großer Gott, einen, nur einen einzigen! Nach einem Jahr bei der roten Armee und den Kommunisten quälte es mich halb zu Tode, in dieser »Außenwelt« die alten Bilder des Leidens, der Ungerechtigkeit, der Rohheit zu sehen.

Auf dem Bahnhof von Tungkwan erklärte ein Eisenbahngendarm, der früher Inspektor in Nanking gewesen war, nachdem er meine Pässe visitiert hatte, mit einem verächtlichen Blick auf die Menschenmassen ringsum, daß ich hier nicht warten könnte. Er führte mich in ein wohl ausgestattetes Stationszimmer, fern der niedrigen Menge! Ich freute mich über das Zimmer, das wir heizen konnten, aber ich freute mich nicht über die Gründe, denen ich es verdankte.

8. Januar. Auf der Fahrt nach Hankau

Bei Tschengtschau haben wir heute Nacht umsteigen müssen. Ringsum auf dem Bahnhof hingen riesige Plakate, zahllos, auf einem las ich: »Millionen von Männern eines Herzens kämpfen bis zum letzten«. Diese Region ist von Truppen überschwemmt wie der ganze Norden und Nordwesten Chinas. Es scheint, daß drei Viertel der gesamten Bevölkerung in Uniform stecken.

Viele Flüchtlinge drängten sich auf dem Bahnsteig von Tschengtschau. Sie hatten all ihre irdische Habe auf Schubkarren geladen, es waren wenig Männer darunter. Die meisten Frauen und Kinder saßen aneinander gedrückt und gaben keinen Laut von sich. Ich beobachtete die Gesichter zweier Männer, die wie Denkmäler standen. In ihren langen weißen Steppdecken erinnerten sie mich an unsere Indianer. Es waren Bauern aus Westhopei, dem Bezirk, in den die Achte Feldarmee mit ihren Partisanen kämpft und die Japaner im Angriff sind. Eine standhafte alte Frau, die weder Decke noch Mantel besaß, und deren runzeliges Gesicht so rührend war wie ihre heisere Stimme, erzählte uns: »Jeden Tag Krieg zwischen den Partisanen und den Japanern. Krieg und Not, das nimmt kein Ende!« »Wie alt bist Du?« »Zweiundsiebzig.« »Wie bist Du von Westhopei hierhergekommen?« »Wir marschieren – seit dem letzten November.«

Aus ihren Worten, ihrer Stimme, ihrem unbewegten Gesicht sprach ein finsterner Grimm. Zweiundsiebzig Jahre alt, wanderte sie über die gefrorenen Landstraßen des Nordens, litt jede Entbehrung und verlernte fast zu sprechen.

Eine andere Frau zog die Falten ihrer Steppdecke eng um sich, aus ihrem Busen heraus quäkte die Stimme eines kleinen Kindes. Ein anderes Kind, kaum zwei Jahre alt, verkroch sich zu ihren Füßen in die Decke. Dann enthüllte das kleine Ding sein Gesicht und lächelte uns an, es lächelte dankbar, wie ein Erwachsener. Sein Gesicht war süß und sanft. Kein laut der Klage kam von ihm, obwohl es halb erfroren war.

»Heute hatten wir nichts als heißes Wasser«, erzählte uns die Bäuerin. »Gegessen haben wir gar nichts, gib uns Geld.«

Ich besaß genau sechs Dollar, und es war zweifelhaft, ob unser Militärpaß auf dem Expres nach Hankau anerkannt wurde. Wenn wir zahlen muß-

ten, waren sechs Dollar nicht genug. Dann mußte ich selbst von einem der Genossen Geld leihen, so konnte ich nichts geben. Sechs Dollar – für ein paar hundert Menschen!

In einen Dritte-Klasse-Wagen der chinesischen Eisenbahn kann man nur nach sorgfältigen Feldzugsplänen einsteigen.

»Wenn der Zug einläuft« schlug einer der Genossen vor, »heben wir Wang auf unsere Schultern und schieben ihn durch ein Fenster. Dann reichen wir ihm das Gepäck hinauf. Dann helfe ich mir durch das Fenster. Und dann geht ihr selbst durch die Tür am Ende des Waggons.«

Der Zug lief ein, die Fenster waren hoch über unseren Köpfen. An beiden Enden jedes Wagens kämpften und drängten Massen von Menschen. Wer sich in dies Gemenge begab, lief ernst Gefahr. So kletterten alle unsere Männer durch die Fenster, und dann wartete ich sehr lange, bis die Türe frei wurde. Von innen sah der Wagen wie ein Schlachtfeld aus, drei- oder viermal soviel Reisende standen gedrängt, als der Zug eigentlich fassen sollte. Der Gang war blockiert von Menschen, Bündeln, großen und kleinen Körben, Kisten und Handkoffern. Man trampelte über Hügel von Bettzeug, und die Besitzer kümmerten sich nicht darum. In den Gepäcknetzen rings um jedes Abteil lagen Menschen auf den Koffern.

Durch diesen Wirrwarr bahnten Soldaten einer reich gekleideten Familie den Weg. Sie bestand aus fünf oder sechs Frauen, sechs oder acht Kindern und dem Familienoberhaupt. Ein Sultan mit seinem Harem. Nahe von uns bezogen sie ihr Lager. Soldaten schleppten ihnen das Gepäck herbei, sie räumten die Netze, indem sie alles in den Korridor warfen, was vorher dort untergebracht worden war. Ein gutes Drittel des Korridors war nun voll von dem hochgestauten Gut dieser Familie. Als jede Handbreit Raum ausgenützt war, befahl der Sultan den Soldaten, sein weiteres Handgepäck auf den Sitzen zwischen den Reisenden abzustellen. Ohne die leiseste Entschuldigung begannen sie Bündel auf meine Füße zu türmen.

Ich stand auf, nahm das Zeug, das man mir aufgeladen hatte, und schleuderte es in den Korridor vor die Füße der Haremsdamen. Ein Entsetzen! Aber die Familie war wie eine Lawine, die auf ein kleines Hindernis stößt.

Sie verteilte ihre Massen auf andere Reisenden, die sich fatalistisch fügten, wie man eine Überschwemmung des gelben Flusses hinnimmt.

«Ich wette meinen Kopf«, sagte ich, »dieser alte Bastard ist ein Grundherr, der vor den Japanern flieht. Er hat mitgenommen, was nur greifbar war, auch seine Konkubinen. Wenn der Krieg vorbei ist, wenn die armen Bauern und Soldaten den Feind vertrieben haben, wird er wieder nach Hause trudeln und all sein Land zurückfordern. Er erwartet, daß die Bauern ihm wieder die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Ernte einliefern. Werden sie es tun?« »Ganz bestimmt nicht!«

Ich verglich diese Menschen mit den zwei Angehörigen der Achten Feldarmee, die uns in Tschengtschau verließen, um mit der Pingnan-Bahn an die Front zurückzugehen. Wir nahmen Abschied von den Genossen und reisten weiter, zusammen mit dem Grundherren und seinem Serail.

An Schlaf war nicht zu denken, die Luft in unserem Wagen war kaum erträglich. So beobachtete und belauschte ich die anderen Reisenden. Vor mir standen ein paar Soldaten, einer davon Subalternoffizier, die heftig diskutierten. Ihr Thema war die Verlegung der chinesischen Regierung von Hankau nach Szetschuan. Wie konnte sie ausgeführt werden, was war da alles zu berücksichtigen?

Mein Wächter flüsterte mir zu: »Sie sprechen nur von Rückzug. Sie sind zu pessimistisch. Warum sprechen sie nicht von Angriff?«

Hinter mir wurde leise gesprochen, ich drehte mich um und sah einen Vater, der auf ein Kind in seinen Armen einredete. Er lehrte es die ersten Worte: »Nieder mit den Japanern!« sprach der Vater vor. Das Stimmchen des Kindes wiederholte: »Nieder mit den Japanern!« »Nieder mit den Verrätern!« »Nieder mit den Verrätern!« machte die Kinderstimme.

In dem Korridor spielte noch eine andere Familienszene, aber eine grausame. Eine Mutter schalt ununterbrochen auf ihr drei oder vier Jahre altes Kind ein. Die Frauenstimme tönte durch den ganzen Wagen und füllte ihn mit Haß. Sie hatte ein weißes, kaltes, grausames Gesicht, einmal sah ich, wie sie dem Kleinen drei oder vier Schläge ins Gesicht gab. Ein Mann auf der anderen Seite des Korridors sprang auf, entriß ihr das Kind und trug es davon. Die böse Mutter lief ihm nach, schlug noch im Laufen auf

das Kindergesicht ein, und als der Mann seinen Arm darüber breitete, boxte sie auf seinen Arm los. Das Kind weinte bitterlich.

Im allgemeinen sind chinesische Mütter sanft, sie verwöhnen sogar ihre Kinder, dies war die erste grausame Mutter, die ich erlebte. Vielleicht war sie verrückt, vielleicht stammte das Kind nicht von ihr, sondern aus einer früheren Ehe ihres Mannes.

Nicht weit von mir begann eine Chinesin, ihrer Umgebung das Christentum zu predigen. Der Untergang der Welt sei nahe herangekommen, drohte sie. Dieser Krieg sei ein Zeichen dafür. Wer das nicht anerkenne, den erwarte Tod und nach ihm das höllische Feuer. Kein Mensch schien sich dafür zu interessieren. Deshalb erzählte sie, die Fremden wollten nicht, daß China sich zum Christentum bekehre, sie täten alles, um den Chinesen zu verbergen, welches die ewige Wahrheit sei. Bei diesen Worten sah ich einen Mann lächeln, dann gähnen und sich endlich in eine Ecke verkriechen, um zu schlafen. So fiel das Wort dieser Frau auf steinigen Boden, und bald hörte sie auf.

Die Chinesen sind zähe Bekenner ihres Glaubens. Man kann sie nur abwendig machen, wenn man während einer Flut oder Hungersnot Reis und Mehl denen zuteilt, die sich bereit erklären, den »einzigsten und wahren« Glauben anzunehmen. Diese Frau hatte es mit dem Krieg versucht, aber sie hatte keinen Reis angeboten. Außerdem sind Leute, die noch dritter Klasse reisen können, nicht ganz am Ende ihrer Hilfsquellen.

Wir kamen um Mitternacht in Hankau an, Rickschakulis zogen uns zwei Stunden lang durch die Straßen, um mehr Geld zu verdienen. Sie wußten, daß wir Fremde waren und den Weg nicht kannten. Endlich erreichten wir das Hankauer Büro der Achten Feldarmee. Es liegt in der japanischen Konzession, die jetzt von Chinesen besetzt ist. Wir betraten einen weiten, leeren Raum, warfen unsere Decken auf den Boden und schliefen.

9. Januar. Hankau

Heute morgen meldete ich mich bei der amerikanischen Gesandtschaft und gab Bericht, daß ihr Militärattaché, Mr. Carlson, an die Nordschansi-Front gegangen sei. Der Gesandte, Mr. Johnson, empfing mich in einer

ausgefranzten Lederjacke und bat wegen seines Anzugs um Entschuldigung. Ich bat um Entschuldigung wegen meiner zerfetzten Uniform, meiner schäbigen und schmutzigen Gamaschen. Bei dem Gesandten traf ich den Admiral der amerikanischen Kanonenbootflotte, die vor Hankau auf dem Jangtsestrom liegt. Später kam ein Mr. Peck, ein Konsulatsbeamter, und ein Militärattaché herein, um an unserer Unterhaltung teilzunehmen.

Mr. Johnson begann zu fragen: »Diese Leute da oben – diese Achte Feldarmee – werden die sich von den Japanern hinausjagen lassen?« »Viele werden im Kampf fallen, aber vernichtet kann die Achte Feldarmee nicht werden.« »Die Japaner haben starke Artillerie.« »Die Achte Feld. kämpft nicht in konzentrierten Formationen, so kann die schwere Artillerie ihr nicht viel Schaden tun.« »Und dann die japanische Aviatik ...« »Sie bleibt aus demselben Grund ziemlich wirkungslos.«

»Aber demoralisieren die Luftangriffe nicht?«

»Nein, sie haben auf die Soldaten wie auf das Volk die entgegengesetzte Wirkung. Die Achte Feldarmee hat die Erfahrung vieler Jahre im Kampf mit Luftüberfällen. Keine andere chinesische Armee hat diese Erfahrung. Sie wissen, wie man ihnen entgegentritt.«

So kamen wir auf die Prinzipien des Bewegungskrieges zu sprechen, der von der Achten Feldarmee und ihren Partisanen gepflegt wird. Der Admiral hörte mit großem Interesse zu und sagte, mit solchen Methoden könne eine entschlossene und unermüdliche Streitmacht die Japaner zur Erschöpfung bringen. Dann erzählte mir Mr. Johnson von den Kämpfen bei Schanghai und Nanking. Als die Chinesen Nanking räumten, etablierten die Ausländer im Zentrum der Stadt eine Sicherheitszone für Flüchtlinge. Auch chinesische Soldaten, die ihre Waffen niederlegten, sollten dort Zuflucht finden. Dann marschierten die Japaner ein, holten sich Tausende der entwaffneten Soldaten und schlachteten sie bis zum letzten Mann ab. Seither, sagte Mr. Johnson, wüßten die Amerikaner und andere Ausländer über die wahre Natur der japanischen Armee Bescheid.

Sie fragten nach dem Ergehen der japanischen Kriegsgefangenen bei der Achten Feldarmee. Ich erzählte über die Tätigkeit unserer Organisation für Propaganda beim Feind, über die gute Behandlung der gefangenen Ja-

paner und ihre Mentalität. Manche von ihnen seien gute Menschen, die diesen Krieg haßten. Ich erzählte von den Tagebüchern, die man toten oder gefangenen Japanern abgenommen hatte.

»Glaubt ihr den Gefangenen?« fragte Mr. Johnson. »Manchen glauben wir, manchen nicht.« »Die Welt will nicht glauben, daß die Japaner ganze Städte und Dörfer dem Erdboden gleichmachen.«

»Wir haben die Tagebücher! Ich habe auch mündliche Berichte der Gefangenen über diese Methoden gehört.«

Mr. Johnson schwieg. Dann begann er von dem Heroismus der chinesischen Soldaten zu erzählen, die Schanghai verteidigt hätten. Keine andere Armee der Welt, behauptete er, hätte wochenlang einen solchen Bleihagel ertragen.

Ich erkundigte mich, was die amerikanische Regierung wegen der Versenkung der *Panay* unternommen habe. Die Japaner sind auf unsere Forderungen eingegangen, sagte der Gesandte. Für die Regierung ist der Zwischenfall erledigt, bemerkte Mr. Johnson.

Aber dann sprachen wir über den Boykott japanischer Waren und von der Rede des Senator Norris, der im Senat einen offiziellen Boykott gefordert hatte. Das amerikanische Volk wünscht keine außenpolitischen Verwicklungen, setzte er hinzu und erklärte damit die Friedensbewegung in Amerika.

»Wenn die Japaner mit China fertig geworden sind – falls es dazu kommt –, werden die Amerika an den Kragen gehen!« behauptete ich. »Sie werden zu erschöpft sein«, erwiderte Mr. Johnson.

»Vielleicht könnte auf diese einst beschlagnahmten Papiere wieder zurückgegriffen werden«

Vom NS-Raubgut zum Schenkungsvertrag

Bettina Dioum

Im April 1941 erschien SS-Hauptsturmführer Heinrich Schlünzen¹ vom Sicherheitsdienst des Reichsführers SS (SD) im damaligen preußischen Staatsarchiv in der Karlstraße in Kiel, um einige Akten zu überbringen. Diese waren »einst«² (wohl 1933) bei dem Unternehmer und Kommunalpolitiker Willy Christiansen in Schleswig beschlagnahmt worden und wurden nun dem Staatsarchiv »zu beliebiger Verfügung«³ übergeben.

Bei diesen Unterlagen handelte es sich vor allem um Papiere aus Christiansens kommunalpolitischer Tätigkeit als Stadtverordneter der Stadt Schleswig und Kreistagsabgeordneter des Kreises Schleswig. Persönliche Dokumente waren nicht darunter.

Der seinerzeitige Leiter des Staatsarchivs Dr. Gottfried Ernst Hoffmann⁴ vernichtete gemäß Aktenvermerk einiges »ganz Belanglose«⁵ und notierte, dass er »noch mehr, wenn nicht alles [hätte] kassieren können«.⁶ Er habe

- 1 Bundesarchiv Berlin, BDC/SSO Schlünzen und R 9361/III/177400: Heinrich Schlünzen, geb. 5.9.1912 in Raisdorf, gelernter Kaufmann, 1.3.1932 Eintritt in die SS und die NSDAP; 20.10.1935 Geschäftsstelle der Landesleitung Schleswig-Holstein der Reichskammer der bildenden Künste; 11.9.1938 SD-Hauptamt; 20.4.1940 Hauptsturmführer; Leitabschnittsführer des SD-Leitabschnitts Breslau in Vertretung.
- 2 Landesarchiv Schleswig-Holstein (LASH) Abt. 304 Nr. 1921 II, Aktenvermerk vom 21. April 1941.
- 3 Ebenda.
- 4 19.2.1898 (Niedercunnersdorf/Oberlausitz) –1.3.1978 (Schleswig); Archivdirektor des Staatsarchivs Kiel bzw. Landesarchivs Schleswig-Holstein 1938–1943 und 1950–1963. Vgl. Kurt Hector: Gottfried Ernst Hoffmann * 19.2.1898 † 1.3.1978. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 104 (1979), S. 8–19.
- 5 LASH Abt. 304 Nr. 1921 II, Aktenvermerk vom 21. April 1941.
- 6 Ebenda.

dies jedoch ausdrücklich nicht getan, »weil vielleicht auf diese einst beschlagnahmten Papiere wieder zurückgegriffen werden könnte«.⁷

Seit 1941 schlummerten diese Unterlagen, die ordnungsgemäß akzessioniert worden waren, fast 60 Jahre lang weitgehend unbeachtet in den Magazinen des Staatsarchivs und seines Nachfolgers, dem heutigen Landesarchiv Schleswig-Holstein.

Erst mit Umsetzung der »Gemeinsamen Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturgutes« vom 9. Dezember 1999 auf Basis der Washingtoner Erklärung von 1998 rückten die Papiere von Willy Christiansen in das Interesse der archivinternen Provenienzforschung. Die Bundesrepublik hatte sich bereit erklärt, »nach NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut zu suchen und gegebenenfalls die notwendigen Schritte zu unternehmen, eine gerechte und faire Lösung zu finden«.⁸

Auch die öffentlichen deutschen Archive sollen demnach zur Auffindung von verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut beitragen. Das Landesarchiv Schleswig-Holstein überprüfte daraufhin im Jahr 2010 sein eigenes Akzessionsjournal auf Verdachtsmomente unrechtmäßiger Erwerbungen in der NS-Zeit. Dabei fielen diese offenbar ohne Einverständnis des rechtmäßigen Eigentümers Willy Christiansen ins Landesarchiv gelangten Unterlagen aus der Akzession 12/1941 auf.

Nachforschungen betreffend den Eigentümer ergaben, dass Willy Christiansen (eigentlich: Wilhelm Friedrich August⁹) am 7. Mai 1878 in Schleswig geboren war. Von 1902 bis zum 26. September 1920 hatte er jedoch in Hadersleben gelebt, so dass sich später aufgrund des deutsch-dänischen Abkommens vom 10. April 1922 Fragen nach seiner deutschen oder dänischen Staatsangehörigkeit stellten.¹⁰ Willy Christiansen hatte die

7 Ebenda.

8 Homepage der Bundesregierung, Kapitel »Rückgabe NS-Raubkunst« der Staatsministerin für Kultur und Medien Monika Grütters.

9 LASH Abt 611.1 Nr. 45630, Staatsangehörigkeitsakte Christiansen.

10 Ebenda.

Bauschule in Holzminden besucht und war Tiefbauunternehmer und vor dem Jahr 1933 Kommunalpolitiker sowie Vorsitzender des Haus- und Grundeigentümergevereins.¹¹ In der Zeit der Weimarer Republik war er außerdem Mitglied der nationalliberalen Deutschen Volkspartei (DVP).¹² Man kann davon ausgehen, dass er aufgrund seiner Stellung und seines Engagements zur Lokalprominenz der Kleinstadt Schleswig gehörte. Er lebte im Stadtteil Schleswig-Friedrichsberg, in dem sich heute auch der Sitz des Landesarchivs Schleswig-Holstein befindet, und gehörte der dortigen evangelischen Kirchengemeinde an. In dieser wirkte er vor 1933 im Kirchenvorstand, ehe er nach eigenen Angaben »von der Partei sofort aus meinem Amt als Kirchenvertreter entfernt wurde«, da er »eine besondere Wahlliste mit Nicht-Parteigenossen zum Kirchenvorstand aufgestellt hatte«. ¹³ In der Zeit von 1941 bis 1951 war er dann jedoch wieder Mitglied im Friedrichsberger Kirchenvorstand.¹⁴ Daneben gehörte er auch der Freimaurerloge Carl zur Treue in Schleswig an.¹⁵ Willy Christiansen war verheiratet mit Dorothea geb. Schmidt (1876–1965) und verstarb am 7. April 1951.¹⁶ Seine einzige Tochter Theodora Minetti geborene Christiansen¹⁷ starb 1992 in Schleswig.¹⁸ Die Familie ist in einem noch heute be-

11 LASH Abt. 691 Nr. 13535 und Nr. 28775, Abt. 702.7 Nr. 21 und Nr. 362, Abt. 355.51 Nr. 416, Akten betreffend Firma Christiansen.

12 LASH Abt. 460.12 Nr. 83, Entnazifizierungsfragebogen Christiansen.

13 Ebenda.

14 Protokolle des Kirchenvorstands Schleswig-Friedrichsberg gemäß schriftlicher Auskunft der Kirchengemeinde Schleswig vom 7.8.2016.

15 »Freimaurer in Schleswig: ein Arbeitsbericht aus Anlass der Feier zum 125jährigen Stiftungsfest der Johannisloge Carl zur Treue« von Joseph Gerats. Süderbrarup 1992.

16 Auskunft Einwohnermeldeamt der Stadt Schleswig vom 23.6.2016.

17 24.11.1905–27.12.1992, seit 1929 verheiratet gewesen mit dem aus Hamburg stammenden Bauunternehmer Wilhelm Minetti, seit 1934 Mitinhaber der Firma von Willy Christiansen, später geschieden. Vgl. LASH Abt. 460.12 Nr. 446, Entnazifizierungsakte Wilhelm Minetti, ebd., Abt. 611 Nr. 40645, Staatsangehörigkeitsakte Wilhelm Minetti.

18 Schleswiger Nachrichten vom 29.12.1992.

stehenden, repräsentativen gemeinsamen Grab auf dem Friedhof der Kirchengemeinde Schleswig-Friedrichsberg bestattet.

Das Landesarchiv Schleswig-Holstein konnte nach langwierigen Recherchen Kontakt zu der einzigen Enkeltochter von Willy Christiansen aufnehmen. Die Enkelin nahm eine Einladung des Landesarchivs an und informierte sich bei einem Besuch im Landesarchiv am 16. Juni 2016 über die Papiere ihres Großvaters und deren Geschichte. Bei dieser Gelegenheit unterzeichnete sie als Erbin der Unterlagen einen Schenkungsvertrag.

Das Landesarchiv freut sich sehr, dass der Nachlass Willy Christiansen nunmehr ordnungsgemäß und rechtssicher auf Dauer im Landesarchiv Schleswig-Holstein verwahrt wird. Der Bestand trägt die Signatur Abt. 399.1026 Nr. 1–3 und ist frei zugänglich.

In memoriam Elsa Werner – Ansprache zur Trauerfeier, Hamburg-Ohlsdorf, 17. April 2012*

Detlef Garbe

Liebe Verwandte von Elsa Werner, hier stellvertretend für die Neffen und Nichten, Großneffen und Großnichten genannt: Lieber Klaus Gottwald und liebe Familie Schicke,

liebe Kameradinnen und Kameraden aus dem Kreis der ehemals Verfolgten, liebe Esther, liebe Peggy, liebe Erna, liebe Frieda, liebe Steffi und all die anderen, die ihr eine lange Wegstrecke in sehr schlechten und besseren Zeiten gemeinsam mit Elsa zurückgelegt habt,

liebe Freundinnen und Freunde von Elsa Werner, die ihr, die wir alle auch ein Teil jener großen Familie sein durften, die Elsa wichtig war und für die Elsa immer da war!

Wir sind heute hier zusammengekommen, um Elsa Lebewohl zu sagen, ihr zu wünschen, dass sie nach einem langen, von Kämpfen erfüllten Leben nun ihre Ruhe finde, vor allem aber um ihr Dank zu sagen für ihren jahrzehntelangen unermüdlichen Einsatz für die Überlebenden der Shoah, für die politischen Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer gegen den Faschismus und für alle anderen Verfolgten des Naziregimes. Und auch, um ihr zu danken für das, was sie uns allen an Rat und Unterstützung, an Zuneigung und Liebe, an Humor und Lebenswitz geschenkt hat.

Elsa Werner starb vor zweieinhalb Wochen am Morgen des 30. März, zu Haus in ihrer Wohnung in der Brahmsallee, in den Grindelhochhäusern,

* Detlef Garbes Gedenkrede auf Elsa Werner ist einem kürzlich erschienenen Erinnerungsbuch für die Hamburger Antifaschistin entnommen, die am 30. März 2012 im Alter von 101 Jahren starb (Elsa Werner. 1911–2012. Zur Erinnerung. Im Auftrag des Auschwitz-Komitees in der BRD e.V. hrsg. von Ike Büscher; Marei Obladen; Jonny Schanz; Barbara Terfloth; Moritz Terfloth. Hamburg, 2016. – Mit Beiträgen von Peggy Parnass, Esther Bejerano, Conny Kerth, Jonny Schanz, Stefan Romey, Tjark Kunstreich, Susanne Kondon-Klockow). Wir danken dem Autor und den Herausgebern für die freundlich erteilte Genehmigung zum Wiederabdruck des Textes sowie der Umschlaggrafik von Thilo Weckmüller (Mainz). Der nicht im Buchhandel erschienene Band kann unter der E-Mail-Adresse auschwitzkomitee@aol.com gegen eine € 5,00 Spende zuzüglich € 1,45 Porto beim Auschwitz-Komitee in der Bundesrepublik Deutschland e.V. bezogen werden.



Umschlaggrafik des Erinnerungsbuches für Elsa Werner, mit einer Grafik von Thilo Weckmüller (Mainz)

zu deren ersten Bewohnern sie zählte. Noch bis vor zwei, drei Jahren kam sie trotz ihres sehr hohen Alters ganz allein zurecht. Doch dann ließen die Kräfte immer mehr nach. In dieser Zeit war es für sie eine ganz wertvolle Erfahrung, von Personen umsorgt zu werden, die ihr nahe standen, die sie mochte, zu denen sie Vertrauen haben konnte. Neben dem Kreis aus dem Auschwitz-Komitee und anderen Freundinnen und Freunden zeigte sich hier erneut, welch hoch verdienstvolle Arbeit in Hamburg das Projekt »Solidarische Hilfe im Alter« leistet, das den Verfolgten des Naziregimes erspart, im Bedarfsfalle von Pflegekräften umgeben zu sein, die keinen Zugang zu ihren Lebensgeschichten, zu ihrer besonderen psychischen bzw. seelischen Befindlichkeit haben. Hier hingegen waren Menschen am Werk, die sich hinein fühlen konnten, mit denen die bis zuletzt geistig hellwache Elsa über das politische Weltgeschehen, über die Erfordernisse in der Erinnerungsarbeit und im Kampf gegen den Neofaschismus diskutieren konnte, Personen, die sie fast bis zuletzt zu Terminen im Auschwitz-Komitee, bei der VVN oder zu Vorstandssitzungen der Hamburger Stiftung Hilfe für NS-Verfolgte begleiten konnten und mit denen sie zuweilen auch das geliebte Liedgut aus der Arbeiterbewegung anstimmen konnte. Liebe Barbara, liebe Gudrun, liebe Marei, liebe Petra, lieber Hartmut, lieber Jonny, lieber Reinhold, euch allen und allen anderen, die ihr Elsa in der letzten Zeit liebevoll umsorgt habt, sei ganz herzlich gedankt. Ihr habt es ermöglicht, dass Elsa bis zuletzt selbstbestimmt leben konnte. Auch als sie in der Wohnung schwer stürzte, hat sie sich strikt geweigert, in ein Pflegeheim zu ziehen. Wir, die wir die Willensstärke dieser bewundernswerten Frau kannten, wussten, dass dieses die richtige Entscheidung war. So konnte sie in ihrer Wohnung bleiben, im vertrauten Lebensumfeld, auch wenn sie zweifellos in der letzten Zeit schwächer und schwächer wurde. Auch wenn sie selbst darunter litt, dass sie sich nunmehr immer so müde und erschöpft fühlte, so ruhte sie in sich selbst. Die Verbitterung und die Ängste, von denen sehr alte Menschen zuweilen in der letzten ihnen verbleibenden Zeit ergriffen sind, waren bei ihr zumindest nicht zu spüren. Sie wusste, dass es zu Ende ging – der Verzicht auf die bei ihr eigentlich nicht wegzudenkenden Zigaretten war ein untrügliches Zeichen dafür –, und doch gab sie sich nicht auf, nahm weiter, sofern es ihre Kräfte zuließen, aktiv Anteil am Leben. Zwar ließ sich der ursprüngliche Plan, vor zwei Monaten ihren 101. Geburtstag noch in größerem Kreis auswärts zu feiern, nicht mehr realisieren, doch war ich überrascht, mit welcher Aufmerksamkeit und Klarheit sie die vielen Gespräche und Telefo-

nate am Tag ihres Geburtstages zu meistern wusste. Natürlich war diese starke Frau nun ungewohnt zart und gebrechlich, aber ihre Fragen waren präzise und vom fortlebenden Interesse an ihren Lebensthemen geprägt. Wie immer fragte sie mich nach Neuigkeiten in der Gedenkstättenzene und in den Verbänden, und wie von ihr gewohnt äußerte sie ihre Sorgen über den anwachsenden Geschichtsrevisionismus und beteiligte sich an Überlegungen, wie dem begegnet werden könne. Doch bei dieser letzten Begegnung, die ich mit ihr hatte, an ihrem Geburtstag vor zwei Monaten, fragte sie mich etwas, was sie mich noch nie gefragt hatte, suchte sie Bestätigung auf die mit gehobener Stimme leise formulierte Frage: »Wir haben doch etwas erreicht, nicht wahr?« Ihr ganzes Leben handelte sie aus Überzeugung und aus eigener Kraft heraus, sie suchte nicht die Anerkennung und den großen Auftritt, zeitlebens stand bei ihr das Anliegen im Zentrum, nicht die persönliche Genugtuung und Geltung. Doch jetzt fragte sie mit zitternder Stimme: »Wir haben doch etwas erreicht, nicht wahr?«

Aber Elsa, ich, wir alle können dir sagen und bestätigen: Du hast viel, ja sogar sehr viel erreicht. Du hast über sechs Jahrzehnte lang vielen Tausenden in ihren Antragsverfahren gegenüber den Wiedergutmachungsämtern, Behörden und Stiftungen zur Seite gestanden und zu ihrem Recht verholfen, du hast in Entschädigungsfragen immer wieder neue Anstöße gegeben, du hast viele Jüngere inspiriert und in ihrer antifaschistischen und demokratischen Haltung bekräftigt. Für mich hast du dich in dem jahrzehntelangen Ringen um Würde für die Überlebenden und Opfer als wahre Heldin des Alltags bewährt. Ich weiß, dass du jetzt widersprechen würdest. Helden – das waren für dich allenfalls deine Eltern, die die große Familie mit deinen neun Geschwistern durch die schwierigsten Zeiten und Anfechtungen geleiteten.

Mich erreichte die Nachricht von Elsas Tod am Morgen des 30. März in Neuengamme, kurz bevor ich mich auf den Weg hierher zum Ohlsdorfer Friedhof machte, um mich mit Alice Bringmann und ihren Kindern zu treffen, da sich an diesem Tage zum ersten Mal der Tod von Fritz Bringmann, des langjährigen Generalsekretärs der »Amicale Internationale KZ Neuengamme«, jährte. Ja, die Reihen lichten sich zwangsläufig, selbst jene, die in Elsas Augen immer die Jungen waren, sind jetzt im Alter schon weit vorangeschritten. Umso wertvoller sind sie uns, die Letzten, die noch

aus eigenem Erleben mit der ihnen eigenen Autorität von dem Ungeist der Nazizeit Zeugnis geben können. Es ist kein guter Gedanke – und ich muss gestehen, mich ängstigt es auch –, dass wir eines Tages die Kämpfe gegen die braune Gefahr ohne euch werden bestehen müssen. Bis zu diesem Tag dauert es hoffentlich noch sehr lange, die Wegmarke, die Elsa mit ihren 101 Jahren gesetzt hat, setzt ja auch hier Maßstäbe, wenngleich – wir wissen es alle – nur den allerwenigsten von uns ein so hohes Alter vergönnt sein wird.

Wie schon angedeutet, mochte Elsa nie so richtig im Mittelpunkt stehen. Doch hat sie es sehr genossen, dass im letzten Jahr im schönen Theatersaal des Politbüros zu ihrem 100. Geburtstag wohl annähernd 200 Personen zusammenkamen, um sie zu feiern, und ihr Marlies Engel, Lisa Politt und Gunter Schmidt, Henning Venske und Rolf Becker ein wunderschönes politisches Kulturprogramm schenkten.

Obwohl sie sich ein Leben lang für die Verfolgten des Nazi-Regimes und im Kampf gegen das Vergessen engagierte, mochte sie selbst sich nicht als Zeitzeugin in Veranstaltungen, in Schülergesprächen oder Interviews betätigen. Selbst jenen, die sie sehr gut kannten, blieb vieles aus ihrem Leben und ihrer eigenen Verfolgungsgeschichte verborgen. Und wenn es mal im Gespräch, in den Erzählungen über vergangene Zeiten, aufschien, wie etwa bei den traumatischen Umständen der von den Nazis erzwungenen Trennung von ihrem ersten Mann, dann war es auch klar, weshalb dies für sie so war. Vielleicht war sie auch gerade deshalb eine so gute Anwältin der ehemals Verfolgten, weil sie selbst sehr genau wusste, wie sehr die Konfrontation mit der eigenen, leidvoll erfahrenen Geschichte schmerzte.

Elsa Werner gehörte zu jenen schwer von der Verfolgung der Nazis betroffenen Menschen, die es sich nach der Befreiung zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Erinnerung an die vielen, die nicht überleben konnten, wachzuhalten und gegen die harten Widerstände in der deutschen Mehrheitsbevölkerung das Recht für die Überlebenden einzufordern.

Das allgegenwärtige Grauen der Naziverfolgung vor Augen, mochte sie von ihrer eigenen Geschichte kein Aufheben machen.

Wenn wir uns die bekannten Stationen ihres langen Lebens vor Augen führen, wird deutlich, was Elsa Werner lebenslang angetrieben hat und ihr Lebenswerk bis in ihre letzten Tage hinein bestimmte.

Elsa Werner wurde noch im Kaiserreich, am 15. Februar 1911, in Hamburg als Elsa Gottwald geboren. Sie ist in materiell schwierigen Verhältnissen groß geworden. Der Vater versuchte als Werkmeister im Hamburger Hafen die zwölköpfige Familie durchzubringen. Elsas Mutter war Jüdin, ihr Vater katholisch. Als Kind lernte Elsa die Hilfsbereitschaft der jüdischen Gemeinde kennen, die die große Familie zum Beispiel mit Kleidung unterstützte. Doch die ersten Konflikte mit den Nationalsozialisten hatte sie nicht wegen ihrer jüdischen Herkunft, sondern wegen ihres politischen Engagements, das sie zunächst in die Sozialistische Arbeiterjugend und kurz darauf in den Kommunistischen Jugendverband Deutschlands geführt hatte. Sie stand kurz vor Vollendung des 22. Lebensjahres, als Hitler an der Spitze einer Koalitionsregierung von Nationalsozialisten und Deutschnationalen vom Reichspräsidenten Hindenburg zum Reichskanzler ernannt wurde. Zu dieser Zeit arbeitete sie im Büro des ZK der KPD in Berlin. Es folgte die Illegalität und 1934 dann die Verhaftung und die Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Anders als ihr Bruder Heini, der zwölf Jahre KZ-Haft durchleben musste, kam sie jedoch nach halbjähriger Haft dank der Standhaftigkeit der Mitangeklagten, die sie nicht belasteten, wieder frei.

Als Ende Oktober 1938 im Rahmen der so genannten »Polenaktion« etwa 17.000 polnische Juden, denen die Staatsangehörigkeit aberkannt wurde, über Nacht aus dem Deutschen Reich ausgewiesen wurden, begann für Elsa Gottwald jene Verfolgungsphase, die sich nicht auf ihr politisches Engagement gründete, sondern in der sie dem rassistischen Vernichtungswahn der Nazis ausgeliefert war. Denn zu den Betroffenen zählte auch ihr Lebensgefährte und späterer erster Ehemann. Er wurde aus der gemeinsamen Wohnung abgeholt und zusammen mit anderen staatenlosen Juden von Hamburg aus ins deutsch-polnische Grenzgebiet verschleppt, wo die Ausgewiesenen wochenlang unter unsäglichen Bedingungen ausharren mussten. Elsa ließ ihn nicht in Stich, folgte ihm nach, blieb an seiner Seite. Trotz unüberwindlicher Schwierigkeiten heirateten sie, Elsa ausgestattet mit einer neuen Identität. Eine Hochzeit als polnische Jüdin nach jüdischem Ritus.

Nach dem Kriegsbeginn flüchteten die beiden in den Teil Polens, der durch die Rote Armee besetzt wurde. Zwei Jahre später, nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion, gab es kein Entkommen mehr.

Beide wurden zur Zwangsarbeit herangezogen. Elsa hatte das Glück, wegen ihrer Sprach- und Stenografie-Kenntnisse als Schreibkraft in einer Zuckerfabrik beschäftigt zu werden. Ihr Mann hingegen wurde 1942 in einer Razzia erneut verhaftet und deportiert. Seine Spuren verlieren sich, er war einer jener sechs Millionen Menschen, die die deutschen Nationalsozialisten und ihre Helfershelfer in bestialischer Weise in der Shoah ermordeten. Kurz vor Kriegsende wurde Elsa Werner in das Ghetto und erweiterte Polizeigefängnis Theresienstadt gebracht und dort durch die Rote Armee befreit.

Elsa kehrte nach Hamburg zurück, heiratete später erneut, suchte und fand zum Glück auch viele Verwandte und Freunde. Auch ihre Mutter gehörte zu jenen wenigen Hamburger Jüdinnen und Juden, die die Kriegszeit hier überlebt hatten. Zusammen mit ihrer Jugendfreundin Anita Selenschloh nahm Elsa die Arbeit auf als Sekretärin von Franz Heitgres, dem Leiter des Komitees ehemaliger politischer Gefangener, der dem ersten von der britischen Besatzungsmacht eingesetzten Senat von November 1945 bis November 1946 als Senator mit dem Geschäftsbereich »Amt für Wiedergutmachung und Flüchtlingshilfe« angehörte. Auch nach dem Ausscheiden von Franz Heitgres aus dem Senatorenamt blieb Elsa im Aufgabenbereich des Amtes tätig. Sie sah in der Hilfe für die Verfolgten, die aus den Gefängnissen, Ghettos und Lagern zurückkehren konnten, ihre Aufgabe, auch wenn sie den falschen Begriff der »Wiedergutmachung« stets ablehnte. Denn wie hätte all das Leid, vor allem aber das geraubte Leben, der Mord an Männern, Frauen und Kindern, je »wieder gut gemacht« werden können. Es ist ein verlogenes Wort, das selbst schon den Geist der Verharmlosung in sich trägt.

Im Rückblick auf ihre Vision von 1945 angesprochen, antwortete Elsa: »Für mich war es die eines wahrhaft demokratischen Deutschland, eines gerechten, solidarischen Landes, eines friedliebenden Landes, frei von Antisemitismus, frei von Diskriminierung, eines Landes, das die Opfer der NS-Zeit mit Kleidung, Wohnung, Nahrung, mit Wärme umgibt, das versucht, für Schäden aufzukommen, die es angerichtet hatte in Europa.« Für diese Vision setzte sie sich fortan beruflich und außerberuflich ein, in der Beratungstätigkeit in der Jüdischen Gemeinde ebenso wie in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes. Stets stand bei ihr der Mensch im Mittelpunkt, der Verfolgung und Leid erfahren hatte. Seine Ansprüche auf

Unterstützung, auf eine Kompensation für die erlittene Haft, für die geraubte Wohnung, die vernichtete wirtschaftliche Existenz und die zerstörte Gesundheit versuchte sie mit allem Nachdruck durchzusetzen, und erst recht dann, wenn die Ämter sich vor allem in den ersten Nachkriegsjahrzehnten verstockt zeigten, berechnete Ansprüche zurückwies und die Betroffenen unter Verweis auf die für sie undurchschaubaren Regelungen und Ausführungsbestimmungen auszutricksen versuchten, ihnen zum Beispiel auf dem Vergleichsweg alle weiteren Ansprüche nehmen wollten. Elsa fungierte hier als Anwältin der ehemals Verfolgten, durch ihre exzellenten Kenntnisse der überaus komplexen entschädigungsrechtlichen Bestimmungen war ihr nicht so leicht beizukommen. Noch bis ins hohe Alter registrierte sie jede Novellierung, jede neue Verfahrensrichtlinie oder Bemessungsgrenze, kannte alle Härtefonds auf nationaler wie internationaler Ebene.

Und ihr Gedächtnis war einfach phänomenal. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich vor fast 30 Jahren im damaligen Büro der VVN Akten des Komitees für ehemalige politische Gefangene, vor allem Anträge auf Ausstellung von Verfolgtenausweisen aus der frühen Nachkriegszeit von Überlebenden des KZ Neuengamme und von den als »Bibelforscher« verfolgten Zeugen Jehovas, sichtete und Elsa, zusammen mit der unvergessenen Gerda Ahrens, oftmals ohne Blick in die Bestandsjournale sagen konnte, um wen es sich bei der betreffenden Person handelte, dass zum Beispiel auch ihr Bruder oder ihre Schwester ein schweres Verfolgenschicksal gehabt hatten oder dass es später um die Festsetzung der Höhe eines Gesundheitsschadens einen Rechtsstreit gegeben hatte. Ein solches Gedächtnis – und das bei über 10.000 Akten, bei über 10.000 Verfolgenschicksalen.

Elsa setzte sich dabei nicht nur für eine bestimmte Verfolgtengruppe ein, etwa für die jüdischen Zuwanderer, die oftmals kaum über Unterlagen über die erlittene Verfolgung oder die Flucht vor der deutschen Besatzung verfügten, und auch nicht nur für die Mitglieder ihrer Organisation, der VVN/BdA, nein, sie engagierte sich in gleicher Weise für Verfolgte aller politischen Richtungen und vor allem auch für diejenigen, die zu den so genannten vergessenen Opfern zählen, für die Opfer der »Euthanasie« ebenso wie für die Roma und Sinti, für die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter ebenso wie für jene, die als so genannte Gemeinschaftsfremde verfolgt wurden. Sie war in den 1980er Jahren eine der Wegberei-

terinnen der Hamburger Initiative »Anerkennung aller NS-Opfer«, und nicht zuletzt ihrem Engagement ist es mit zu verdanken, dass es in unserer Stadt zur Gründung der Hamburger Stiftung Hilfe für NS-Verfolgte kam, die für alle jene hier wohnhaften ehemals Verfolgten Möglichkeiten eröffnete, die von den Bestimmungen des Bundesentschädigungsgesetzes ausgegrenzt geblieben waren. Wer Elsa Werner in den Vorstandssitzungen dieser Stiftung erlebt hat, weiß, mit welcher Energie und Überzeugungskraft sie sich für die Belange der Betroffenen einsetzte. Und welch wahrhaft biblischer Zorn aus ihr hervorberechen konnte, wenn sie eine Ungerechtigkeit zu erkennen meinte. Dass die Stiftung im Einvernehmen mit dem Amt für Wiedergutmachung ihre Entscheidungen in großer Einmütigkeit trifft, ist nicht zuletzt der Persönlichkeit von Elsa Werner zu verdanken.

Für ihr Engagement ist sie mehrfach ausgezeichnet worden, so im September 2009 von der Jüdischen Gemeinde Hamburg – gemeinsam mit Dr. Traute Lafrenz-Page, der letzten noch lebenden Widerstandskämpferin aus dem innersten Kreis der Münchener und der Hamburger »Weißen Rose« – mit der Herbert-Weichmann-Medaille, eine Ehre, die zuvor nur dem verstorbenen Zentralratsvorsitzenden Paul Spiegel und dem Mäzen Hermann-Hinrich Reemtsma zuteil wurde. Und zuletzt im Juni 2010 mit der von ver.di Hamburg verliehenen Herbert-Wehner-Medaille, die sie gemeinsam mit ihren Weggenossinnen Esther Bejarano, Antje Kosemund und Steffi Wittenberg erhielt.

Elsa Werner hat einmal auf die Frage, ob entsprechend ihrer Vision von 1945 unser Land für die Opfer der NS-Zeit gesorgt und sie entschädigt habe, geantwortet: »Unzureichend. Nach Jahrzehnten endlich die Zwangsarbeiter, und das nur auf Druck. Wie viele Opfer warten noch auf Entschädigung? Ich nenne nur Griechenland.« Ja, der Auftrag, dem sie sich verpflichtet wusste, ist noch nicht erledigt.

Elsa Werner war ein durch und durch politischer Mensch. Ihren Kampf gegen das Vergessen führte sie in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten und im Auschwitz-Komitee. Noch im hohen Alter war sie bei den Veranstaltungen dabei, ergriff das Wort und warnte vor den Gefahren der Geschichtsrelativierung und der Umdeutung der Vergangenheit.

Als politischer Mensch war Elsa Werner vielen ein unbequemer Geist, eine Radikale für die Sache der Demokratie, der Gerechtigkeit und des Friedens, eine Streiterin gegen alten und neuen Faschismus. In ihren eigenen Worten klingt dies so: »Konfrontiere ich meine Visionen mit der heutigen Realität, ist das Ergebnis entmutigend. Gewiss, die BRD ist demokratisch – aber wahrhaft demokratisch? Wehrhaft demokratisch? Was für eine befremdliche Demokratie, in der eine Partei in einem deutschen Parlament den Opfern der Shoa eine Gedenkminute verweigern kann. [...] Ist dies Land frei von Antisemitismus – gewiss nicht, wir wissen das. [...] Frei von jeder Diskriminierung? Frei von Fremdenfeindlichkeit? Es fehlt immer noch und immer wieder die Zivilcourage, die zur Demokratie gehört. Was also bleibt? Meine Vision war eine Illusion, ganz ohne Frage. Und dennoch: Ich habe die letzten 60 Jahre in diesem Land gelebt und gearbeitet, es kann nicht ganz umsonst gewesen sein. Ich glaube immer noch, auch wenn es schwer fällt, an ein Stückchen Vernunft im Menschen.« Und an uns Nachgeborene richtete sie den Aufruf: »Ihr seid dran, diese Vernunft am Leben zu halten, die nächste, die übernächste Generation.«

Es sind große, sehr große Fußstapfen, in die wir zu treten haben, wenn wir nun den Weg von Elsa fortführen wollen und müssen. Indem sie uns ihre Vision mit auf den Weg gegeben hat, sind wir in die Pflicht genommen, die Vernunft am Leben zu halten.

Liebe Elsa, wir werden uns bemühen!

Wir alle sind hier zusammengekommen, um dir zu danken.

Wir werden dich sehr vermissen, denn du warst immer da und fehlst nun. Wir müssen nun auf dich, deine Herzlichkeit und Mitmenschlichkeit, deine politische Klarheit, deine Zähigkeit, deine Beharrlichkeit verzichten.

Und natürlich auch auf deine kleinen Schwächen, dein Aufbrausen und deine mehr oder weniger lebenswürdigen Laster, die Zigaretten, die ebenso zu dir gehörten wie deine Leidenschaft für Canasta, Doppelkopf und Skat. Diese unterschiedlichen Facetten an dir machten dich so ungemain liebenswert.

Kämpferin und wahrer Mensch – so werden wir dich im Gedächtnis behalten!

Kompakte Geschichtsdarstellungen

Neue und neu aufgelegte Handbücher

Rainer Hering

Historische Handbücher und Überblicksdarstellungen sind zur Orientierung über die Geschichte bestimmter Bereiche oder Zeitabschnitte sowie als Nachschlagewerke unverzichtbar. Sie dienen Lehrenden zur Unterrichtsvorbereitung, Studierenden zur kompakten Information und zur Vorbereitung auf Prüfungen. In öffentlichen und privaten Bibliotheken nehmen sie einen zentralen Stellenwert ein. Im Folgenden werden neue Bände vorgestellt, die auch für interessierte Laien von Interesse sind.¹

Eine eindrucksvolle und einzigartige Geschichte der europäischen Expansion zwischen 1415 und 2015 hat der Freiburger Historiker Wolfgang Reinhard vorgelegt.² Von den Anfängen im Mittelalter bis in die Gegenwart arbeitet er klar heraus, wie die Europäer die Welt erkundet, unter-

- 1 Vgl. Rainer Hering: Geschichte greifbar. Neuere und neu aufgelegte historische Handbücher. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 23 (2003), S. 100–114; ders.: Historische Handbücher. Neuauflagen und Neuerscheinungen. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 24 (2004), S. 337–362; ders.: Handbücher zur Geschichte. Neuauflagen und Neuerscheinungen. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 26 (2006), S. 403–433; ders.: Kompakte Geschichte. Neuauflagen und Neuerscheinungen historischer Handbücher. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 27 (2007), S. 631–659; ders.: Handbücher zur Geschichte. Neue und neu aufgelegte Standardwerke. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 30 (2010), S. 499–551; ders.: Geschichte griffig. Neue und neu aufgelegte Standardwerke. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 31 (2011), S. 403–434; ders.: Kompakte Geschichte. Neue und neu aufgelegte Standardwerke. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 32 (2012), S. 289–313; ders.: Geschichte im Überblick. Neue und neu aufgelegte Standardwerke. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 33 (2013), S. 451–463; ders.: Überblick über die Geschichte. Neue und neu aufgelegte Darstellungen. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 34 (2014), S. 257–277; ders.: Geschichtswissenschaft kompakt. Neue und neu aufgelegte Darstellungen. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 35 (2015), S. 333–347.
- 2 Wolfgang Reinhard: *Die Unterwerfung der Welt. Globalgeschichte der europäischen Expansion 1415–2015*. 2. Aufl. München: Beck, 2016. – 1648 S., 122 Abb.: € 58, 00.

worfen und ausgebeutet haben. In 24 Kapiteln stellt er u.a. die Grundlagen der neuzeitlichen europäischen Expansion, die Anfänge des europäischen Atlantiks, Europäer an Asiens Küsten (u.a. Portugiesen, Spanier, Niederländer, Engländer, Franzosen), die Entwicklung vom Indienhandel zur Europäerherrschaft, den spanischen, portugiesischen, niederländischen und jüdischen Atlantik, die Karibik und den afrikanischen Atlantik, den britischen und französischen Atlantik, Reform, Revolution und Dekolonisation im atlantischen Raum, die Wahrnehmung und Aneignung im 16. bis 19. Jahrhundert, imperiale Expansion und Siedlung auf der Nord- sowie auf der Südhalbkugel, Kolonialherrschaft in Indien, Indonesien und auf den Philippinen, die Kaiserreiche Ostasiens und den Freihandelsimperialismus, imperialistische Expansion und Kolonialherrschaft in Asien und im Pazifik, Afrika und den Imperialismus, Kolonialherrschaft in Afrika, die orientalische Frage und den Ersten Weltkrieg, den Zweiten Weltkrieg und die Dekolonisation Asiens, den Spätkolonialismus und die Dekolonisation Afrikas vor.

Doch diese Entwicklung, die die Vorgeschichte der Globalisierung darstellt, verlief keineswegs nur in eine Richtung, sondern wird von Reinhard überzeugend als jahrhundertelanger Prozess der Interaktionen verstanden: Die Europäer gaben und empfingen viele Impulse, die unsere heutige Welt bestimmen. Daher betont er den Prozess der Aneignung in den Kolonien: »Deswegen ist es nicht mehr sinnvoll, entweder zu betonen, eine bestimmte Errungenschaft, z.B. die Menschenrechte oder der moderne Staat, sei westlichen Ursprungs, oder aber alternativ darauf zu bestehen, es habe sie längst gegeben, bevor die Europäer kamen, auch wenn letztere Behauptung eine beliebte interkulturelle Aneignungstechnik darstellt. Stattdessen ist anzuerkennen, dass sich die Anderen schon unter dem Kolonialismus und erst recht danach all diese Importartikel vollständig angeeignet haben. Die englische Sprache ist z.B. längst nicht mehr *the Queen's English*, sondern genauso Eigentum der Amerikaner, der Australier, der Inder, der Nigerianer usw. Die Engländer sind ihrer Sprache enteignet worden, weil andere sie sich angeeignet haben. So ist die globale Welt zwar von der europäischen Kultur geprägt, aber dennoch längst nicht mehr europäische, wenn sie das, genau besehen, überhaupt jemals gewesen sein sollte. Europäisierung der Erde ist nur noch eine historische Feststellung!« (S. 1320). Eine umfangreiche Bilanz mit einem Ausblick

rundet den durch Register gut erschlossenen Band ab. Dieser gelehrten und gut lesbaren Darstellung sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen.

Ein anregendes und ertragreiches Bild des deutschen 18. Jahrhunderts hat der Berliner Literaturwissenschaftler Steffen Martus verfasst.³ Zentral für diesen Zeitabschnitt ist die Aufklärung, die die Welt bis heute nachhaltig geprägt hat. Chronologisch gliedert er sein Werk in die vier Teile: Die Anfänge der Aufklärung (1680–1726), Aufklärung ohne Grenzen (1721–1740), Aufklärung im Widerstreit (1740–1763) und Das Ende eines »Zeitalters«? (1763–1784). Er schildert die Vielfalt und Widersprüchlichkeit dieser Zeit: die Friedenssehnsucht und die Zerstörungen der Kriege, Wissenschaft und Okkultismus, Rationalität versus Gefühl. Gerade der aufgeklärte König Friedrich der Große begann den Siebenjährigen Krieg. Martus arbeitet die politische Neuordnung um 1700 sowie die Veränderungen Europas vom Erdbeben in Lissabon bis zur Französischen Revolution heraus. Themen sind neben der Politik die Kultur und Wissenschaft, der Alltag an den Universitäten und bei Hofe sowie die Viten herausragender Diplomaten, Dichter und Gelehrter. Die tiefe Unmündigkeit der Menschen, für die Gefühle und Gewohnheiten wichtiger sind als die Vernunft, war eine wichtige Erkenntnis der Aufklärung. Zusammenfassend betont Martus: »Nur wer die eigene Unmündigkeit und Unzulänglichkeit einsieht, die Abhängigkeit von unendlich vielen Freundlichkeiten, Zuwendungen und Hilfestellungen, vermag sich auf eine produktive Art von seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit zu befreien. Man sollte sich davor hüten, die eigene Meinung für so wichtig und für so richtig zu halten, dass man sie umstandslos verwirklicht sehen möchte – ‚private‘ und ‚öffentliche‘ Meinungsfreiheit bilden keine Einheit; man sollte die eigene Weltsicht mit dem schwierigen Stand der Dinge und der Meinungen der anderen behutsam abgleichen; und vielleicht ist es keine schlechte Idee, hier und da auch einfach zu schweigen.« (S. 881).

Die europaweit erste Geschichte der Visualität seit der Entwicklung der Fotografie vor 175 Jahren hat der ausgewiesene Flensburger Historiker

3 Steffen Martus: Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – ein Epochenbild. Berlin: Rowohlt Berlin, 2015. – 1037 S., sw. Abb.: € 39, 95.

Gerhard Paul vorgelegt.⁴ Seit vielen Jahren beschäftigt sich dieser Pionier der Visual History in Deutschland mit Bildern und ihrer Wirkung. Er zeichnet informativ und – wie sollte es bei dem Thema anders sein – reich illustriert die Entwicklung von der ersten öffentlichen Präsentation von Fotos im Jahr 1839 bis in die Gegenwart nach und verdeutlicht den Prozess, wie das Bild die Schrift als Leitmedium ablöste. Fotografie, Film und Fernsehen machten das 20. Jahrhundert letztlich zum Jahrhundert des Visuellen. Paul analysiert in den Bereichen Werbung, Kunst, Propaganda, Film, Wissenschaft, Fotografie die unterschiedlichen Bildpraktiken, wobei gerade der Blick auf das Unsichtbare vieles sichtbar werden lässt. Chronologisch gliedert er sein gewichtiges Werk in acht Kapitel: Die Geburt des Visual Man. Von der Mobilisierung zur Mobilmachung des Auges (1839–1919), Deformierte Körper – einige Kreise – Prolet-Arier. Die Bedeutung der Ästhetik und der Kampf um Sichtbarkeit (1918–1933), Teilnahme durch Bilder, Etikettierungswahn und ikonoklastische Gewalt. Das nationalsozialistische Bildregime und seine Bilderwelten (1933–1945), Bilder als Anklage und Drohung. Bilddiskurse im Schatten von Auschwitz und Hiroshima (1945–1949), Der Siegeszug des Elektronischen Bildes. Bildermedien, Bilderwelten und Bilderpraxen der Bonner Republik (1949–1989), Ikarus und die schöne neue Welt des Sozialismus. Bildwelten und Bildpraxen der DDR (1949–1989), Der digital aufgerüstete Visual Man. Bildkulturen der digitalen Welt und des vereinigten Deutschlands (ab 1989/90) sowie abschließend als Resümee: Die zweite Welt des Visuellen und der Visual Man. Paul hält fest: »Die Herstellung der Balance zwischen kritischer Distanz und Verweigerung einerseits sowie kreativer und subversiver Nutzung der neuen Möglichkeiten andererseits stellt heute gewiss eine der primären Herausforderungen an den Visual Man dar.« (S. 712). Ein Personen- und ein Ortsregister erschließen dieses gewichtige Werk.

Eine sehr verdienstvolle Reihe historischer Handbücher ist der von Lotmar Gall, Karl-Joachim Hölkeskamp und Steffen Patzold herausgegebene *Grundriss der Geschichte*, dessen über vierzig vorliegende Überblicksdarstellungen regelmäßig aktualisiert werden. Neben den Bänden zur europäi-

4 Gerhard Paul: Das visuelle Zeitalter. Punkt und Pixel. Göttingen: Wallstein, 2016 (Visual History: Bilder und Bildpraxen in der Geschichte 1). – 760 S., 949 farb. Abb.: € 39 00.

schen Geschichte von der Frühzeit bis in die Moderne stellen Zusatzbände die Geschichte von Einzelstaaten dar. Zielgruppe sind Fachhistorikerinnen und Fachhistoriker, Studierende, Lehrende und interessierte Laien, die sich schnell und zuverlässig einen Überblick über bestimmte Themen der Geschichte und den jeweiligen Forschungsstand verschaffen wollen. Dem dient die vorgegebene Gliederung der Bände in drei Teile: Nach einer komprimierten inhaltlichen Abhandlung folgen die Darlegung und Erörterung des Forschungsstandes und eine entsprechend strukturierte Auswahlbibliographie. Besonders wird dabei der systematische Zusammenhang betont. Stichworte in der Marginalspalte erleichtern die schnelle Orientierung, Register erschließen den Text. Durch die regelmäßige Überarbeitung sind die Bände immer auf dem aktuellen Stand der Forschung; etliche sind schnell zu anerkannten Standardwerken geworden.

In dritter überarbeiteter und erweiterter Auflage liegt der Überblick des Göttinger Osteuropahistorikers Manfred Hildermeier zur Geschichte der Sowjetunion zwischen 1917 und 1991 vor.⁵ Den darstellenden Teil gliedert er in die Kapitel: Revolution und Bürgerkrieg (1917–1921), Konzessionen und Experimente: Die »neue Ökonomische Politik« (1921–1928), Revolution von oben und Vorkriegsstalinismus (1929–1941), Großer Vaterländischer Krieg und Spätstalinismus (1941–1953), Reform und Stalinskritik unter Cruščev (1953–1964), Zwischen Stabilisierung und Stagnation: Die Ära Brežnev (1964–1982), Zwischenspiel, *Perestrojka* und Untergang (1982–1991) sowie Ein neues Russland? (seit 1991), in dem er einen Ausblick bis zur Gegenwart bietet.

Im forschungsgeschichtlichen Abschnitt untersucht er die Ursachen der Revolution (Strukturprobleme oder Kriegsfolgen?), das Schicksal des Februarregimes (eigenes Verschulden oder bolschewistische Skrupellosigkeit?), den Bürgerkrieg (Ursachen und Preis des Sieges), Charakter und Ende der Neuen Ökonomischen Politik, den Vorkriegs-Stalinismus, den Zweiten Weltkrieg, den Aufstieg Cruščev, die Deutung der Ära Brežnev, die Ursachen der Perestrojka und ihres Scheiterns und gibt abschließend erste Versuche einer Bilanz. Die Hinweise auf Quellen und Literatur um-

5 Manfred Hildermeier: Die Sowjetunion 1917–1991. 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin-Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016 (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 31). – XI, 255 S.: € 24, 95.

fassen über 1400 Titel. Nützlich sind die Zeittafel, die Karte und die erschließenden Register, die den kompakten und kundigen Band abrunden.

Die auf rund hundert Bände angelegte Reihe *Enzyklopädie deutscher Geschichte* wendet sich an Fachhistorikerinnen und Fachhistoriker, Studierende, Lehrende und interessierte Laien, die sich schnell und zuverlässig einen Überblick über bestimmte Themen der Geschichte und den jeweiligen Forschungsstand verschaffen wollen. Herausgegeben wird sie von Lothar Gall in Verbindung mit Peter Blickle, Elisabeth Fehrenbach, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Karl Heinrich Kaufhold, Horst Möller, Otto Gerhard Oexle und Klaus Tenfelde (†). Alle Bände folgen der vorgegebenen Gliederung in drei Teile: Nach einer komprimierten inhaltlichen Abhandlung folgen die Darlegung und Erörterung des Forschungsstandes und eine entsprechend strukturierte Auswahlbibliographie. Besonders wird dabei der systematische Zusammenhang betont. Stichworte in der Marginalspalte erleichtern die schnelle Orientierung, Register erschließen den Text – leider sind im Personenregister die Vornamen nicht ausgeschrieben. Durch die regelmäßige Überarbeitung sind die Bände immer auf dem aktuellen Stand der Forschung; etliche sind bereits zu geschätzten Standardwerken geworden. Dabei wird Geschichte sehr umfassend verstanden und neben der des Staates in seinen inneren und äußeren Verhältnissen, die der Wirtschaft, der Gesellschaft, ebenso die der Religion und der Kirche, der Kultur, der Lebenswelten und der Mentalitäten einbezogen. Auch der Begriff »deutsche Geschichte« wird sehr pragmatisch interpretiert und orientiert sich an dem jeweiligen zeitgenössischen Verständnis.

Einen zusammenfassenden Überblick über die Stadt im Mittelalter im Deutschen Reich einschließlich der Niederen Lande von den römischen Anfängen im Westen bis zum Vorabend der Reformation hat Frank G. Hirschmann jetzt in zweiter, aktualisierter und erweiterter Auflage vorgelegt.⁶ Aus wirtschafts-, sozial-, kirchen- und baugeschichtlicher Perspektive stellt er die Städte umfassend dar. Nach einer chronologischen Entwicklung von den antiken Wurzeln der mittelalterlichen Städte im Westen bis ins Spätmittelalter geht er auf die politischen und sozialen Strukturen

6 Frank G. Hirschmann: Die Stadt im Mittelalter. 2., aktual. u. erw. Aufl. Berlin-Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 84). – XII, 158 S.: € 21, 95.

der Städte ein (u. a. Bruderschaften, Zünfte, innerstädtische Auseinandersetzungen, Juden, Infrastruktur) und schildert ihre Rolle im Spannungsfeld von Königtum und Partikulargewalten. Dabei arbeitet er zwischenstädtische Kommunikation (z.B. die Hanse) sowie die Rolle der Städte als Zentren von Wirtschaft und Verkehr sowie von Kultur und Bildung heraus. Der Forschungsüberblick widmet sich den Bereichen Stadtdefinition und -typen, Rolle der Stadtrechte, kleine und mittelgroße Städte, Stadt und Kirche, Demographie und geht auf die Quellenlage sowie den Forschungsstand ein. Eine sehr differenzierte Bibliographie mit über 500 Titeln gibt weiterführende Hinweise.

Zu den aktuell diskutierten gesellschaftlichen Themen gehören Migration und Integration. Dabei wird oft vergessen, dass diese gegenwärtigen Phänomene die Konsequenzen historischer Prozesse sind, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen. Die aktuelle Migrationspolitik geht auf eine lange Geschichte von räumlichen Bevölkerungsbewegungen und der staatlichen Reaktion darauf zurück. Dies hat Jochen Oltmer in seinem konzisen Überblick über Migration im 19. und 20. Jahrhundert herausgearbeitet, der jetzt in der dritten Auflage in allen Teilen überarbeitet worden ist.⁷ Ausgehend von den Bedingungen, Formen und Folgen von Migration stellt er die Migrationsentwicklung chronologisch von der kontinentalen zur überseeischen Auswanderung, der intra- und interregionalen Arbeitswanderung im Zeichen der Industrialisierung, die Ausländerbeschäftigung und Zuwanderungspolitik bis zu den 1950er Jahren dar und schließt mit einem Abschnitt zu Migration und Niederlassung seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Diskutiert wird der Forschungsstand zur überseeischen Massenauswanderung, zur intra- und interregionalen Auswanderung, zur grenzüberschreitenden Arbeitsmigration, zu Flucht und Vertreibung, Deportation und Zwangsarbeit sowie zu Exil und Asyl. Eine über 600 Titel umfassende Bibliographie von Quellen und Literatur schließt den Band ab.

Helgoland, die einzige deutsche Hochseeinsel, ist heute ein beliebter Ort für Urlauber und Ornithologen. Knapp 50 Kilometer von der Westküste Schleswig-Holsteins in der Deutschen Bucht gelegen, hatte diese Insel eine bewegte Geschichte von der Seeräuberinsel über die britische Kronko-

7 Jochen Oltmer: Migration im 19. und 20. Jahrhundert. 3., aktual. u. erw. Aufl. Berlin-Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 86). – X, 210 S.: € 21, 95.

lonie, die 1890 gegen Sansibar »getauscht« wurde, dem Kaiserbad bis zur Seefestung im Zweiten Weltkrieg und der Sprengung mit dem erzwungenen Exil der Insulaner. Letztlich durch die Besetzung der beiden Studenten René Leudesdorff und Georg von Hatzfeld im Dezember 1950 gelang es 1952, die Insel wieder an die Bundesrepublik anzugliedern und erneut zu besiedeln. Heute ist die Insel amtsfreie Gemeinde des Kreises Pinneberg. Der Kieler Historiker Martin Krieger hat diese wechselhafte Geschichte Helgolands in einem gut lesbaren Buch – leider ohne Abbildungen und Register – ansprechend zusammengefasst.⁸

Über Antisemitismus liegen zahlreiche Publikationen vor. Der Nestor der Antisemitismusforschung Wolfgang Benz hat das Projekt eines umfassenden und umfangreichen Handbuchs zur Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart ins Leben gerufen, von dem bereits sieben Bände vorliegen: Länder und Regionen; Personen; Begriffe, Theorien, Ideologien; Ereignisse, Dekrete, Kontroversen; Organisationen, Institutionen, Bewegungen; Publikationen; Film, Theater, Literatur und Kunst. Ziel ist es, das vorhandene Wissen zu diesem Phänomen ohne zeitliche und räumliche Begrenzung zu bündeln. Dabei wird Antisemitismus als ältestes, religiöses, kulturelles, soziales und politisches Vorurteil verstanden. Dargestellt und analysiert wird Judenfeindschaft als Einstellung, als Politikmuster, als Instrumentalisierung von Emotionen, als Aggression vom Pogrom bis zum Genozid. In allen Bänden stellen international renommierte Fachleute, u. a. Historiker, Politologen, Sozialwissenschaftler, Psychologen, Literaturwissenschaftler, Antisemitismus von den Erklärungstheorien über die Ereignisse bis zur Wirkungsgeschichte vor. Die zahlreichen Querverweise sowie Register der Personen, Orte und Regionen erschließen das verdienstvolle Werk bereits in den einzelnen Teilen vorzüglich.

8 Martin Krieger: Die Geschichte Helgolands. Kiel-Hamburg: Wachholtz-Murrmann, 2015. – 160 S.: € 19, 90.

Jetzt liegt der achte und letzte Band vor, der Nachträge und Gesamtregister umfasst.⁹ 61 biografische und 64 Sachartikel sind ergänzt worden, z.B. Karl Adam, Ferdinand Christian Baur, Otto Bonhard, Friedrich Delitzsch, Knut Hamsun, Søren Kierkegaard, Dietrich Klagges, Michael Kühnen, Bötties Freiherr von Münchhausen, Siegfried Nobiling, Udo Pastörs, Theodor Reismann-Grone, Jürgen Rieger, Gregor Straßer, Bruno Tanzmann, Kurt Tucholsky, Christian Worch, Theophil Wurm sowie Agrarantisemitismus, Akademische Blätter, Antisemitentag, Babel-Bibel-Streit, Die Bertinis, Börsenverein der Deutschen Buchhändler, Codierter Antisemitismus, Finkelstein-Debatte, Gerstein-Bericht, Goldhagen-Debatte, Grass-Debatte, Hauptarchiv der NSDAP, Jüdisch-Christlicher Dialog, Kir Royal, Der Nazi & der Friseur, Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, World Jewish Congress. Sehr nützlich sind die alle Bände übergreifenden Register der Personen sowie Orte und Regionen. Allen Beteiligten ist für dieses in Wissenschaft, Unterricht und politischer Bildung nützliche Handbuch zu danken!

Antisemitisches Gedankengut wurde auch durch völkische Autoren verbreitet. Eine instruktive Analyse ihrer gesellschaftlichen Wirkung hat Thomas Vordermayer in seiner auf umfangreicher Quellenauswertung basierenden Münchner Dissertation vorgelegt.¹⁰ Er arbeitet unter Rückgriff auf die Netzwerkanalyse heraus, wie völkische Ideologen wie Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und Wilhelm Stapel die bildungsbürgerlichen Eliten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beeinflussten. Gerade unter Professoren Journalisten und Redakteuren erlangten sie eine nicht zu unterschätzende Deutungsmacht. Erfreulicherweise macht der Verfasser nicht an Epochenzäsuren halt, sondern verfolgt seine Protagonisten und deren Wirkung über die Zäsuren der Jahre 1933 und 1945 hinaus. Spätestens ab Ende der sechziger Jahre hatten diese Autoren endlich

9 Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Wolfgang Benz in Zusammenarbeit mit Werner Bergmann u. a. Red.: Brigitte Mihok. Band 8: Nachträge und Register. Berlin; Boston: De Gruyter Saur, 2015. – IX, 426 S.: € 119, 95.

10 Thomas Vordermayer: Bildungsbürgertum und völkische Ideologie. Konstitution und gesellschaftliche Tiefenwirkung eines Netzwerks völkischer Autoren (1919–1959). Berlin-Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 109). – 470 S.: € 59, 95.

ihren Einfluss verloren – bis heute »identifizieren sich nur noch marginale gesellschaftliche Randgruppen mit den Werken der Dichter« (S. 422).

Klemens von Klemperer (1916–2012) war ein herausragender Historiker des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, vor dem er nach dem Novemberpogrom 1938 in die USA fliehen musste. Dieser hoch kompetente und sympathische Gelehrte wirkte viele Jahrzehnte am renommierten Smith College in Massachusetts. Es ist sehr verdienstvoll, dass Ekkehard Klaus zum hundertsten Geburtstag von Klemperers seine wichtigsten Aufsätze in einem Band zusammengestellt und mit einer ausführlichen Vita des Verfassers versehen hat.¹¹ Die 21 Beiträge setzen sich u.a. auseinander mit dem Mandat und der Motivation zum Widerstand, Glaube, Religion, Kirche und der deutsche Widerstand, der Außenpolitik des Widerstandes, der Bedeutung des Naturrechts für den Widerstand, Kurt von Schuschnigg, Adam Trott zu Solz, Carl Goerdeler, Dietrich Bonhoeffer, Clemens August Graf von Galen, der Erforschung und Historisierung des deutschen Widerstandes sowie dessen Rolle im Kontext des europäischen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Ein Beitrag des Herausgebers über Klemperers Vater Herbert von Klemperer rundet den Band ab, dem man noch ein Register gewünscht hätte.

Eine umfassende Überblicksdarstellung zur Verfolgung und Ermordung der Juden zwischen 1933 und 1948 hat der leider viel zu früh verstorbene langjährige Leiter des renommierten Institute of Contemporary History and Wiener Library, der Londoner Historiker David Cesarani (1956–2015), als letztes Buch vorgelegt.¹² Die chronologisch angelegte Studie untersucht in zehn Kapiteln auf umfassender Quellenbasis die Situation der europäischen Juden zwischen der Machtübertragung an die Nationalsozialisten in Deutschland und der Gründung des Staates Israel: Prolog zum Aufstieg der Nationalsozialisten, Das erste Jahr 1933, Judenpolitik 1933–1938, Pogrom 1938–1939, Krieg 1939–1941, Barbarossa 1941,

11 Klemens von Klemperer: *Der einsame Zeuge. Von der existentiellen Dimension des Widerstands gegen den Nationalsozialismus*. Berlin: Lukas, 2016 (Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand B 7). – 389 S., 17 sw. Abb.: € 24, 90.

12 David Cesarani: »Endlösung«. *Das Schicksal der Juden 1933 bis 1948*. Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt. Berlin: Propyläen, 2016. – 1100 S., 2 Karten: € 42, 00.

Endlösung 1942, totaler Krieg 1943, Das letzte Jahr 1944–1945, Epilog über die Jahre von 1945 bis 1948, da Juden vielfach noch in Lagern für Displaced Persons leben mussten und keine völlige Freiheit genießen konnten (S. 27). Cesarani verbindet den Holocaust eng mit dem Zweiten Weltkrieg und den ethnischen Neuordnungsplänen der Nationalsozialisten für Osteuropa. Er betont, dass es unabhängig von allen programmatischen Äußerungen von führenden Nationalsozialisten »vor Ende 1938 keine umfassende zentralisierte und kohärente Politik und Praxis« im Umgang mit den Juden (S. 17) gab. Für Hitler bildete der Antisemitismus einen »wesentlichen Aspekt seines Selbstbildes, aber er betrachtete sich auch als Krieger« (S. 19). Nach der Kriegserklärung der USA am 11. Dezember 1941 wurden die Juden »von Geiseln, die als Garant der Nichteinmischung der Vereinigten Staaten am Leben erhalten wurden, zu Übeltätern, die blutige Vergeltung verdient hatten. Letztlich lösten nicht Entscheidungen im Rahmen einer antijüdischen Politik den Abstieg in den europaweitern Völkermord aus, sondern der Kriegsverlauf.« (S. 22). Zusammenfassend hält er fest: »Das Schicksal der europäischen Juden zwischen 1933 und 1948 wurzelte im Antisemitismus, wurde aber vom Krieg geformt. [...] Hitler glaubte, dass Deutschland sich im Krieg mit dem internationalen Judentum befände und von dessen Ausgang das Schicksal der Menschheit abhinge.« (S. 941).

Schon vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges bereitete die deutsche Wehrmacht im niedersächsischen Sandbostel die Einrichtung eines Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager (Stalag X B) vor. Hier waren bis zur Befreiung am 29. April 1945 mehrere Hunderttausend Gefangene aus unterschiedlichen Ländern interniert. Dabei wurde immer wieder gezielt gegen die völkerrechtlich geregelte Behandlung der Kriegsgefangenen verstoßen, vor allem sowjetische Gefangene blieben ungeschützt. Etliche tausend Menschen starben an Krankheiten und Unterernährung. Noch vor Kriegsende wurden 9 500 Häftlinge aus dem Konzentrationslager Neuengamme dorthin transportiert, von denen ca. 3 000 binnen kurzer Zeit Opfer von Seuchen und Gewalttaten wurden.

Im Jahr 2013 wurde in der überzeugend gestalteten Gedenkstätte Sandbostel eine sehenswerte Dauerausstellung eröffnet, zu der Andreas Ehresmann einen informativen und ansprechend gestalteten, mit vielen Abbildungen versehenen Katalog herausgegeben hat, der die Geschichte und

die nicht weniger interessante Nachgeschichte des Lagers darstellt. Der Band setzt Maßstäbe!¹³

Die nach 1945 über den Nationalsozialismus und das »Dritte Reich« geführten Debatten haben Torben Fischer und Matthias N. Lorenz in einem *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland* zusammengefasst.¹⁴ Dieses interdisziplinär angelegte Nachschlagewerk zeigt die politischen, künstlerischen, juristischen, gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und medialen Auseinandersetzungen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit kompakt auf. Chronologisch angelegt ist es in die Kapitel 1945–1949, 1949–1961, 1961–1968, 1968–1979, 1979–1995, 1995–2008 gegliedert und umfasst u.a. die Stichworte Entnazifizierung, Reeducation, Sprache des Nationalsozialismus, Mythos »Stunde Null«, Kollektivschuldthese, Simon Wiesenthal, SRP-Verbot, Ludwigsburger Zentralstelle, Volksverhetzung als Straftat, Deutsches Programm der FDP, Revisionismus/Leugnung des Holocaust, Veit Harlan-Prozess, Fälle Globke und Oberländer, Landser-Hefte, Eichmann-Prozess, Frankfurter Auschwitz-Prozess, Fritz Bauer, Peter Weiss: Die Ermittlung, Fischer-Kontroverse, Germanistentag 1966, Fall Hofstätter, Nationalsozialismus im Schulunterricht, »1968«, Beate Klarsfeld, Kniefall von Warschau, Neuer Deutscher Film, § 175 und das unbewältigte Erbe der NS-Homosexuellenverfolgung, Filbinger-Affäre, Majdanek-Prozess, Riefenstahl-Renaissance, Heidegger-Kontroverse, Schmidt-Begin-Konflikt, Fassbinder-Kontroversen, Historikerstreit, Holocaust-Serie, Shoah, Hitler-Tagebücher, Raul Hilberg, Wilkomirski-Affäre, Museumsdebatte, Haus der Wannsee-Konferenz, Streitfall jüdischer Friedhof in Hamburg-Ottensen, Ausschreitungen von Rostock-Lichtenhagen, Wehrmachtsausstellung, Goldhagen-Debatte, Jüdisches Museum Berlin, Holocaust-Gedenktag, NPD-Verbotsverfahren, Holocaust als Filmkomödie, Stolpersteine, Dresden 1945, Jürgen Möllemanns Israel-Flugblatt, NSU-Morde, Neue Rechte, NSDAP-

13 Das Stalag X B Sandbostel. Geschichte und Nachgeschichte eines Kriegsgefangenenlagers. Katalog der Dauerausstellung. Hrsg. von Andreas Ehresmann. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2015. – 400 S., 514 Abb.: € 29, 90.

14 *Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945.* Hrsg. von Torben Fischer und Matthias N. Lorenz. 3., überarb. u. erw. Aufl. Bielefeld: transcript, 2015. – 488 S.: € 34, 99.

Mitgliedschaften, Umbenennung von Straßen. Schon diese Stichworte zeigen die Vielfalt dieses wichtigen Lexikons.

Das Hitler-Bild der Deutschen nach 1945 hat der Historiker und Journalist Rolf Rietzler zusammengefasst.¹⁵ Er beschreibt dessen posthume Wirkung in ihren unterschiedlichen Facetten, wobei er das Kapitel Hitlers Nachleben in die Phasen Dämon und Sündenbock (1945–1959), Phantom und Hampelmann (1960–1972), Superstar und Schtonk (1973–1983), Streitobjekt und Jubilar (1984–1989) sowie Reizfigur und TV-Marke (1990–1999) gliedert. Da es Rietzler bei seinen subjektiven Ansichten eines Zeitgenossen auch um »Lesevergnügen« geht, hat er auf Anmerkungen verzichtet (S. 538), nicht jedoch auf ein Personenregister.

Im Jahr 1999 publizierte der renommierte und engagierte Zeithistoriker Axel Schildt zum 50. Jahrestag der Gründung der Bundesrepublik Deutschland einen Aufsatz »Fünf Möglichkeiten, die Geschichte der Bundesrepublik zu erzählen.«¹⁶ Er zeigte die wenigen Meistererzählungen der Geschichte der alten Bundesrepublik auf, die damals das Bild prägten: Erfolgsgeschichte, Misserfolgsgeschichte, Modernisierungsgeschichte, Belastungsgeschichte, Verwestlichungsgeschichte. Zum 65. Geburtstag des Direktors der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, der die deutsche Zeitgeschichtsforschung auf vielen Ebenen nachhaltig geprägt hat, ist eine sehr originelle Festschrift entstanden, die ausgehend von seinem Aufsatz in 26 Beiträgen fragt, wie sich seine Darlegungen bestätigt haben oder neu gedacht werden müssen, welche Ansätze seitdem entstanden sind und wie seine damalige Darlegungen heute differenziert werden müssten.¹⁷ »Es ging also ganz in Axel Schildts Sinne, so vermuten wir, gerade nicht um Verehrung, sondern um Aufnahme seiner Impulse zum Zwecke ihrer Kritik und Differenzierung – also um Weiterentwicklung«, formulieren es die Herausgebenden (S. 11). »Wir sollten ein Buch, das durch einen

- 15 Rolf Rietzler: *Mensch, Adolf. Das Hitler-Bild der Deutschen seit 1945. Ansichten eines Zeitgenossen*. München: C. Bertelsmann, 2016. – 544 S.: € 24, 99.
- 16 Axel Schildt: *Fünf Möglichkeiten, die Geschichte der Bundesrepublik zu erzählen*. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* Heft 10, Oktober 1999, S. 1243–1244.
- 17 *Mehr als eine Erzählung. Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik*. Hrsg. von Frank Bajohr; Anselm Doering-Manteuffel; Claudia Kemper; Detlef Siegfried. Göttingen: Wallstein, 2016. – 408 S.: € 39, 90.

gemeinsamen inhaltlichen Zugriff die Forschung voranbringt, indem es sich auf einen für Axel Schildts Arbeit zentralen Fokus konzentriert« (S. 9). Und das ist gelungen: Gegliedert in die fünf Rubriken: Kollektive Sozialisierungen, Mikro- und Makroräume, Neuordnungen durch den Blick der Gegenwart und Deutungskonkurrenzen werden u.a. Musik, Jugend, vaterlose Halbweisen und Kriegervitwen, die Teilungsgeschichte, Antikommunismus, die Bücherverbrennung von 1965, Richard von Weizsäcker und die Erinnerung an den Nationalsozialismus, die Erfolgsgeschichte der »Stolpersteine«, Ausländer und Asyl, Stadtgeschichte, Kriminalität, Kooperation und Konkurrenz im Norden, Globalisierungsgeschichte, Auftragsforschung, Vergangenheitsbewältigung, Fußball, Intellectual History, Alltagspraktiken, Mythen deutscher Geschichtsschreibung, Geheimdienste, Gewerkschaften, Frieden und Pop in den Blick genommen. Alle diese ertragreichen Aufsätze greifen die vorhandenen Erzählstränge auf und modifizieren sie individuell. Das Gesamtbild ist unterschiedlich – Axel Schildts 1999 herausgearbeitete Lesarten werden zum einen bestätigt, zum anderen aber auch durch neue Interpretationen ergänzt. So entsteht eine anregende Vielfalt, die die Vielschichtigkeit einer Gesellschaft spiegelt und zugleich die Potenziale der Zeitgeschichtsforschung deutlich werden lässt. Gewünscht hätte man sich noch einen Blick auf die Religionsgeschichte der Bundesrepublik – und ein Register.

Wer sich über die derzeit lebenden deutschen Hochschullehrerinnen und -lehrer informieren will, der greife zum gewichtigen, vom deutschen Hochschulverband herausgegebenen *Hochschullehrer Verzeichnis 2016*.¹⁸ Dieses in 24. Auflage vorliegende Werk präsentiert einen aktuellen Datenbestand von über 60 000 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Erfasst sind Namen, Anschriften und Kontaktdaten der Universitätsprofessoren und -professorinnen, wobei auch Juniorprofessoren, Honorarprofessoren und außerplanmäßige Professoren, Privatdozenten und Habilitierte berücksichtigt worden sind. Nützlich sind das Register der Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer nach Fachgebieten sowie die Anschriften der Universitäten. Dieses Nachschlagewerk stellt auch eine personelle Bilanz universitärer Lehre und Forschung dar.

18 Hochschullehrer Verzeichnis 2016. Band 1: Universitäten Deutschland. Hrsg. vom Deutschen Hochschulverband. Red. Axel Schniederjürgen. Berlin-Boston: de Gruyter, 2016. – 1076 S.: € 329, 00.

Die in diesem Bericht vorgestellten Handbücher zeigen, dass die historische Forschung in den letzten Jahren weiter vorangeschritten ist und vor allem gut lesbare, informative Synthesen auf neuestem Forschungsstand vorgelegt worden sind. Nicht nur die geschichtliche Entwicklung an sich, sondern auch ihre Erforschung ist dadurch besser greifbar geworden. Schule, Hochschule und alle an Geschichte Interessierte können davon nur profitieren!

Zivilisationen und Geschichte

Neue Bände einer anregenden Buchreihe

Rainer Hering

Die beiden Berliner Historiker Ina Ulrike Paul und Uwe Puschner haben 2009 die wissenschaftliche Reihe *Zivilisationen & Geschichte* ins Leben gerufen. Sie lehnen sich damit an ein westeuropäisches Konzept an, zum anderen wollen sie mit dem Titel signalisieren, dass sie nicht auf den deutschen bzw. europäischen Raum fixiert sind, sondern in globalen Dimensionen denken. Das interdisziplinäre Projekt soll gerade jungen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern eine Möglichkeit geben, ihre Forschungen zu präsentieren. Daher werden hier neben Monographien und Sammelbänden gerade auch Habilitationsschriften, Dissertationen sowie überarbeitete Magisterarbeiten publiziert. Die zweisprachigen Zusammenfassungen ermöglichen es auch einem internationalen Publikum, die Forschungsergebnisse wahrzunehmen. In den ersten fünf Jahren sind bereits 27 Bände erschienen¹, in den folgenden drei Jahren sind weitere 15 Bücher vorgelegt worden, die hier vorgestellt werden, um die Vielfalt der anregenden Reihe aufzuzeigen.

Die Geschichte der ehemaligen polnischen Anstalt Dziekanka, die 1939 von der deutschen Wehrmacht eingenommen und in Tiegenhof umbenannt worden war, hat Enno Schwanke erforscht.² Er analysiert auf der Basis von Zeitzeugenaussagen und Strafermittlungsakten im Bundesarchiv Ludwigsburg und Berlin, wie die Heil- und Pflegeanstalt zu einer Tötungsinstitution umgewandelt wurde. Der Verfasser rekonstruiert, was im Zweiten Weltkrieg dort geschah, und kann so wichtige Informationen zu den Anfängen der nationalsozialistischen Euthanasie herausarbeiten. Die frühen Patientenmorde im Reichsgau Wartheland waren wesentlich durch das gaueigene SS-Sonderkommando Lange, eine eigene »Euthanasie-Zen-

- 1 Rainer Hering: Zivilisationen und Geschichte. Fünf Jahre einer neuen Buchreihe. In: Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland 34 (2014), S. 301–315.
- 2 Enno Schwanke: Die Landesheil- und Pflegeanstalt Tiegenhof. Die nationalsozialistische Euthanasie in Polen während des Zweiten Weltkrieges. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (Zivilisationen & Geschichte 28). – 149 S.: € 28, 00.

trale« und die Aktivitäten des Reichsstatthalters Arthur Greiser (1897–1946) bedingt.

Die von Helene Lange (1848–1930) begründete Zeitschrift *Die Frau* hat Christina Stange-Fayos für die Jahre 1893 und 1914 mit sprachwissenschaftlich-linguistischen Kriterien untersucht.³ Dieses bedeutendste Sprachrohr der »gemäßigten« bürgerlichen Frauenbewegung erschien monatlich. Durch die Diskursanalyse werden nicht nur die zahlreichen diskursiven Verschränkungen sondern auch die Konflikte mit anderen Fraktionen und männlichen Gegnern in der Hochphase der Frauenbewegung deutlich herausgearbeitet. Auch wenn die Überzeugungsarbeit moderat blieb, war *Die Frau* doch ein Kampfblatt, das den großen Teil der bürgerlichen Frauenbewegung repräsentierte. Das Setzen auf Reformen, um eine inhaltliche Revolution zu erreichen, machte *Die Frau* gesellschaftsfähig. Das von Helene Lange angestrebte bedachte Vorgehen war langfristig erfolgreich.

Einen herausragenden Beitrag zur Antisemitismusforschung hat Susanne Wein vorgelegt, die erstmals judenfeindliche Sprache in den Reichstagsdebatten der Weimarer Republik analysierte.⁴ Sie belegt, dass der Antisemitismus mit dem Anwachsen der Anzahl der rechtsextremen Abgeordneten in der zweiten Wahlperiode 1924 und erneut ab Oktober 1930 im Reichstag zunahm. Innerhalb des Parlamentes wurde die offene Zurschaustellung von Judenfeindschaft in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre nicht mehr geächtet. Diese Untersuchung arbeitet aus der semantischen Analyse des Sprachhandelns der Abgeordneten die Sprache der Judenfeindschaft heraus. Die Spannweite reichte von der offenen radikal-antisemitischen Propaganda der Deutschvölkischen und Nationalsozialisten über unterschiedlich deutlich codierte Formen bis zu latent antisemitischen Sprachforen selbst bei Parteien der Mitte und der Linken. Wein stellt den besonderen Anteil der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP)

3 Christina Stange-Fayos: Publizistik und Politisierung der Frauenbewegung in der wilhelminischen Epoche. Die Zeitschrift »Die Frau« (1893–1914). Diskurs und Rhetorik. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2014 (Zivilisationen & Geschichte 29). – 312 S.: € 59, 95.

4 Susanne Wein: Antisemitismus im Reichstag. Judenfeindliche Sprache in Politik und Gesellschaft der Weimarer Republik. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2014 (Zivilisationen & Geschichte 30). – 526 S.: € 59, 95.

an der gesellschaftlichen und politischen Akzeptanz des Antisemitismus klar heraus. Es gelingt ihr durch die Verbindung von Konzepten der historischen Antisemitismusforschung und der zur Politischen Kultur, die unausgesprochenen Selbstverständlichkeiten sichtbar werden zu lassen. Der Antisemitismus war bereits in der Weimarer Republik ein fester Teil der deutschen Soziokultur.

Aus einer Tagung an der Université Paul Valéry – Montpellier 3 ist ein Sammelband entstanden, der sich mit der vielfältigen Ideenlandschaft im Wilhelminischen Reich beschäftigt.⁵ Nach einem einführenden Beitrag zum Verhältnis von Politik und Kultur zwischen 1890 und 1918 werden unterschiedliche Akteure, wie Walter Rathenau, Arthur Moeller van den Bruck und Rudolf Eucken, Reformbewegungen, wie die Sozialdemokratie und ihr Verhältnis zum Internationalismus, die Lebensreformbewegung, die Problematisierung der Umwelt, die Anthroposophische Gesellschaft, die Künstler-Kolonie Mathildenhöhe oder die Neue Gemeinschaft zwischen 1900 und 1904 sowie publizistische Auseinandersetzungen vorgestellt, z.B. die Sprache der Presse, die Publikationen der Frauenbewegung, völkische Gesellschaftskritik der Zeitschrift *Hammer*, koloniale Gegenwelten, Heinrich Manns Roman *Die kleine Stadt*. Deutlich wird die inhaltliche Vielfalt der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Diskussion der Epoche »um 1900«.

Am Beispiel der Berliner Gemeinde präsentiert Simona Lavaud die umfangreiche jüdische Wohlfahrtstätigkeit in der Weimarer Republik.⁶ Im Judentum sind Wohltätigkeit und Fürsorge von Menschen für Menschen in jeder Lebenssituation konstitutiv für die jüdische Gemeinschaft. Während der zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre hatte die jüdische Wohlfahrt den Höhepunkt ihrer Modernisierung erreicht, die vor allem von Vereinen getragen wurde. Die Verfasserin untersucht, wie diese private Fürsorge neben der staatlichen ihre Berechtigung hatte. Sie betont, dass

5 Laboratorium der Moderne. Ideenzirkulation im Wilhelminischen Reich. Hrsg. von Uwe Puschner; Christina Stange-Fayos; Katja Wimmer. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (Zivilisationen & Geschichte 31). – 271 S.: € 59, 95.

6 Simona Lavaud: Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit? Jüdische Wohlfahrt in der Weimarer Republik zwischen privaten Initiativen und öffentlichem Engagement am Beispiel der Berliner Gemeinde. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (Zivilisationen & Geschichte 32). – 297 S.: € 59, 95.

gerade in den wirtschaftlichen Krisen der zwanziger Jahre die deutschen Juden das Bedürfnis hatten, sich in der Wohlfahrt zu engagieren. Dabei konnten nur von jüdischen Einrichtungen auch spezielle Bedürfnisse, wie z.B. sabbatfreie Stellen oder koschere Kost, berücksichtigt werden. Gerade Krisenphänomene, wie der wachsende Antisemitismus, intensivierten das jüdische Gemeinschaftsgefühl und die überlieferten Traditionen. Der Rückzug auf religiöse, karitative und kulturelle Betätigungsfelder ermöglichte den Aufschwung von Wohltätigkeitsorganisationen.

Annika Haß stellt den Verleger Johann Friedrich Cotta (1764–1832) als Kulturvermittler zwischen Deutschland und Frankreich vor.⁷ Sie analysiert in chronologischer und thematischer Perspektive das Buchprogramm des Verlegers von Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller im Blick auf Frankreichbezüge. Besonders berücksichtigt sie die zeitgenössische Übersetzungs- und Koeditionstätigkeit durch Fallstudien über Albrecht Lebet, Theodor von Haupt und Joseph von Theobald.

Die sechzehn Beiträge einer Berliner Tagung zum Vorlagentransfer der Buchmalerei des Spätmittelalters zeigen ein vielfältiges Spektrum von Fallbeispielen der spätmittelalterlichen Buchmalerei, wobei neben dem eigentlichen Transfer von Vorlagen gerade die Wiederholung von Motiven sowie das Wechselspiel zwischen Tradition und Innovation besonders reizvoll sind.⁸ Die Aufsatzsammlung zeigt die Formen, Bedingungen und Gründe für Vorlagentransfers auf und lässt so die künstlerische Wiederholung für Fragen nach künstlerischer Praxis, Intention und Lokalisierung nutzbar werden. Imitation und Innovation werden als kreativer künstlerischer Prozess verstanden, der neue Fragestellungen und Bewertungskriterien schafft.

Die Auseinandersetzung der evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik mit

7 Annika Haß: *Der Verleger Johann Friedrich Cotta (1764–1832) als Kulturvermittler zwischen Deutschland und Frankreich. Frankreichbezüge, Koeditionen und Übersetzungen.* Mit einem Vorwort von Hans-Jürgen Lüsebrink. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (*Zivilisationen & Geschichte* 33). – 254 S.: € 64, 95.

8 *Re-Inventing Traditions. On the Transmission of Artistic Patterns in Late Medieval Manuscript Illumination.* Ed. by Joris Corin Heyder; Christine Seidel. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (*Zivilisationen & Geschichte* 34). – 363 S.: € 59, 95.

der Judenvernichtung hat Tetyana Pavlush im politisch-gesellschaftlichen Kontext analysiert.⁹ Sie fragt nach dem Anteil der Kirchen an den gesamtgesellschaftlichen Lernprozessen in Bezug auf den Holocaust sowie die Auswirkungen der offiziellen Vergangenheitspolitik auf die Erinnerung in den Kirchen und Gemeinden. Vergleichend analysiert sie öffentliche Kontroversen und Gedenktage (9. November 1938), um Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den kirchlichen Debatten in beiden deutschen Staaten herauszuarbeiten. Dabei wertet sie offizielle Stellungnahmen der Amtskirche wie die Arbeitsergebnisse von Kirchentagen und protestantischer Presse aus, um die Dynamik der kirchlichen Erinnerungsarbeit zwischen 1945 und 1989 aufzuzeigen. Sehr nützlich ist das Personenregister mit biographischen Angaben.

Nur wenig bekannt ist, dass es bereits Mitte des 19. Jahrhunderts einen deutsch-brasilianischen Dialog im Bereich der geschichtswissenschaftlichen Forschung gab, wie auf einer Tagung an der Universität Ouro Preto herausgearbeitet wurde.¹⁰ Die brasilianische Geschichtsschreibung blieb von der sogenannten Recife-Schule bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in enger Verbindung zu deutschem historischem Denken. In den letzten zehn Jahren hat sich das Interesse der brasilianischen Historikerinnen und Historiker an der deutschen Tradition wieder intensiviert, so dass von einer Erneuerung ihrer Beziehungen auszugehen ist.

Während des Ersten Weltkrieges wurden in vielen Ländern Ausländer interniert. Alexandra Ludewig schildert anhand zahlreicher Fotos die Internierung auf Rottneest Island in Australien in den Jahren 1914 und 1915.¹¹ Sie stellt den Kriegsausbruch in Westaustralien, die Geschichte der Ge-

9 Tetyana Pavlush: Kirche nach Auschwitz zwischen Theologie und Vergangenheitspolitik. Die Auseinandersetzung der evangelischen Kirchen beider deutscher Staaten mit der Judenvernichtung im »Dritten Reich« im politisch-gesellschaftlichen Kontext. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (Zivilisationen & Geschichte 35). – 573 S.: € 96, 95.

10 Contributions to Theory and Comparative History of Historiography. German and Brazilian Perspectives. Ed. by Luiz Estevam de Oliveira Fernandes; Luísa Rauter Pereira; Sérgio da Mata. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (Zivilisationen & Geschichte 36). – 208 S.: € 49, 95.

11 Alexandra Ludewig: Zwischen Korallenriff und Stacheldraht. Interniert auf Rottneest Island, 1914–1915. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2015 (Zivilisationen & Geschichte 37). – 281 S., zahlr. sw. Abb.: € 59, 95.

fängnisinsel Rottneß und des Internierungslagers sowie die Internierten, das Wachpersonal und die inhaftierten Strafgefangenen dar. Neben zivilen feindlichen Ausländern aus Deutschland und Österreich wurden in dem Lager auch indigene Strafgefangene von australischen Soldaten festgehalten. Dort mussten Männer unterschiedlicher Herkunft und Sozialisation oft ohne gemeinsame Sprache dicht zusammenleben. In seltenen Momenten kam es zur Verbrüderung über nationale und ethnische Grenzen hinweg, wie die Fotos deutlich werden lassen. Im Anhang ist die in mühsamer Recherchetätigkeit erstellte Liste aller Internierten abgedruckt.

Ein Kolloquium an der Université Paul Valéry – Montpellier im Herbst 2014 beschäftigte sich aus der Perspektive der Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft mit der Wechselwirkung zwischen Rhetorik und Kulturen vom 8. bis 21. Jahrhundert.¹² Rhetorische Konstruktionen überliefern, verändern und verbinden kulturelle Strömungen als eine spezifische Kompetenz von kulturellem Ausdruck. Die 18 Beiträge zeigen eine methodische und theoretische Vielfalt auf, darunter finden sich auch empirische Analysen rhetorischer Gepflogenheiten. Themen sind u.a. Generationenrhetorik, der Einfluss von Printmedien auf den Rundfunk, Kulturen der Rhetorik zwischen Kontinentaleuropa und der englischsprachigen Welt, Ironie als Infragestellung der Leitkultur, das rhetorische Duzen als kommunikative Norm des heutigen Deutsch, Adam Müllers Rhetorik des Hörens, Rhetorik bei Immanuel Kant und Friedrich Schlegel, Persuasion und Polemik im avantgardistischen Diskurs, die Rhetorik der Abgrenzung zwischen bürgerlicher Frauenbewegung und Sozialdemokratie, rhetorische Emotionspräsentationen in bürgerlichen Trauerspielen des 18. Jahrhunderts, Spracharbeit in Musterbriefen im 15. und 16. Jahrhundert, die Rhetorik in der deutschen barocken Sonettkunst, das protestantische Schuldrama, reformatorische und gegenreformatorische Rhetorik in Flugblättern, das Gegnerbild und das Sprecherethos im Isidor-Traktat 780.

Berufliche Schlüsselqualifikationen spielen in der Bildungsdiskussion eine immer größere Rolle. Können sie mehr als nur berufliche Handlungs-

12 Rhetorik und Kulturen. Hrsg. von Michel Lefèvre; Katharina Mucha-Tummuseit; Rainer Hünecke. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2016 (*Zivilisationen & Geschichte* 38). – 410 S.: € 74, 95.

fähigkeiten fördern? Zählen sie zu einem erweiterten Bildungsbegriff hinzu oder schaffen sie nur die Bedingung der Möglichkeit von Bildung? Ein Tagungsband erörtert diese Fragen aus der Sicht der Bildungswissenschaften, der Philosophie, der Erziehungswissenschaft, der Kulturwissenschaft, der Soziologie und der Hochschulforschung. Die fünfzehn Aufsätze loten das Spannungsverhältnis von Schlüsselqualifikationen und Bildung aus. Aktuelle Ansätze von Bildung werden am Beispiel von historischen Konzepten, wie dem Studium Generale und Orientierungswissen erörtert. Forschendes Lernen, Service Learning in der Praxis der akademischen Vermittlung werden ebenso thematisiert wie der Begriff der Persönlichkeitsentwicklung.¹³

Die Vielfalt des jüdischen Lebens in Europa von der Antike bis zur Gegenwart wird in einem anregenden Sammelband aufgezeigt, den Ernst Baltrusch und Uwe Puschner herausgegeben haben.¹⁴ Die dreizehn Aufsätze umfassen das Verhältnis von Judentum und Hellenismus, Rom und das Judentum in Judaea/Palestina vor dem 4. Jahrhundert n. Chr., antijüdische Politik im westgotischen Spanien im 7. Jahrhundert, christlich-jüdische Handlungsräume und Lebenswelten in der Frühen Neuzeit, Lazarus Bendavid (1762–1832), die deutsch-jüdische Geschichte im Zeitalter der Emanzipation, Württembergs Emanzipationsgesetzgebung im Vergleich mit Baden, Bayern und Preußen, Synagogen im 19. Jahrhundert, Emanzipation und Reform im Judentum, jüdische Geschichte im 19. Jahrhundert in Deutschland und Italien, völkischen Antisemitismus, das »Ostjudentum« sowie die Geschichte der Jüdischen Gemeinde Berlins nach 1945. Ein Index vernetzt die lesenswerten Texte miteinander.

Mitbegründer der »Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe« der SS war 1935 der niederländische Geisteswissenschaftler Herman Wirth (1885–1981), dessen Leben und Wirken Luitgard Sofie Löw in ihrer um-

- 13 Bildung und Schlüsselqualifikationen. Zur Rolle der Schlüsselqualifikationen an den Universitäten. Hrsg. von Ursula Konnertz; Sibylle Mühleisen. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2016 (Zivilisationen & Geschichte 39). – 254 S.: € 29, 95.
- 14 Jüdische Lebenswelten. Von der Antike bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ernst Baltrusch; Uwe Puschner. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2016 (Zivilisationen & Geschichte 40). – 320 S.: € 49, 95.

fangreichen Studie analysiert.¹⁵ 1923 war Wirth nach Marburg gezogen, zwei Jahre später der NSDAP und später auch der SS beigetreten. In den dreißiger Jahren war er so bekannt wie umstritten. Der zirkumpolare Norden galt ihm als Quelle aller Kultur. Von dort habe die nordische Rasse die urmonotheistische Hochkultur in die Welt getragen. Urschrift, Urkultur und Ursymbolik bildeten für ihn ein Erbe, für dessen Wiederbelebung Wirth sich lebenslang einsetzte. In Symbolen, die er in volkskundlichem und archäologischem Material fand, habe es eine Kontinuität bis in die Gegenwart besessen. Wirths Ideen sprachen Heinrich Himmler an und führten so zur Gründung des »Ahnenerbes«. Zwei Expeditionen führten Wirth 1935 und 1936 nach Skandinavien, wo er Gipsabgüsse herstellte, die als Zeugnisse der hohen Kultur der nordischen Rasse angesehen wurden. Auch nach 1945 versuchte er, seinen Plan eines »geistigen Ahnenerbes« umzusetzen.

In ihrer interdisziplinären Dissertation untersucht Johanna Heinen die Nationalgalerie in Berlin zwischen 1882 und 1911.¹⁶ Als erstes Museum einer europäischen Großstadt erwarb die Berliner Nationalgalerie – noch vor Paris – Werke der französischen Impressionisten. Ihr Direktor Hugo von Tschudi (1851–1911) ignorierte mit dieser Entscheidung die im Wilhelminismus dominierende Kunstdoktrin und auch die bestimmende deutsch-französische »Erbfeindschaft«. Heinen analysiert erstmals die Motive der Mäzene und stellt das soziale Feld sowie das kulturelle Ausgangsmilieu der Mäzene dar. In eigenen Kapiteln werden Handlungsspielraum und Strategien des Museumsdirektors sowie Erklärungsmuster für das Kunstmäzenatentum im wilhelminischen Berlin herausgearbeitet. Die Verfasserin widerlegt die bisherigen Thesen, die sich auf die jüdische Herkunft der Mäzene und ein oppositionell eingestelltes Bürgertum beriefen. Sehr verdienstvoll sind der Karten- und vor allem der umfangreiche biographische Anhang.

15 Luitgard Sofie Löw: *Gottessohn und Mutter Erde auf bronzezeitlichen Felsbildern. Herman Wirth und die völkische Symbolforschung*. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2016 (Zivilisationen & Geschichte 41). – 483 S.: € 79, 40.

16 Johanna Heinen: *Ein »jüdisches« Mäzenatentum für moderne französische Kunst? Das Fallbeispiel der Nationalgalerie im Berlin der wilhelminischen Ära (1882–1911). Eine kultur- und sozialhistorische Studie*. Frankfurt/M u.a.: Lang, 2016 (Zivilisationen & Geschichte 42). – 557 S.: € 85, 00.

Deutlich wird anhand dieser Bände die beeindruckende thematische Vielfalt der Reihe *Zivilisationen & Geschichte*. Auf Weiteres darf man gespannt sein!

Neue Forschungen zur deutschen Kirchen- und Religionsgeschichte

Rainer Hering

Die Kirchen-, Diakonie- und Religionsgeschichte der neueren und neuesten Zeit wird in Deutschland erfreulicherweise kontinuierlich bearbeitet, wie zahlreiche Veröffentlichungen – gerade auch auf der regionalen und lokalen Ebene – zeigen. Trotzdem sind weiterhin viele Bereiche wenig erforscht, und es fehlt an Untersuchungen zu zahlreichen Themen und bedeutenden Personen. Im Folgenden sollen neue Arbeiten vorgestellt werden, die kürzlich erschienen sind. Zugleich will dieser Beitrag dazu anregen, sich intensiver mit diesem wichtigen Forschungsfeld zu beschäftigen.¹

- 1 Vgl. Rainer Hering: Institutionalisierte Religion zwischen Reich und Republik. Neue Veröffentlichungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. In: *Auskunft* 17 (1997), S. 395–437; Ders.: Kirche Konfession Gesellschaft. Neue Arbeiten zur deutschen Kirchen- und Religionsgeschichte vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik. In: *Auskunft* 18 (1998), S. 45–82 und S. 154–192; Ders.: Die Kirchen in der neueren und neuesten Geschichte. Neue Forschungen zur Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. In: *Auskunft* 19 (1999), S. 54–72; Ders.: Kirche und Religion in der Gesellschaft. Neue Forschungen zur deutschen Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. In: *Auskunft* 20 (2000), S. 40–65; Ders.: Forschungen zur neueren Kirchengeschichte und zur Kirchlichen Zeitgeschichte in Deutschland. In: *Auskunft* 20 (2000), S. 249–267; Ders.: Neue Arbeiten zur regionalen und überregionalen neueren Kirchengeschichte und Kirchlichen Zeitgeschichte in Deutschland. In: *Auskunft* 21 (2001), S. 52–74; Ders.: Kirchen und Religionsgemeinschaften in der neueren deutschen Geschichte. Ein Literaturbericht. In: *Auskunft* 22 (2002), S. 184–217; Ders.: Kirchen in Monarchie, Republik, Diktatur und Demokratie. Neuerscheinungen zur neueren und neuesten Kirchengeschichte Deutschlands. In: *Auskunft* 22 (2002), S. 333–365; Ders.: Publikationen zur neueren Kirchen- und Religionsgeschichte. Ein Literaturbericht. In: *Auskunft* 23 (2003), S. 263–287; Ders.: Glaube in Reich, Republik und Region. Literatur zur Kirchen- und Religionsgeschichte. In: *Auskunft* 25 (2005), S. 109–164; Ders.: Religion, Theologie und Kirchen. Neue Literatur zur deutschen Kirchen- und Religionsgeschichte. In: *Auskunft* 26 (2006), S. 435–476; Ders.: Kirchen, Theologie und Religion. Neue Publikationen zur regionalen und überregionalen Kirchen- und Religionsgeschichte Deutschlands. In: *Auskunft* 28 (2008), S. 191–251; Ders.: Kirchen- und Religionsgeschichte Deutschlands. Neue Veröffentlichungen. In: *Auskunft* 29 (2009), S. 319–344; Ders.: Neue Veröffentlichungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte Deutschlands. In: *Auskunft* 30 (2010), S. 479–498; Ders.: Zur Kirchen- und Religionsgeschichte Deutschlands. Neue Literatur In: Aus-

Allgemeines

Welche Aufgaben Kirchengeschichte hat oder haben sollte, ist im 20. Jahrhundert intensiver diskutiert worden, vor allem ihre Verortung zwischen Theologie und Geschichtswissenschaft. In den letzten Jahren jedoch scheint diese Frage nicht mehr im Fokus der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zu stehen. Der Theologe Bernd Jaspert hat sich in einem kleinen Band exemplarisch mit dem Kirchengeschichtsverständnis zweier Marburger Theologen beschäftigt, Rudolf Bultmann (1884–1976, Neues Testament) und Winfried Zeller (1911–1982, Kirchengeschichte). Bultmann hatte sich schon frühzeitig mit philosophisch-hermeneutischen Fragen im Blick auf Geschichte und Kirchengeschichte beschäftigt, während Zeller die theologisch-kirchliche Bedeutung der Kirchengeschichte, gerade die christliche Frömmigkeitsgeschichte, in den Vordergrund stellte. Jaspert betont, dass beide mit ihren Sichtweisen das Verständnis der Kirchengeschichte bereichert haben.²

Als Hugenotten werden seit Mitte des 16. Jahrhunderts die vom Genfer Reformator Johannes Calvin (1509–1564) geprägten, im katholischen Frankreich aber lange Zeit nicht geduldeten evangelischen Christen bezeichnet. Ab 1530 wurde ihre Glaubensausübung vom französischen König und der katholischen Kirche unterdrückt. 1685 löste das Edikt Ludwigs XIV. (1638–1715) von Fontainebleau eine Fluchtwelle aus – gut 200.000 Menschen verließen das Territorium. In vielen Ländern fanden sie Aufnahme und prägten dann deren geistige, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Entwicklung. So gestalteten sie die europäische und nordamerikanische Geschichte mit. Kirchlich waren sie gekennzeichnet durch Mitbestimmung und Selbstverwaltung. Ihre Entwicklung ist ein wesentlicher Teil der europäischen Reformationgeschichte.

Eine kompakte Geschichte der Hugenotten hat Eberhard Gresch, Vorstandsmitglied der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft, jetzt in fünfter,

kunft 33 (2013), S. 159–219; Ders.: Neue Arbeiten zur Kirchengeschichte Deutschlands. In: Auskunft. 34 (2014), S. 279–299; Ders.: Kirchen- und Diakonieggeschichte Deutschlands. Neue Forschungen. In: Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland 35 (2015), S. 311–331.

² Bernd Jaspert: Was ist Kirchengeschichte? Zwei Marburger Antworten. Nordhausen: Bautz, 2015. – 45 S.: € 8,00.

vollständig überarbeiteter Auflage vorgelegt.³ Er verbindet in seiner informativen Abhandlung Geschichte, Glaube und Wirkung. Sein Ziel ist es, grundlegende Kenntnisse auf aktuellem Forschungsstand zu vermitteln. Im Vordergrund seiner transnationalen Darstellung stehen Frankreich als Ursprungs- und Deutschland als wichtiges Aufnahmeland. Gegliedert ist das anschaulich illustrierte Werk in die Kapitel: Die Entstehung des reformierten Protestantismus, Die Hugenotten in Frankreich, Die Dreieinheit der calvinischen Reformation, Das hugenottische Refuge im Überblick, Hugenotten in Deutschland, Hugenotten weltweit sowie Die Waldenser. Sehr nützlich sind neben den Karten eine umfangreiche Zeit-
tafel von 313 bis 2010, ein Begriffslexikon, ein Französisch-Deutsches Wörterverzeichnis und ein ergänzendes Literaturverzeichnis. Erschlossen wird das ansprechend gestaltete Buch durch ein Personenregister mit Kurzbiogrammen, ein geographisches und ein Sachwortverzeichnis.

20. Jahrhundert

Ein umfangreiches *Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum* hat der österreichische Historiker Peter Dinzelbacher herausgegeben. Zwei Bände widmen sich dem 20. Jahrhundert, die Lucian Hölscher und Volkhard Krech als Bandherausgeber betreuten.⁴ Religion war auch im vergangenen Jahrhundert ein wichtiger, wenngleich umstrittener und großen Veränderungen unterworfenen Faktor im gesellschaftlichen Leben, wie die Stichworte Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung zeigen. Daher werden in dieser informativen Überblicksdarstellung sozial- und semantikgeschichtliche Aspekte in einem wissenschaftssoziologischen Ansatz verbunden, der davon ausgeht, dass sich religiös-soziale Formationen und religiöse Semantiken wechselseitig beeinflussen, ohne in-
einander aufzugehen.

3 Eberhard Gresch: *Die Hugenotten. Geschichte, Glaube und Wirkung*. 5., völlig überarb. Aufl. Leipzig: Ev. Verlagsanstalt, 2015. – 249 S., sw. Abb.: € 19, 90.

4 20. Jahrhundert – Epochen und Themen. Hrsg. von Volkhard Krech; Lucian Hölscher. Paderborn: Schöningh, 2015 (*Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum* Band 6/1). – 613 S., Abb.: € 128, 00; 20. Jahrhundert – Religiöse Positionen und soziale Formationen. Hrsg. von Lucian Hölscher; Volkhard Krech. Paderborn: Schöningh, 2016 (*Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum* Band 6/2). – 511 S.: € 128, 00.

Im ersten Teilband werden Epochen und Themen in den Mittelpunkt gestellt. Zeitlich reicht das Spektrum vom Ersten Weltkrieg, über die Zwischenkriegszeit, das »Dritte Reich« und die Nachkriegszeit (1945–1960), die langen 1960er Jahre, die Zeit von 1975 bis 1989 bis in die jüngste Vergangenheit. Der thematische Teil umfasst die Kapitel: Apokalypse und Katastrophe, Medien und Religion, Kunst und Religion, religiöse Lebensführung in der Moderne sowie Recht und Religion. Bereits einzelne Stichworte zeigen das vielfältige Spektrum auf: Kriegsreligiosität, Feldseelsorge, Der Krieg als Missionar, Religion und Staat, Religion und Politik, Religion und Zivilgesellschaft, nationale Eschatologie, nationale Religion, Kirchlichkeit und Religiosität im Modernisierungsschub der Nachkriegszeit, Kirchenbindung und Entkirchlichung, Religion im Alltag des Wirtschaftswunders, Entkonfessionalisierung und religiöse Vorurteile, Säkularisierung, Kirchenkrise, Kirchliche Domänen in der Erosionsgefahr (Bekennnisschulen), Medien kirchlicher Selbstmodernisierung (Enzykliken, Denkschriften, Akademien), Sexualmoral zwischen Pille und Pillenenzyklika, Radikaltheologien, Heiligenkult und revolutionärer Kampf, LSD als ‚Sakrament‘: Bewusstseinsweiterung und Selbstfindung, Counter Culture und Heilsversprechen, Blues- und Beatmessen, Pluralisierung des religiösen Feldes, Religion und digitale Revolution, die Ausbildung religiöser Märkte und die Eventisierung der Religion, die Bedeutung wirtschaftlicher Transformationsprozesse für Religion, Religion und Massenmedien, Religion und Wissenschaften, Religion, Medizin und Psychotherapie, Public Relations, Pop Art als Kritik, Ästhetische Transzendenz im Minimalismus, Land Art und neue Spiritualität, Schamanismus und Kreuz bei Joseph Beuys, von der personalen Gesinnungsethik zur religiös motivierten Weltverantwortung, Religionsfreiheit und Religionsgleichheit in ausgewählte Rechtstexten, Integrationsleistung von Recht, Integrationsfähigkeit von Religion.

Der zweite Teilband umfasst die religiösen Positionen: Protestantismus, römischer Katholizismus, christliche und christentumsnahe Gemeinschaften (Freikirchen, Orthodoxie, Pietismus, Pfingstkirchen, Charismatische Bewegung sowie nicht anerkannte Gruppierungen, z.B. Mormonen, Zeugen Jehovas), völkische Religiosität, Judentum, Islam; Esoterik, Säkularismus (Freireligiöse, Freidenker, Monisten, Ethiker, Humanisten). Stichworte sind hier u.a.: Das protestantische Prinzip, Rückzug in die

Existenz, religiöser Sozialismus, das Bekenntnis von Barmen, säkulares Zeitalter, Religionstheologie, Katholischer Aufbruch in Liturgie, Presse, Medien, Liturgische Bewegung, Rechristianisierung, die völkisch-religiöse Szene, die »Reformation des 20. Jahrhunderts«, der Islam der Arbeitsmigranten, Imanausbildung, Säkularismus und Religion, transnationale Dimensionen des deutschen Säkularismus. Das Kapitel soziale Formationen analysiert schichtungsbezogene Aspekte, die für die Erscheinungsform des religiösen (zeitweise) bedeutend waren: Arbeiterschaft und Bürgertum, Geschlechter und Generationen. Behandelt werden z.B. die Religion der Arbeiter, proletarische Religiosität, Entkirchlichung, religiöse Sozialisationsprozesse, bürgerliche Bildungsreligiosität, Religion und Geschlechterordnung, Diskussionen um das geistliche Amt der Frau im Protestantismus, das muslimische Kopftuch, Generationen als Indikatoren für sozialen und religiösen Wandel, die Entstehung der Jugendbewegung aus der Krise der Moderne, Transformation von der bürgerlich-katholischen zur bürgerlich-säkularen Lebensführung, Verlust der Deutungshoheit der christlichen Kirchen in den sechziger Jahren, Atheismus und Religionslosigkeit in der DDR. So ist ein informatives Handbuch entstanden, das für die Kirchen- und Religionsgeschichte des 20. Jahrhunderts neue und anregende Perspektiven bietet. Mögen sie zeitnah aufgegriffen werden!

Martin Luthers (1483–1546) polemische Schriften über die Juden haben vor allem im 19. und gerade im 20. Jahrhundert eine besondere Wirkungsgeschichte entfaltet, die lange Zeit nicht untersucht worden ist. Dies gilt vor allem für die späten Judenschriften. Eine erste Pionierstudie hatte 1985 Heinz Kremers (1926–1988) vorgelegt.⁵ 2011 publizierte der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann einen lesenswerten Band zu diesem in der Reformationsgeschichtsschreibung und in der Luther-Forschung wichtiger gewordenen Thema.⁶

5 Heinz Kremers: *Martin Luther und die Juden – die Juden und Martin Luther*. Neukirchen-Vluyn 1985; vgl. Thomas Kremers: »Wer umkehrt, dem kommt man entgegen«. Heinz Kremers – Ein Pionier des jüdisch-christlichen Dialogs und der deutsch-israelischen Verständigung. In: Günter Brakelmann/Norbert Friedrich/Traugott Jähnichen (Hrsg.): *Protestanten in öffentlicher Verantwortung – Biographische Skizzen aus der Anfangszeit der Bundesrepublik*. Waltrop 2005, S. 166–187.

6 Thomas Kaufmann: *Luthers »Judenschriften«*. Ein Beitrag zu ihrer historischen Kontextualisierung. Tübingen 2011.

Darüber hinaus ist es sehr verdienstvoll, dass eine Tagung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg diesen Gegenstand wieder aufgegriffen und rechtzeitig vor dem Reformationsjubiläum 2017 in einem lesenswerten Band neue Perspektiven publiziert hat.⁷ In fünfzehn Beiträgen werden zunächst Luthers »Judenschriften« im Spiegel der Editionen vor 1933 sowie deren Rezeption im Spiegel der Biographik des 19. und 20. Jahrhunderts thematisiert. Chronologisch gegliedert, werden anschließend deren Wahrnehmung in Preußen bis 1869, in Erweckungsbewegung und Konfessionalismus, in den theologischen Bewegungen der Zwischenkriegszeit, in der Bekennenden Kirche und bei den Deutschen Christen sowie die jüdische und antisemitische Rezeption im Kaiserreich und in der Weimarer Republik vorgestellt. In eigenen Aufsätzen wird die Behandlung des Themas »Luther und die Juden« in der kirchengeschichtlichen Forschung, in systematischen und ethischen Debatten, im anglo-amerikanischen Diskurs, in der katholisch-theologischen Wahrnehmung sowie in kirchenpolitischen Stellungnahmen und Entwicklungen nach 1945 geschildert. Zwei Kommentare zur Tagung runden den durch ein Personenregister erschlossenen Band ab.

Ein einflussreicher Luther-Biograph war der aus Nordschleswig stammende Otto Scheel (1876–1954). Nach der Habilitation in Systematischer Theologie war er als Nachfolger Karl Holls (1866–1926) von 1906 bis 1924 als Professor für Kirchengeschichte in Tübingen tätig. Der durch den Kulturprotestantismus geprägte Scheel integrierte die historisch-kritisch gesichteten biographischen Quellen in umfassende ideen- und bildungsgeschichtliche Zusammenhänge ein und erzielte so einen Erkenntnisfortschritt in der Reformationsforschung. Nach 1918 äußerte sich der der DVP nahestehende Theologe oft zu tagespolitischen Fragen. 1924 übernahm er den neu eingerichteten Lehrstuhl für Landesgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und verstand sein Fach politisch, gerade im Blick auf die Grenz- und Minderheitenpolitik. Im Mai 1933 trat er der NSDAP bei und war 1933/34 Rektor der Kieler Universität. Seine antiwestliche Lutherdeutung diente im »Dritten Reich« der nationalsozialistischen Herrschaftslegitimierung, Luther wurde zum »völki-

7 Martin Luthers »Judenschriften«. Die Rezeption im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Harry Oelke u.a. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 64). – 338 S.: € 80, 00.

schen Vordenker«, der »rassistischen und antisemitischen Denkfiguren gehuldigt« habe (S. 318). In seinen populär ausgerichteten Schriften fand sich verstärkt völkische Rhetorik. Scheel wirkte im »Dritten Reich« als Wissenschaftsorganisator: 1938 wurde er Direktor des Kieler Instituts für Volks- und Landesforschung, von 1941 bis 1943 war im »Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften« als Präsident des Deutschen Wissenschaftlichen Instituts Kopenhagen aktiv. 1945 wurde er in den Ruhestand versetzt. Auf breiter Quellengrundlage hat Carsten Mish in seiner Kieler Dissertation Scheels Werdegang nachgezeichnet.⁸

Für das Heilige Jahr 2000 hatte Papst Johannes Paul II. (1920–2005) 1994 angeregt, eine alle Kontinente umfassende Märtyrergeschichte des 20. Jahrhunderts zu erstellen. Teil dieses Gesamtprojektes ist das »Deutsche Martyrologium«, das in zwei umfangreichen Bänden vorliegt.⁹ 160 Autorinnen und Autoren haben auf über 1800 Seiten in der sechsten erweiterten und neu strukturierten Ausgabe dieses von Helmut Moll herausgegebenen verdienstvollen Werkes das Schicksal von mehr als 1000 Personen – Priestern, Ordensangehörigen und Laien – dargestellt, die einen gewaltsamen Tod erlitten. Berücksichtigt wurde das Territorium der deutschen Bischofskonferenz, wobei Deutsche im Ausland ebenfalls aufgenommen wurden. Vorangestellt ist eine theologische Einführung des Herausgebers. Die einzelnen Beiträge bieten einen biographischen Abriss und sind mit einem Porträt und Quellen- sowie Literaturhinweisen versehen; erschlossen werden sie durch Personen- und Ortsregister.

Mit über 370 Opfern stellen Märtyrer des Nationalsozialismus die größte Gruppe, 110 Personen umfasst die zweite Gruppe der Opfer der stalinistischen Verfolgung. Als Reinheitsmartyrien werden u.a. Opfer von Sittlichkeitsverbrechen oder durch Rotarmisten ermordete Ordensfrauen zusammengefasst. Mehr als 170 Personen bilden die vierte Gruppe der Blut-

8 Carsten Mish: Otto Scheel (1876–1954). Eine biographische Studie zu Lutherforschung, Landeshistoriographie und deutsch-dänischen Beziehungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 61). – 386 S.: € 79, 99.

9 Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Helmut Moll im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz. 6., erw. u. neu strukturierte. Aufl. Paderborn-München-Wien-Zürich: Schöningh, 2015, 2 Bde. – LXXVIII, 1828 S., zahlr. sw. Abb.: € 98, 00.

zeugen, die in außereuropäischen Missionsgebieten tätig waren. Grundlage der Auswahl ist ein sehr weiter Märtyrer- bzw. Opferbegriff, der eine umfassende Aufnahme ermöglicht. Das Anliegen des Werkes, biographische Informationen zu liefern und die Erinnerung an die dargestellten Personen wach zu halten, wird gerade auch durch die Fortschreibung und Aktualisierung des gewichtigen Werkes erreicht.

Bundesrepublik Deutschland

Das Verhältnis von Liberalismus und christlichen Kirchen ist historisch belastet. Seit dem 19. Jahrhundert kritisierten Liberale europaweit kirchliche Privilegien in Staat und Gesellschaft. Viele Theologen und Kirchenvertreter sahen umgekehrt im Liberalismus eine nicht christliche, materialistische Weltanschauung. Kristian Buchna, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus betont dagegen, dass Theodor Heuss (1884–1963) ein bewusster Protestant war und sich zeit lebens mit Fragen von Kirchen, Konfessionen und Religion befasste. Ihm sei es darum gegangen, aus dem Schatten des Antiklerikalismus herauszutreten. Buchna stellt einleitend den liberalen Antiklerikalismus und den klerikalen Antiliberalismus des 19. Jahrhunderts dar und schildert Werdegang und Wirken von Heuss im Blick auf die Kirchen. Er schließt: »Wer von Heuss, dem Liberalen, spricht, kann von Heuss, dem Protestanten, nicht schweigen.« (S. 87).¹⁰

In der kirchenhistorischen Forschung sind in letzter Zeit die 1960er Jahre stärker in den Fokus genommen worden. Eine gehaltvolle Aufsatzsammlung setzt sich mit Religion und Lebensführung in diesem langen Jahrzehnt auseinander.¹¹ Gefragt wird nach der Reichweite und der Bedeutung des religiösen Umbruchs in diesem einflussreichen Zeitraum. Wo liegen die Ursachen, wer sind die sozialen Träger und welche Formen des Religiösen waren davon betroffen? Welchen Einfluss hatten religiöse Wertvorstellungen und kirchliches Handeln auf Arbeit, Freizeit und Kon-

10 Kristian Buchna: Im Schatten des Antiklerikalismus. Theodor Heuss, der Liberalismus und die Kirchen. Stuttgart: Theodor-Heuss-Haus, 2016, – 125 S., 16 sw. Abb.: € 6, 00.

11 Claudia Lepp; Harry Oelke; Detlef Pollack (Hrsg.): Religion und Lebensführung im Umbruch der langen 1960er Jahre. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 65). – 370 S.: € 75, 00.

sum, auf Ehe und Familie sowie auf Sexualität und Fortpflanzung? Wie veränderten sich die Einflüsse im Laufe der Zeit? Die 18 Beiträge des anregenden Bandes gehen diesen Fragen nach und stellen den religiösen und gesellschaftlichen Wandel, Lebensführung, Menschenführung, Arbeit, Freizeit, Konsum, Jugend, Jugendkultur, Deutungsangebote religiöser Lebensführung, evangelische Jugendarbeit, die Debatten um Ehe und Familie, die Veränderungen im Bild der christlichen Familien, die Stellung konfessionsverschiedener Ehen und Familien im religiösen Wandel, kirchliche Familienberatung, Sexualmoral zwischen Verbotsethik und Beratung, Bundestagsdebatten um Schwangerschaftsabbruch und Homosexualität, Homosexualität und evangelische Kirchen sowie den Zusammenhang zwischen Religion und privater Lebensführung und deren Wandel aus zeithistorischer Perspektive dar. Mögen die hier gegebenen Impulse weitere Studien anregen!

In Synoden entstehen, wie in politischen Parlamenten, Gruppierungen und Netzwerke. Für die Württembergische Landessynode hat Karin Oehlmann in ihrer Kölner Dissertation die entsprechenden Gesprächskreise und kirchenpolitischen Netzwerke um 1968 gründlich auf der Basis von Archivquellen, Nachlässen, Privatunterlagen und Zeitzeugeninterviews erforscht.¹² Höhepunkt der Auseinandersetzungen in der Kontroverse zwischen Pietismus und moderner Theologie um das Entmythologisierungsprogramm Rudolf Bultmanns waren der Rücktritt des Synodalpräsidenten Oskar Klumpp (1906–1973) 1968 und die Konflikte um den Kirchentag 1969. Neben dieser vordergründigen Auseinandersetzung ging es auch um eine Veränderung der Machtverhältnisse in der Württembergischen Landeskirche.

Im Ergebnis hält die Verfasserin fest, dass es in Württemberg bei kirchlichen Wahlen und in der kirchenpolitischen Landschaft eine starke Polarisierung gab und gibt: »Sie ist, grob gesprochen, geprägt vom Gegensatz zwischen dem – durch evangelikale und charismatische Elemente wesentlich erweiterten – Pietismus und einem progressiven Flügel, der sich auszeichnet durch sein Streben nach einer ‚undogmatischen Theologie‘, sei-

12 Karin Oehlmann: Glaube und Gegenwart. Die Entwicklung der kirchenpolitischen Netzwerke in Württemberg um 1968. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 62). – 461 S.: € 90,00.

ner Orientierung an der Lebenswelt der Menschen von heute und vor allem seiner Ablehnung all dessen, was als ‚fundamentalistisch‘ angesehen, ja denunziert wird.« (S. 405). Spätestens seit 1968 wurden die Gegensätze unübersehbar, die z.T. in persönlich verletzender Weise ausgetragen wurden. Charakteristisch für die Landeskirche ist jedoch, dass sie bis heute nicht zu einer Spaltung geführt haben. Einen Grund dafür sieht Oehlmann in dem engen Beziehungsgeflecht zwischen den Akteuren, die z.B. verwandt sind oder sich von Jugend an persönlich kennen. Grundsätzlich gehe es bei den Auseinandersetzungen immer um Stellung und Verständnis der Heiligen Schrift – mit dem Bibelverständnis werde das Herzstück der evangelisch-lutherischen Theologie tangiert. Sehr nützlich sind die Biogramme, die diese instruktive Studie auch zu einem Nachschlagewerk werden lassen.

Die lateinamerikanische Befreiungstheologie wurde bislang innerhalb der römisch-katholischen Kirche untersucht. Annegreth Schilling eröffnet mit ihrer Bochumer Dissertation eine neue Perspektive, in dem sie die revolutionäre und befreiungstheologische Haltung im lateinamerikanischen Protestantismus analysiert. Sie betont dabei die transnationalen und ökumenischen Aspekte der Befreiungstheologie und arbeitet die Verbindungen zum Ökumenischen Rat der Kirchen heraus.¹³ Neben gedruckten Quellen bezieht sie sich auf das Archiv des Ökumenischen Rates der Kirchen und des Christlichen Studentenweltbundes in Genf, private Unterlagen und Auskünfte von Zeitzeugen. In vier Teilen schildert sie zunächst in historischer Perspektive das Christentum und die politischen Entwicklungen in Lateinamerika, analysiert anschließend die Integration Lateinamerikas in den Ökumenischen Rat der Kirchen und im Hauptteil den lateinamerikanischen Boom in der internationalen Ökumene und schließt mit ökumenisch-hermeneutischen Konsequenzen – den Wechselwirkungen zwischen Lateinamerika und dem Ökumenischen Rat der Kirchen als Modell ökumenischer Transkontextualität. Ihr Ansatz geht davon aus, dass die Kontexte miteinander verwoben sind, sich gegenseitig durchdringen und beeinflussen. »Dies bedeutet, dass die verschiedenen (kultu-

13 Annegreth Schilling: *Revolution, Exil und Befreiung. Der Boom des lateinamerikanischen Protestantismus in der internationalen Ökumene in den 1960er und 1970er Jahren*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 63). – 330 S.: € 65, 00.

rellen, politischen, konfessionellen und theologischen) Kontexte immer im Austausch und in Verhandlung miteinander stehen, dass kein Kontext dem anderen über- oder untergeordnet ist, sondern dass sich erst durch die Bezogenheit der verschiedenen theologischen Ansätze etwas Neues ausbilden kann.« (S. 271). Charakteristisch für die neue Perspektive, die Lateinamerika in die internationale ökumenische Arbeit einbrachte, sind die Stichworte Revolution, Exil und Befreiung. »Die Theologie der Revolution war die theologische Antwort auf den sozialen Wandel in Lateinamerika und stellte auf der Genfer Weltkonferenz 1966 den ersten sichtbaren Ausdruck einer von ihren gesellschaftlichen und kulturellen Kontext ausgehenden lateinamerikanischen protestantischen Theologie dar.« (S. 269).

Gender-Mainstreaming ist eine Strategie, die Staat, Gesellschaft und Kirchen in Deutschland grundlegend verändert habe. Diese Auffassung vertritt der emeritierte katholische Professor für Christliche Sozialwissenschaften an der Universität Osnabrück Manfred Spieker.¹⁴ Er ist der Meinung, dass »Gender-Mainstreaming eine Kulturrevolution anstrebt, in der die geschlechtliche Identität des Menschen in Frage gestellt wird«. Es gehe um mehr, als nur um die Gleichstellung von Mann und Frau (S. 7). Der Verfasser stellt die »Karriere und Philosophie« sowie die Implementierung des Gender-Mainstreaming in der Politik sowie in den Kirchen vor und betont Ehe und Familie als Ressource der Gesellschaft. Abschließend wirft er einen »neuen Blick« auf die Enzyklika »Humanae Vitae« (Über die rechte Ordnung der Weitergabe menschlichen Lebens) von Papst Paul VI. (1897–1978) aus dem Jahr 1968, in der es um Empfängnisverhütung ging. Als Ergebnis hält er fest: »Das Gender-Mainstreaming steht mit seiner Kritik der Heterosexualität in einer langen Tradition der Leibfeindlichkeit. Es verhindert die Kultivierung der Sexualität, weil es die Natur menschlicher Sexualität ignoriert und die Geschlechterpolarität ausschalten will. Das Gender-Mainstreaming ist ein prometheischer Versuch, die sexuelle Identität selbst konstruieren zu wollen. Dieser Versuch ist wie jedes prometheische Unternehmen zum Scheitern verurteilt.« (S. 103).

Der Kabarettist, Schauspieler, Chansonnier und politische Liedermacher Hanns Dieter Hüsch (1925–2005), der auch auf Kirchentagen auftrat, ließ

14 Manfred Spieker: Gender-Mainstreaming in Deutschland. Konsequenzen für Staat, Gesellschaft und Kirchen. Paderborn: Schöningh, 2015, – 106 S.: € 16, 90.

sich nicht leicht festlegen, wehrte sich zeitlebens gegen pauschale Einordnungen, verstand sich jedoch als Christ. Eine lesenswerte und ansprechend gestaltete Zusammenstellung von fröhlichen und besinnlichen Texten dieses vielschichtigen Protestanten hat Nikolaus Schneider herausgegeben.¹⁵ Deutlich wird darin der heitere Glaube, den Hüsich gelebt hat. Schneider bezeichnet ihn als »theologischen Poeten« und »poetischen Theologen«, der in seinen Texten eine grundlegende und zugleich alltags-taugliche Theologie thematisiert. Hüsich schrieb Gebete, Psalmen, Predigten und Segensworte. »Bei all seinen Texten wagt er es, aus der großen Fülle grundlegender Perspektiven des Redens über Gott und uns Menschen eine entscheidende Sichtweise einzunehmen: Und das ist die *Liebe*. Hanns Dieter Hüsich bezeugt die Liebe Gottes zum Menschen und die Liebe der Menschen im Umgang miteinander als die einzig segensreiche Haltung in unserer oft so lieblosen Welt. Hüsich ist ein einladender und überzeugender Zeuge« (S. 11).

Deutsche Demokratische Republik

Der Kaufmannssohn Manfred Stolpe (* 1936) kam aus der christlichen Jungen Gemeinde, legte 1955 das Abitur in Greifswald ab und studierte in Jena Rechtswissenschaft; 1959 bestand er das Staatsexamen. Von 1959 bis 1961 war er Gaststudent an der Freien Universität Berlin. Von 1959 bis 1962 absolvierte er den Vorbereitungsdienst für die höhere kirchliche Verwaltungslaufbahn in der Evangelischen Kirche der Union (EKU) und wurde 1962 Konsistorialassessor sowie 1964 Konsistorialrat. Er leitete ab 1962 die Geschäftsstelle der Konferenz der evangelischen Kirchenleitungen in der DDR bzw. ab 1969 das Sekretariat des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR (BEK). Nach dem Mauerbau wurde er, wie er selbst schreibt, »zu einer Art Chefunterhändler der evangelischen Kirche für Problemfälle aller Art«. 1976 wurde er in die Menschenrechtskommission des Weltkirchenrates berufen. 1981 wurde er Konsistorialpräsident der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg Bereich Ost und war in dieser Funktion Mitglied der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen in der DDR. 1990 trat er in die SPD ein und war bis 2002 Minis-

15 Hanns Dieter Hüsich: *vergnügt, erlöst, befreit. Eine Textauswahl* hrsg. von Nikolaus Schneider. Berlin: Wichern, 2016. – 112 S.: € 12, 95.

terpräsident des Landes Brandenburg sowie von 2002 bis 2005 Bundesminister für Verkehr-, Bau- und Wohnungswesen.

Zu seinem 80. Geburtstag haben 57 Weggefährten ihre Erinnerungen an Manfred Stolpe notiert.¹⁶ Zu den Autoren zählen u.a. Friedrich Wilhelm Pape, Wolfgang Thierse, Lothar de Mazière, Heino Falcke, Wolfgang Huber, Hans-Dietrich Genscher, Erhard Eppler, Wolfgang Schäuble, Martin Kruse, Rainer Eppelmann, Reymar von Wedel, Richard Schröder, Hans Otto Bräutigam, Frank-Walter Steinmeier, Matthias Platzeck, Gerhard Schröder und Sigmar Gabriel. Aus unterschiedlichen Perspektiven entsteht so ein facettenreiches und gut zu lesendes Bild der Persönlichkeit Manfred Stolpes und seines vielfältigen engagierten Wirkens in Kirche, Politik und Gesellschaft. Zugleich werden auch die deutsch-deutsche Geschichte und das kirchliche Leben in der DDR bzw. den neuen Bundesländern in nur wenig bekannten Aspekten sichtbar.

Diakoniegeschichte

Erfreulicherweise hat die Diakoniegeschichte in den letzten Jahren und Jahrzehnten immer weiter an Bedeutung gewonnen. Sehr viele Einrichtungen und Werke nutzen Jubiläen, um ihre Geschichte wissenschaftlich aufarbeiten zu lassen, so dass ein differenziertes Bild der vielfältigen Aspekte diakonischen Handelns entsteht.

Intensiv mit der deutschen Diakoniegeschichte vertraut sind der Historiker Hans-Walter Schmuhl und die Politikwissenschaftlerin Ulrike Winkler, die zahlreiche einschlägige Arbeiten vorgelegt haben. Neu erschienen ist im versierten Bielefelder Verlag für Regionalgeschichte die ansprechend gestaltete Geschichte der diakonischen Stiftung Ummeln zwischen 1866 und 2016.¹⁷ 1866 wurden in Lippspringe und Enger Asyle für strafentlas-

16 Ulrich Schröder (Hrsg.): Manfred Stolpe. Beraten & gestalten. Weggefährten erinnern sich. In Zusammenarbeit mit Hans Otto Bräutigam, Karl-Heinrich Lütcke und Gerburg Thunig-Nittner. Berlin: Wichern, 2016. – 264 S., sw. Abb.: € 19, 90.

17 Hans-Walter Schmuhl; Ulrike Winkler: Vom Asyl für entlassene Gefangene zur Teilhabe für Menschen mit Behinderungen. 150 Jahre Diakonische Stiftung Ummeln (1866–2016). Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2016 (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 27). – 424 S., 28 sw. u. 7 farb. Abb.: € 29, 00.

sene Männer und Frauen eingerichtet, die gezielt als Orte der Zuflucht angelegt waren. Die Hilfesuchenden sollten in ein bürgerliches Leben zurückgeführt werden, aber gerade seelisch und geistig durch Gottes Wort gerettet werden. Durch den im Aufbau befindlichen Sozialstaat zwang der Staat entsprechende Einrichtungen zur Professionalisierung, Akademisierung und Modernisierung. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verlagerte sich das Arbeitsfeld an den neuen Standorten, den Evangelischen Mädchenheimen in Tecklenburg, Werther und Ummeln, auf die Fürsorgeerziehung schulentlassener Mädchen und jungen Frauen. Die protestantische Liebetätigkeit wurde so zu einem Element der staatlichen Zwangserziehung, was sich gerade in der täglichen Praxis auswirkte. Die Krise der Heimerziehung in den 1970er Jahren zog letztlich eine erneute Veränderung des Auftrags nach sich, in dem man sich nunmehr auf die Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung oder psychischer Erkrankung konzentrierte. Diese umfangreiche, quellenorientierte Darstellung berücksichtigt unterschiedliche Perspektiven und geht somit über eine eigentliche Institutionengeschichte weit hinaus. Verdienstvoll sind die biographischen Angaben im Personenregister. Es wäre zu begrüßen, wenn in der Folge dieser Forschung auch das Archiv der Diakonischen Stiftung Ummeln vollständig geordnet und erschlossen werden würde.

Einen gut lesbaren Überblick über die Kirche und ihre Dienste und Werke im Kontext der gesellschaftlichen Herausforderungen hat Pastor Sebastian Borck, Leiter des Hauptbereichs zwei für Seelsorge, Beratung und ethischen Diskurs der Nordkirche vorgelegt.¹⁸ Im ersten Teil schildert er die Entwicklung von Diensten und Werken seit dem 18. Jahrhundert und geht danach auf theologische Aspekte zu Auftrag und Aufgaben der Dienste und Werke in ihrer Beziehung zur Kirche ein. Deutlich werden ihre geschichtlich gewachsene Bedeutung im deutschen Protestantismus, aber auch ihre Außenwirkung. Borck betont, dass sie die Bewegungsfläche der Kirche vergrößern, zum Entstehen von Kirche beitragen und als Agenturen der Vergesellschaftung der Kirche wirken. Aus bürgerlichem Aufbegehren erwachsen üben sie eine gesellschafts- und kirchenkritische Funktion aus. Als Kulturformen der Kirche ermöglichen sie Par-

18 Sebastian Borck: »Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben«. Die Kirche und ihre Dienste und Werke in den Herausforderungen der Gesellschaft. Kiel: Luth. Verlagsges., 2016. – 136 S.: € 19, 95.

tization und Betätigung, sie sind Fachdienste der Kirche für solidarische Hilfe und leisten Unterstützung für die Ortsgemeinden und andere kirchliche Einrichtungen. Dienste und Werke verknüpfen die Kirche und Gesellschaft miteinander, wie Borck klar aufzeigt. Mögen seine Ausführungen zu weiteren Diskussionen und Standortbestimmungen, aber auch zu historischen Forschungen anregen, nicht nur in der Nordkirche.

Regionalkirchengeschichte

Pfarrerbücher bzw. Pastorinnen- und Pastorenverzeichnisse stellen eine zentrale Quelle für jede regionalkirchengeschichtliche Untersuchung oder Gemeindefestschrift dar. Für Schlesien ist das Pfarrerbuch für Oberschlesien, Ostoberschlesien und Ostschlesien vom Verein für Schlesische Kirchengeschichte fortgesetzt worden, das Dietmar Neß erarbeitet hat.¹⁹ Zwei neue Bände umfassen im Regierungsbezirk Liegnitz die Kirchenkreise Haynau, Hirschberg, Jauer, Landeshut, Liegnitz, Löwenberg I, Löwenberg II, Lüben, Parchwitz, Sagan, Schönau, Schwiebus und Sprottau vor. Besonders für Genealogen und sozialgeschichtliche Forschungen ist auch dieses Buch ein unverzichtbares Hilfsmittel. Wünschenswert wäre es, wenn für jede Landeskirche bzw. Diözese und auch für Freikirchen entsprechende Nachschlagewerke erarbeitet würden. Dabei kommt neben den Pfarrervereinen gerade den jeweiligen Archiven zweifelsohne eine besondere Bedeutung zu.

Pfingstsonntag 2012 entstand die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland aus der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche, der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs und der Pommerschen Evangelischen Kirche. Bereits 1977 hatten sich die Evangelisch-lutherische Kirche im Hamburgischen Staate, die Lübecks, Eutins und die Schleswig-Holsteins sowie der Kirchenkreis Harburg – zuvor der Landeskirche Hannovers zugehörig – in der Nordelbischen Evangelisch-

19 Dietmar Neß: Schlesisches Pfarrerbuch. Band 7: Regierungsbezirk Liegnitz Teil II. Hrsg. vom Verein für Schlesische Kirchengeschichte. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. – 534 S.: € 78, 00. Band 8: Regierungsbezirk Liegnitz Teil III. Hrsg. vom Verein für Schlesische Kirchengeschichte. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2016. – 421 S.: € 78, 00.

Lutherischen Kirche zusammengeschlossen. In seiner in Leipzig als kirchenhistorische Dissertation angenommenen Darlegung bemüht sich Sebastian Dittmers, die Entstehung der Nordkirche nachzuzeichnen.²⁰ Ihm gehe es um die »Darstellung und Analyse der Vorgeschichte und Entstehung der Nordkirche mit dem Ziel, ihre gegenwärtige Gestalt durch ihre Genese zu erklären. Als zeitgeschichtliche Arbeit zielt diese Untersuchung also darauf, die Gegenwart (die Gestalt der Nordkirche) durch die Analyse der unmittelbaren Vergangenheit verständlicher zu machen und dadurch die Gestaltung der Zukunft zu erleichtern.« Er richte sich an »die kirchliche Gegenwart und Praxis« und wolle die »kirchenleitende Arbeit« unterstützen (S. 3). Zeitlich konzentrierte er sich auf den Fusionsprozess der Jahre 2003 bis 2012 (S. 4).

Am Anfang steht mit 100 Seiten als umfangreichstes Kapitel die Verfassungsgeschichte der drei Fusionspartner im 20. Jahrhundert. Dabei wird auf frühe Fusionsüberlegungen und den Prozess, der zur Bildung der Nordelbischen Kirche führte, separat eingegangen. Anschließend werden die Kirchenpatenschaft zwischen Nordelbien und Pommern sowie die Säkularisierung geschildert. Die eigentliche Bildung der Nordkirche vom Kooperationsvertrag 2000 bis zum formalrechtlichen Abschluss der Fusion wird auf 40 Seiten skizziert. Das Fazit des Verfassers lautet: »Dabei zeigt die Entstehung der Nordkirche, dass ein Zusammenschluss auf landeskirchlicher Ebene keineswegs eine in allem homogene Organisation und Kultur erfordert. Für die Kommunikation des Evangeliums in eine sehr vielfältige und differenzierte Gesellschaft hinein sind vielmehr gerade diejenigen wertvoll, die das Erbe der Mecklenburgischen, der Nordelbischen und der Pommerschen Kirche in besonderer Weise gewahrt wissen wollen. Zum Ausdruck gekommen ist diese wunderbare Vielfalt im Gründungsgottesdienst der Nordkirche im Ratzeburger Dom am Pfingstsonntag 2012.« (S. 200).

Die Defizite dieses Buches sind gravierend und können in diesem Rahmen nur ansatzweise aufgezeigt werden. Zum einen fehlt es an jeglicher methodischer Reflexion, was bei einer (kirchenhistorischen) Dissertation unabdingbar ist. Der Verfasser konzentriert sich auf die juristische und

20 Sebastian Dittmers: Entstehung der Nordkirche. Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland. Kiel: Luth. Verlagsges., 2015. – IX, 222 S., sw. Abb.: € 14, 95.

die organisatorische Ebene, ohne das klar zu benennen. Warum werden sozialgeschichtliche Aspekte nicht berücksichtigt? Wie war die Rezeption in den Gemeinden? Darüber hinaus ist – wie geschildert – die Gewichtung innerhalb des Textes sehr unausgewogen; der eigentliche Fusionsprozess wird nur knapp beschrieben. Zum anderen ist die herangezogene Literatur quantitativ und qualitativ für eine derartige Qualifikationsarbeit dürftig. Beispielsweise wurde anstelle der Standardwerke zur Geschichte Hamburgs lediglich das Handbuch der Geographin Ilse Möller herangezogen. Fehlerhaft sind sogar Titelangaben im Literaturverzeichnis (z.B. Harald Jenner, Theodor Kliefoth [S. 216f]), Reihentitel werden uneinheitlich angegeben.

Weiter: Das Quellenverzeichnis ist sehr unübersichtlich angelegt und folgt nicht der üblichen Teilung in archivarische und gedruckte Quellen (S. 201–212), zudem sind im Literaturverzeichnis auch Quellen aufgelistet, so dass die Trennung methodisch unsauber ist (z.B. Brunner, Campenhausen, Göldner, Magaard/Nethöfel, Kliefoth). Dadurch mangelt es an wissenschaftlicher Klarheit. Die in der Einleitung genannten »Expertengespräche« wurden nicht transkribiert – im Quellenverzeichnis sind diese Personen nicht genannt. Darüber hinaus sind die Gespräche methodisch nicht reflektiert worden (S. 10f). Mehr noch: Es ist nicht klar nachvollziehbar, wie die ja per se subjektiven Ergebnisse dieser Interviews in die Darstellung eingeflossen sind.

Solide Untersuchungen zur kirchlichen Zeitgeschichte – auch wenn die Ereignisse erst wenige Jahre zurückliegen – sind wichtig und verdienstvoll, gerade auch für das kirchliche Selbstverständnis und für innerkirchliche Diskussionsprozesse. Bei diesem Versuch wurden die Chancen einer methodisch reflektierten und historiographisch fundierten Darstellung des Fusionsprozesses, der zur Gründung der Nordkirche führte, vertan.

Der produktive Verein für westfälische Kirchengeschichte hat zwei weitere Beiträge vorgelegt. Die Münsteraner Dissertation von Albrecht Philipps untersucht die Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung evangelischer Kirchengemeinden in der westfälischen Diaspora im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel Ochtrup.²¹ Nach begrifflichen Überlegungen

21 Albrecht Philipps: Diaspora im Münsterland. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung evangelischer Kirchengemeinden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert

zur Diaspora stellt er den im Westmünsterland prägenden Katholizismus sowie die Geschichte Ochtrup dar und arbeitet die konfessionelle Differenzierung heraus. Die Gemeindegründung wird als Folge wirtschaftlicher Veränderungen geschildert. Dargestellt werden neben der kirchlichen Entwicklung seit der Gemeindegründung 1895 der Gustav-Adolf-Verein, die evangelische Schule sowie die Pfarrer und Gebäude. In einem Ausblick wird die Gemeindegeschichte seit 1945 dargestellt. Herausgearbeitet wird die besondere staatliche Förderung evangelischer Gemeindegründungen in Preußen. Philipps betont abschließend: »Diasporagemeinden wie Ochtrup könnten aus ihrer Geschichte erfahrbar machen, dass die Umformung des christlichen Glaubens in der Neuzeit Herausforderungen an die Kirche stellt, die den Menschen nur im Rückgriff auf das Evangelium den Sinn von Kirche und Gemeinde erschließen.« (S. 314).

Fortgesetzt wird mit einem vierten Band die Beschäftigung mit Bethels Mission, dessen Beiträge vom »Dritten Reich« bis zur Psychiatriereform reichen.²² Ein Überblicksaufsatz stellt den Stand der Forschung zu Bethel und den nationalsozialistischen Krankenmorden dar. Gewürdigt wird das Wirken des Pfarrers Paul Gerhard Braune (1887–1954) in Lobetal gegen die Krankenmorde. In weiteren Aufsätzen werden die Geschichte des Betheler Kinderkrankenhauses »Sonnenschein« von 1929 bis 1950, der Bethel-Film »Ringende Menschen« von 1933 aus der Sicht der Visual History und die Take-Off-Phase der Psychiatriereform in Bethel in den frühen 1970er Jahren dargestellt. Eine kommentierte Bibliographie zu den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel zwischen den 1920er und 1970er Jahren rundet den durch ein Personenregister erschlossenen Band ab.

Die in diesem Literaturbericht aufgezeigten produktiven Ansätze sollten unbedingt eine Fortsetzung finden, gerade auch in anderen Orten und Regionen. Viele Aspekte kirchlichen Handelns und religiöser Rahmenbedingungen, viele Personen sind noch nicht erforscht. Es fehlt an wissen-

am Beispiel Ochtrups. Bielefeld: Luther, 2015 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 43). – 415 S., zahlr. sw. Abb.: € 29, 90.

22 Matthias Benad; Hans-Walter Schmuhl; Kerstin Stockhecke (Hrsg.): Bethels Mission (4). Beiträge von der Zeit des Nationalsozialismus bis zur Psychiatriereform. Bielefeld:

schaftlichen Gemeinde- und Kirchenkreisgeschichten. Kirchlichkeit, Kirchenbau, kirchliche Kunst und Kirchenmusik sind nur einige Stichworte, die intensiver bearbeitet werden sollten. Wie ertragreich dieser Aspekt gesellschaftlichen Lebens für die historische Forschung wie für das Verständnis von Kirche und Theologie ist, haben die hier besprochenen Arbeiten gezeigt.

Luther, 2016 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 44). – 269 S., zahlr. sw. Abb.: € 24,90.

Exilliteratur und Exilkunst

Neue Veröffentlichungen

Rainer Hering

Der Begriff der Exilliteratur bezeichnet Veröffentlichungen von Personen, die gegen ihren Willen ihr Heimatland verlassen mussten, weil sie dort aus politischem, religiösen, »rassischen« oder anderen Gründen verfolgt waren bzw. nicht sicher leben und arbeiten bzw. publizieren konnten. Exil bedeutet dabei zumeist das Land, in dem diese Menschen Aufnahme fanden und wirken konnten. Der Terminus Emigration bezeichnet dagegen eher einen neutralen Wechsel eines Landes. Exilliteratur kann auch Werke von Autorinnen und Autoren umfassen, die im eignen Land leben, aber nicht publizieren konnten, und daher in einem Exilverlag veröffentlichen mussten. Emigration war in der Regel durch die konkrete persönliche Verfolgung und Berufsverbote bedingt, stellte aber auch einen politischen Protest, z.B. gegen die Herrschaft der Nationalsozialisten, dar, indem man sich ihrem rechtlichen Machtbereich entzog.¹

Entsprechend verhält es sich mit der Exilkunst. Doch sind die Voraussetzungen für die verschiedenen Künste im Exil und die Verläufe der einzelnen künstlerischen Karrieren unterschiedlich. Auf der Internetseite »Künste im Exil« wird gefragt: »Ist es dennoch zulässig, von Exil-Kunst zu sprechen? Wird ein Kunstwerk zu Exil-Kunst, weil der Künstler im Exil lebt? Wie beeinflussen Exil und Migration den künstlerischen Prozess? Kann die Erfahrung erzwungener Entortung künstlerisches Schaffen anregen? Fragen wie diese fordern auf, den Künstlern und den Künsten zu folgen und Einzelbeispiele ebenso zu betrachten wie systematische Zusammenhänge.«²

Das Phänomen des Exils ist seit der Antike bekannt, erwähnt sei hier beispielhaft der römische Dichter Ovid, Publius Ovidius Naso (43 v.Chr. – 17 n.Chr.). In der Neuzeit entstand Exilliteratur insbesondere seit den Re-

1 Hierzu und zum Folgenden Rainer Hering: Vergessene Schätze deutscher Kultur. Wieder entdeckte Exilliteratur. In: Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland 32 (2012), S. 265–287.

2 <http://kuenste-im-exil.de/KIE/Web/DE/Home/home.html> (eingesehen am 13.07.2016).

ligionskriegen des 16. Jahrhunderts, durch die Protestanten aufgrund ihres Glaubens ihre katholische Heimat verlassen mussten. Bis in das 18. Jahrhundert hinein war Exilliteratur vornehmlich religiöse Literatur. Im 19. Jahrhundert schrieben u.a. Ludwig Börne (1786–1837), Georg Büchner (1813–1837) und Heinrich Heine (1797–1856) sowie Victor Hugo (1802–1885) und Ivan Sergejewitsch Turgenew (1818–1883) im Exil. Im 20. Jahrhundert wurde Exilliteratur zu einem weltweiten Phänomen, da mehr Länder betroffen waren (z.B. Russland und China) und exilierte Autorinnen bzw. Autoren auf fast allen Kontinenten Aufnahme fanden. Im Folgenden steht die deutsche Exilliteratur und Exilkunst als Reaktion auf das »Dritte Reich« im Mittelpunkt.³

Zu den bekanntesten im Kontext des »Dritten Reiches« in die Emigration gezwungenen ca. 3000 Literaten und Publizisten gehören u.a.: Jean Améry (1912–1978), Rose Ausländer (1901–1988), Johannes R. Becher (1891–1958), Schalom Ben-Chorin (1913–1999), Bertolt Brecht (1898–1956), Willi Bredel (1901–1964), Hermann Broch (1886–1951), Max Brod (1884–1968), Elias Canetti (1905–1994), Alfred Döblin (1878–1957), Hilde Domin (1909–2006), Lion Feuchtwanger (1884–1958), Erich Fried (1921–1988), Georges-Arthur Goldschmidt (Jahrgang 1928), Oskar Maria Graf (1894–1967), Walter Hasenclever (1890–1940), Ödön von Horvath (1901–1938), Richard Hülsenbeck (1892–1974), Irmgard Keun (1905–1982), Egon Erwin Kisch (1885–1948), Annette Kolb (1870–1967), Siegfried Kracauer (1889–1966), Lola Landau (1892–1990), Else Lasker-Schüler (1869–1945), die Familie Mann, Walter Mehring (1896–1981), Robert Musil (1880–1942), Leo Perutz (1882–1957), Erich Maria Remarque (1898–1970), Joseph Roth (1894–1939), Nelly Sachs (1891–1970), Hans Sahl (1902–1993), Gershom Scholem (1897–1982), Anna Seghers (1900–1983), Hilde Spiel (1911–1990), Max Tau (1897–1976), Ernst Toller (1893–1939), Friedrich Torberg (1908–1979), B. Traven (um 1882–1969), Kurt Tucholsky (1890–1935), Franz Werfel (1890–1945), Theodor Wolff (1868–1943), Arnold (1887–1968) und Stefan Zweig (1881–1942).

3 Vgl. z.B. Hans-Albert Walter: *Deutsche Exilliteratur 1933-1950*. Darmstadt 1972ff, Stuttgart 2003ff, 4 Bde.; *Exilliteratur 1933-1945*. Hrsg. von Wulf Köpke; Michael Winkler (Wege der Forschung 647). Darmstadt 1989; *Im Fluchtgepäck die Sprache. Deutschsprachige Schriftstellerinnen im Exil*. Hrsg. von Claudia Schoppmann. Berlin 1991.

Exilliteratur und Exilkunst sind Themen des 1995 gegründeten Verlags *Edition Memoria* in Hürth. Er ist der einzige Verlag in Deutschland, der ausschließlich Werke von Exilautoren veröffentlicht und sich nun auch der Exilkunst zuwendet. Die gut zwei Dutzend bislang erschienenen Bücher werden in der Regel in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt.

Georg Stefan Troller wurde 1921 in Wien als Sohn eines Pelzhändlers geboren. 1938, kurz nach dem Novemberpogrom, musste er emigrieren. Er schaffte es, in die USA zu gelangen; als amerikanischer Soldat nahm er an mehreren Feldzügen teil, zumeist in der Gefangenenvernehmung. Nach dem Zweiten Weltkrieg studierte Troller in Kalifornien, zog aber 1949 nach Paris, wo er seitdem lebt. Zehn Jahre lang drehte er dort seine berühmte Fernsehserie »Pariser Journal«, darüber hinaus gut einhundert Dokumentarfilme. Troller konzentrierte sich als eine Art Pionier auf den Dokumentarfilm und vor allem auf Interviews. Er wirkte und wirkt stark in den deutschen Kulturraum, in dem er aber selbst nicht mehr beheimatet ist. »Man emigriert eben auf Lebenszeit«, schrieb er in einem der Bücher, in denen er sein spannendes Leben aufgearbeitet hat.

In dem autobiographischen Band *Mit meiner Schreibmaschine* erzählt Troller von seinen zahlreichen Begegnungen mit Prominenten und mit weniger bekannten Menschen, die sein Leben bestimmt haben und haben könnten.⁴ Darunter fallen Fotografen wie Man Ray (1890–1976) und Henri Cartier-Bresson (1908–2004), Filmstars von Marlene Dietrich (1901–1992) bis Groucho Marx (1890–1977), aber auch Peter Handke (* 1942) und die Herzogin von Windsor (1896–1986). Er beginnt sein Buch mit einem Geständnis: »Nie habe ich Erlebtes und Erfundenes präzise auseinander halten können, je älter ich wurde desto weniger. Das Ausgedachte, Ausgeschwitzte nimmt ebenso zunehmend eine Gestalt an, die dem erinnernden verzweifelt ähnlich sieht. Und das löchrige Sieb des Gedächtnisses läßt dann dermaßen viel hindurchfließen, daß man zuletzt geneigt ist, das Erfundene als bloß Entschwundenes zu empfinden. Auch die Reportage, die Fotografie und das dokumentarische Filmen, als meine lebenslangen Herzenströster, halfen mir dabei nur in bestimmten Grenzen. Selbst die-

4 Georg Stefan Troller: *Mit meiner Schreibmaschine. Geschichten und Begegnungen*. Hürth: Edition Memoria, 2015. – 256 S.: € 26, 00.

se Künste, oder Kunstfertigkeiten, denen man doch den engsten Wirklichkeitsbezug nachsagt, konnten mich nicht immer auf das bloß vorhandene festnageln. So ist es mir vielleicht bei einigen der folgenden Geschichten gegangen, wenn mir auch das meiste so authentisch vorkommt, wie Vergangenheit nur sein kann.« (S. 7).

Die Kapitel sind überschrieben: Unsere Leut, unsere Sprach, Mein Leben als Buchbinder, Sprache in der Emigration, Die Lust am Dokumentarischen, Sieben Schnappschüsse, Sieben wilde Weiber, Die Kunst des Interviews, Ein Gespräch unter Freunden, Vergegenwärtigungen, Der Traum des Filmemachers.

Alles in den sauren Zeiten der dreißiger Jahre in Wien drehte sich um das ererbte Geschäft. Bis hin zu solchen Familienwitzen wie: »'Also wie läuft dein Geschäft?' ,Nu ja, nu ja.' ,Was willst du, für diese Jahreszeit ist das doch nicht schlecht.'« (S. 15). Was ist ihm von seiner Kindheit im jüdischen Wien geblieben? Vor allem dieses Gelächter am Abgrund, dieser Humor vor der Katastrophe. Es ist eine Art Gemeinschaftshumor, wie er, anderen Völkern und Volksgruppen nicht gegeben war. Man verständigte sich über ihn, er war ihr Kennwort.

Tiefer Humor und ein gutes Gedächtnis charakterisieren in diesem Buch Georg Stefan Troller und seine vielschichtigen Begegnungen in verschiedenen Ländern und Kulturen. Alle Texte sind in den letzten Jahren auf seiner handlichen Schreibmaschine Hermes entstanden. Möge sein Wunsch, dass der Band »eine Lebensdauer noch über die seines Verfassers hinaus« habe, sich erfüllen (S. 11).

Unter den zehntausend Kulturschaffenden aller Disziplinen, die ab 1933 von den Nationalsozialisten ins weltweite Exil vertrieben wurden, waren auch mehrere hundert bildende Künstler. Außer den wenigen Berühmten wie Max Beckmann (1884–1950), Oskar Kokoschka (1886–1980), George Grosz (1893–1959) oder Max Ernst (1891–1976) gerieten die meisten nach 1945, als Abstraktion und Informel vorherrschten, in unverdiente Vergessenheit, obwohl sie bis 1933 durchaus eine wichtige Rolle gespielt hatten. Wie sehr zu Unrecht sie nicht mehr präsent sind, dokumentiert der ansprechend gestaltete Bildband über die Kunstsammlung Memoria

von Thomas B. Schumann (Jahrgang 1950).⁵ Im Gegensatz zur Exil-Literatur ist die Exil-Kunst noch kaum erforscht, so dass dieser ansprechend gestaltete Bildband, der einundsiebzig Künstlerinnen und Künstler im Exil mit Kurzbiografie und eindrucksvollen Werken vorstellt, eine gravierende Lücke schließt. Um sie dem Vergessen zu entreißen und auf sie aufmerksam zu machen, seien sie hier genannt: Eduard Bargheer (1901–1979), József Bató (1888–1966), Heinz Battke (1900–1966), Ernst Martin Benedikt (1882–1973), Charlotte Berend-Corinth (1880–1967), Margarete Berger-Hamerschlag (1902–1958), Rico Blass (1906–2003), Walter Bondy (1880–1940), Milein Cosman (* 1921), Kurt Craemer (1912–1961), Heinrich Maria Davringhausen (1894–1970), Benedikt F. Dolbin (1883–1971), Dietz Edzard (1893–1963), Otto Ehrich (1897–1988), Willy Eisenschitz (1889–1974), Paul Elsas (1896–1981), Alois Erbach (1888–1972), Michel Fingesten (1884–1943), Adolf Fleischmann (1892–1968), Edmund Fürst (1874–1955), Werner Gilles (1894–1961), Hilde Goldschmidt (1897–1980), Julius Graumann (1878–1944), René Halkett (1900–1983), Franz Heckendorf (1888–1962), Hein Heckroth (1901–1970), Manfred Henninger (1894–1986), Rolando Hettner (1905–1978), Rudolf Jacobi (1889–1972), Arthur Kaufmann (1888–1971), Edmund Daniel Kinzinger (1888–1963), Erich Klossowski (1875–1949), Franz Korwan (1865–1942), Bruno Krauskopf (1892–1960), Curt Lahs (1893–1958), Walter Langhammer (1905–1977), Lotte Laserstein (1898–1993), Julo Levin (1901–ca.1943), Rudolf Levy (1875–1944), Max Lingner (1888–1959), Hermann Lismann (1878–1943), Käthe Loewenthal (1878–1942), Alfred Lomnitz (1892–1953), Josef Mangold (1884–?), Edith Marcus (1888–ca. 1941), Ludwig Meidner (1884–1966), Franz Monjau (1903–1945), Arno Nadel (1878–ca.1943), Boje Postel (1890–1980), Carl Rabus (1898–1983), Albert Reuss (1889–1975), Julius Rosenbaum (1879–1956), Josef Scharl (1896–1954), Otto R. Schatz (1900–1961), Xanti Schawinsky (1904–1979), Julius W. Schülein (1881–1970), Karl Schwesig (1898–1955), Curt Singer (1902/1905–1938), Karli Sohn-Rethel (1882–1966), Eugen Spiro (1874–1972), Armin Stern (1883–1944), Horst Strempel (1904–1975), Heinrich

5 Werke aus der Sammlung Memoria Thomas B. Schumann. Mit Beiträgen von Mario Adorf, Herta Müller, Olaf Peters und Georg Stefan Troller. Hrsg. und eingeleitet von Thomas B. Schumann. Hürth: Edition Memoria, 2016. – 176 S., 160 farb. Abb.: € 39, 80.

Tischler (1892–1938), Viktor Tischler (1890–1951), Hans Tombrock (1895–1966), Fred Uhlman (1901–1985), Paul Wieghardt (1897–1969), Gretchen Wohlwill (1878–1962), Erich Wolfsfeld (1884–1956), Julie Wolfthorn (1864–1944), Richard Ziegler (1891–1992).

Wer in den Band hineingelesen und vor allem: hineingesehen hat, weiß, wie wichtig es ist, diese Kunst zu präsentieren und ihre Schaffenden zu erforschen und zu erinnern!

Schon dieser kurze Einblick in die faszinierende Welt der Exilliteratur und Exilkunst zeigt, wie tiefgreifend der Verlust durch die Vertreibung, Verfolgung und Ermordung von Schriftstellerinnen und Schriftstellern sowie Künstlerinnen und Künstler im »Dritten Reich« war. Diese verdienstvollen Publikationen in der Edition Memoria sind wichtig, um sie dem Vergessen zu entreißen und damit langfristig die von den Nationalsozialisten angestrebte Auslöschung dieser Arbeiten nicht zuzulassen. Zugleich sind sie eine große Bereicherung der Kultur, der man eine große Verbreitung wünscht.

Biographien und Autobiographien

Rainer Hering

Das Leben einzelner Personen, vor allem wenn sie größere öffentliche Bedeutung gewonnen haben, hat Menschen schon lange fasziniert. Die Biographie (griech.: Lebensbeschreibung) ist eine angesehene literarische Gattung. Der Begriff Biographie entstand um 500 n. Chr. und wurde im späten 17. Jahrhundert in weitere europäischen Sprachen übernommen. Inhaltlich wird eine individuelle Lebensgeschichte dargestellt, wobei neben der äußeren auch die geistige und psychische Entwicklung berücksichtigt wird. In der Geschichtswissenschaft wird die Vita einer Person in ihren gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Kontext eingebettet. Für das Geschichtsbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit sind dem aktuellen Forschungsstand entsprechende, auf breiter Quellengrundlage verfasste Biographien wichtig, die Leben und Wirken von Personen in ihren historischen Kontext einbetten.¹

Einer der herausragenden Militärs in Hessen-Kassel im Siebenjährigen Krieg von 1756 bis 1763 war Eitel Philipp Ludwig von und zu Gilsa (1700–1765). Der international renommierte Marburger Historiker Holger Th. Gräf hat aus Anlass des 250. Todestages eine sehr gut lesbare Biographie Gilsas verfasst, die über den militärischen Bereich und die bekannten engen Kontakte zu Ferdinand von Braunschweig und Friedrich II. von Preußen hinaus den familiären Hintergrund einbezieht. Die Erfahrungen Gilsas im Polnischen Thronfolgekrieg von 1733 bis 1738 sowie im Österreichischen Erbfolgekrieg zwischen 1740 und 1748 werden ebenso beleuchtet, wie Gilsas Rolle als adliger Grundherr und die Pflege seiner Memoria. Erstmals nutzt Gräf Unterlagen aus dem Familienarchiv von Gilsa, das im Staatsarchiv Marburg liegt. Ein »[o]ffener Brief an meinen Vorfahren« von Friedrich-Wilhelm von und zu Gilsa rundet den ansprechend gestalteten und reich illustrierten Band ab. Diese Biografie ist

1 Vgl. dazu ausführlicher mit weiterführenden Hinweisen Rainer Hering: Die biographische Dimension der Geschichte. Neue Veröffentlichungen. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 29 (2009), S. 365–376. Vgl. Rainer Hering: Neue Biographien. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 35 (2015), S. 133–143.

nicht nur für die hessische Adelsgeschichte, sondern auch für die neuzeitliche Militärgeschichte bedeutend.²

Hitler-Biographien sind zahlreich. Jetzt hat der in London lehrende versierte Historiker Peter Longerich, Gründer des Holocaust Research Center am Royal Holloway College der Londoner Universität, ein mit knapp 1300 Seiten umfangreiches Buch über Adolf Hitler (1889–1945) vorgelegt.³ Er strukturiert sein gewichtiges Werk in sieben Teile: Das öffentliche Selbst, Inszenierung, Eroberung, Zementierung, Täuschung, Triumph und Verfall. Longerich betont, dass die Strukturen des »Dritten Reiches« nicht ohne Hitler denkbar wären, er selbst nichts ohne seine Ämter wäre. Das Phänomen seiner Herrschaft sei nicht nur auf die Person zu reduzieren oder aus seinem Werdegang zu erklären, vielmehr nimmt er die Geschichte der gesamte Epoche in den Blick. Wichtige Voraussetzungen waren die rechtsextreme Massenbewegung als Reaktion auf den verlorenen Ersten Weltkrieg, die Novemberrevolution und die Weltwirtschaftskrise. »Ferner sind die erheblichen Potenziale an Nationalismus, Autoritarismus, Rassismus, Militarismus, außenpolitischem Revisionismus und Imperialismus in der deutschen Gesellschaft und vor allem in den Eliten zu nennen, die sich diese Massenbewegung, einmal an die Macht gelangt, zunutze machen konnte.« Hinzu kam der fehlende bzw. unzureichende Widerstand in Deutschland und Europa. Hitler formte die Prozesse eigenständig, »indem er vorhandene Kräfte und Energien kanalisierte, verstärkte und bündelte, brachliegende Potenziale mobilisierte, auf brutale Weise die Schwäche oder Passivität seiner Gegner ausnutzte und diese zu vernichten trachtete.« Sein Ziel war ein nach rassistischen Gesichtspunkten strukturiertes Reich – auf dem Wege dorthin zeigt er sich sehr flexibel (S. 11). Longerich charakterisiert Hitler als einen starken, skrupellosen Diktator mit Durchsetzungskraft und großer Risikobereitschaft.

- 2 Holger Th. Gräf: »Ein Held«. Eitel Philipp Ludwig von und zu Gilsa (1700–1765). Eine biographische Skizze anlässlich seines 250. Todestages. Marburg: Historische Kommission für Hessen, 2015 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 46, Kleine Schriften 14). – VIII, 120 S.: 42 farb. Abb.: € 20, 00.
- 3 Peter Longerich: Hitler. Biographie. München: Siedler, 2015. – 1296 S., 15 sw. Abb.: € 39, 99.

Ein leider viel zu früh verstorbener bedeutender Historiker des »Dritten Reiches« war Detlev Julio K. Peukert (1950–1990). Er wurde mit einer Arbeit über KPD im Widerstand promoviert und habilitierte sich mit einer fundierten Studie zur Jugendfürsorge in der Weimarer Republik. Zuletzt leitete er die Forschungsstelle zur Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg. Schon früh engagierte er sich für die Oral History als Forschungsmethode. Peukert entwickelte innovative, theoretisch reflektierte Positionen und verband kreativ kultur- und sozialgeschichtliche Ansätze miteinander. Seine Geschichte der Weimarer Republik als Zeit der »klassischen Moderne« aus dem Jahr 1987 ist bis heute ein Standardwerk. Aus Anlass des 25-jährigen Todestages ist ein informativer Band von Rüdiger Hachtmann und Sven Reichardt vorgelegt worden, dessen zehn Beiträge das Wirken und die Verdienste Detlev Peukerts insbesondere für die Erforschung des »Dritten Reiches« herausarbeiten.⁴

Einer der einflussreichsten deutschen Historiker im 20. Jahrhundert war der in Bielefeld lehrende Hans-Ulrich Wehler (1931–2014). Als einer der führenden Köpfe der »Bielefelder Schule« vertrat er eine sozialwissenschaftlich geprägte Auffassung von Geschichte, die er in seinem monumentalen fünfbändigen Hauptwerk *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* konkret umsetzte. Wehler kommentierte laufend das Zeitgeschehen und verortete es im historischen Kontext – zuletzt engagierte er sich gegen die wachsende soziale Ungleichheit. Wehlers Schüler Paul Nolte hat eine anregenden Essay über Leben und Werk seines Lehrers vorgelegt und so einen großen Historiker und streitbaren Zeitgenossen portraitiert.⁵

Dass der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt (1918–2015) fest mit seiner Vaterstadt Hamburg verbunden war, ist bekannt und in vielen Büchern und Filmen deutlich geworden. »Ich liebe diese Stadt mit ihren kaum verhüllten Anglizismen und Form und Gebärden, mit ihrem zereemoniellen Traditionsstolz, ihrem kaufmännischen Pragmatismus und ihrer zugleich liebenswerten Provinzialität«, fasste Schmidt es zusammen. Der

4 Detlev Peukert und die NS-Forschung. Hrsg. von Rüdiger Hachtmann; Sven Reichardt. Göttingen: Wallstein, 2015 (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 31). – 223 S.: € 20, 00.

5 Paul Note: Hans-Ulrich Wehler. Historiker und Zeitgenosse. München: Beck, 2015. – 208 S.: € 19, 95.

Journalist und Autor Uwe Bahnsen schildert Schmidt als Hanseaten, wobei er die Prägungen Schmidts und dessen Lebensleistungen herausstellt. Er kommt zu dem Ergebnis: »Werden die Historiker und werden die Deutschen, die Europäer Helmut Schmidt zu den großen seiner Zeit rechnen? Vieles spricht dafür. Er hat die Grundlagen dafür gelegt, dass sich der Kontinent tiefgreifend verändern und seine Spaltung überwinden konnte.« (S. 214f).⁶

Wichtig für Schmidts Entwicklung und für seine Politik war seine Frau Hannelore, genannt »Loki« (1919–2010), die er bereits in der Schule kennen lernte. In ihrer fast sieben Jahrzehnte währenden Ehe war sie nicht nur wichtige Ratgeberin, sondern nahm eine herausragende Rolle im politischen Kontext ein, z.B. bei offiziellen wie privaten Begegnungen. Zugleich schuf sich die Lehrerin als Naturforscherin ein eigenes Handlungsfeld, in dem sie schnell reüssierte und zahlreiche Forschungsreisen unternahm – nach ihr sind acht Pflanzen und Tiere benannt. Die erste umfassende Biografie dieser ungewöhnlichen Frau zeigt die vielen Talente und die Eigenständigkeit Loki Schmidts auf.⁷

Vorbildliches Handeln und Wertevermittlung waren dem Ehepaar Schmidt wichtig. Daher kommen sie im Band *Lebenslotsen* vor.⁸ Vorgestellt werden Jonas Kaufmann, Loki Schmidt, Johannes Rau, das Amadeus-Quartett, Kurt Meisel, Ingmar Bergmann, Karl-Heinz Herzfeld (»Anatol«), Hella und Pierre Brice, Thomas Quasthoff, Verena Sarré und Michael Wassermann. Werte prägen die Lebensinhalte und Ziele, an denen Frauen und Männer sich orientieren; sie sind wichtige Leitlinien. Helmut Schmidt betont in seinem Vorwort, dass ethische Werte des persönlichen Beispiels bedürfen, damit sie bewusst aufgenommen werden: »Es ist das handelnde Vorleben von Werten, was einen Menschen zum Vorbild oder Lebenslotsen werden lässt – im Tun oder im Unterlassen. Ent-

6 Uwe Bahnsen: *Mit Hamburg im Herzen. Helmut Schmidt und seine Vaterstadt*. Kiel-Hamburg: Wachholtz-Murrmann, 2015. – 190 S., zahlr. sw. Abb.: € 19, 90.

7 Reiner Lehberger: *Loki Schmidt. Die Biographie*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2014. – 512 S., zahlr. sw. Abb.: € 24, 00.

8 Karin Jacobs-Zander: *Lebenslotsen. Wie Vorbilder und Werte uns leiten. Mit einem Vorwort von Helmut Schmidt*. Hamburg: Ellert & Richter, 2014. – 255 S., sw. Abb.: € 14, 95.

scheidend ist das Bewusstsein der eigenen Verantwortung für die Folgen. Die Verantwortung betrifft aber nicht nur die erstrebten Folgen, nicht nur die guten Absichten, sondern ebenso die nicht vorhergesehenen Konsequenzen des eigenen Handelns.« Gerade den jüngeren Lesern wünscht Schmidt, »dass sie daraus erkennen, wie enorm starke und schwache Einflüsse unser Leben prägen, und das wir für alle Einflüsse der Lebenslotzen offen sein sollten« (S. 7).

Ein politischer Gegenspieler Helmut Schmidts war der Sozialdemokrat Erhard Eppler, der seine Erinnerungen unter dem Titel *Links Leben* vorgelegt hat.⁹ Der 1926 in Ulm geborene promovierte Germanist war von 1953 bis 1961 als Gymnasiallehrer tätig. 1952 gründete er mit Gustav Heinemann (1899–1976) die Gesamtdeutsche Volkspartei, vier Jahre später wechselte er mit diesem in die SPD und war dort in zahlreichen leitenden Funktionen aktiv: Von 1970 bis 1991 war er Mitglied des SPD-Bundesvorstandes, von 1973 bis 1982 und 1984 bis 1989 Präsidiumsmitglied sowie von 1973 bis 1992 Vorsitzender der Grundwertekommission. Als stellvertretender Vorsitzender der Programmkommission arbeitete Eppler von 1984 bis 1986 wesentlich am Entwurf des SPD-Grundsatzprogramms mit. Von 1973 bis 1981 war er Landesvorsitzender der SPD in Baden-Württemberg. Von 1961 bis 1976 war Eppler Mitglied des Deutschen Bundestages, ab 1972 mit einem Direktmandat im Wahlkreis Heilbronn. Ab 1976 war er für den Wahlkreis Rottweil Mitglied des Landtags von Baden-Württemberg, wo er bis 1980 Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion war. 1982 legte er sein Mandat nieder.

Geprägt durch Fritz Erler (1913–1967), war er im Bereich der Außen- und Sicherheitspolitik tätig, konzentrierte sich dann auf die Entwicklungspolitik. Von 1968 bis 1974 war er Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit – sein Ziel war es, die Entwicklungshilfe in eine wirtschaftliche Unterstützung zur Eigenständigkeit umzuwandeln. Wichtig waren dem vielfältig engagierten Querdenker darüber hinaus der bewusste Umgang mit der Umwelt und die Friedensbewegung. Das Mitglied des Pen-Clubs war auch kirchlich in führenden Funktionen tätig: Von 1968 bis 1984 war

9 Erhard Eppler: *Links Leben. Erinnerungen eines Wertkonservativen*. Berlin: Propyläen, 2015. – 336 S., 16 sw. Abb.: € 22, 00. Hingewiesen sei auf die falsche Schreibweise des Namens Helmut Thielicke (S. 75 und 334).

Eppler Mitglied der EKD-Synode, kam im Oktober 1977 für sechs Jahre in den Vorstand des Deutschen Evangelischen Kirchentags. Von 1981 bis 1983 und von 1989 bis 1991 war er amtierender Kirchentagspräsident. In seinen Erinnerungen schildert er seine Erfahrungen in Politik und Gesellschaft und setzt sich auch kritisch mit der SPD und Parteigenossen, vor allem Helmut Schmidt, auseinander. Für die bundesdeutsche Politik- und Parteiengeschichte hat er eine interessante Quelle vorgelegt.

Warburg, Panofsky und das Nachleben der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek in London

Neue Veröffentlichungen

Rainer Hering

Der Kunsthistoriker Aby Moritz Warburg (1866–1929) beschäftigt schon seit etlichen Jahren die Kunst- und Kulturgeschichte. Aus der jüdischen Bankiersfamilie Warburg stammend, verzichtete er als Zwölfjähriger auf sein Erstgeburtsrecht an seinen Bruder Max M. (1867–1946) und ließ sich dafür seine Bücherkäufe finanzieren. Seine umfangreiche Bibliothek machte er nach dem Ersten Weltkrieg als »Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg« (KBW) auch öffentlich zugänglich. Um sie herum entwickelte sich eine rege Forschungs- und Lehrtätigkeit, an der sich u.a. Erwin Panofsky (1892–1968), Fritz Saxl (1890–1948) und Ernst Cassirer (1874–1945) beteiligten. Ein zentrales Thema Aby Warburgs war die Psychologie des Symbols, das auch die Arbeit der Bibliothek prägte, die im Dezember 1933 vor den Nationalsozialisten nach London gerettet werden konnte. Sie bestand damals aus 60.000 Büchern und einer 25.000 Abbildungen umfassenden photographischen Sammlung. In der britischen Hauptstadt befindet sich diese Bibliothek – seit 1944 an die Londoner Universität angegliedert – heute im Warburg Institute. Das ehemalige Bibliotheksgebäude in der Heilwigstraße 116 wurde 1993 von der Freien und Hansestadt Hamburg erworben und wird seitdem von der Aby-Warburg-Stiftung unterhalten.¹

Die Kunsthistorikerin Karen Michels, eine ausgewiesene Warburg-Kennerin, hat in der Reihe *Mäzene für Wissenschaft* Aby und Max Warburg »im

1 Vgl. z.B. Rainer Hering: »Der liebe Gott steckt im Detail« – Aby Warburg und die Kulturwissenschaftliche Bibliothek. Neuere Literatur zu einem anregen den Thema. In: *Auskunft* 14 (1994), S. 92–105; ders.: Warburg: Werk und Wirkung. Neue Veröffentlichungen von und über Aby Warburg. In: *Auskunft* 19 (1999), S. 417–421; ders.: Mnemosyne – der Bilderatlas Aby Warburgs. In: *Auskunft* 21 (2001), S. 267–270; ders.: KBW, Warburg, Panofsky & Co. Neues zur Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg und ihrem Umfeld. In: *Auskunft* 21 (2001), S. 362–368; ders.: Aby Warburg und sein Umfeld. Neue Quellen und Literatur. In: *Auskunft* 23 (2003), S. 256–262; ders.: Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg. Neue Veröffentlichungen zur Bibliothek und ihrem Nutzer Erwin Panofsky. In: *Auskunft* 24 (2004), S. 311–316; ders.: Neue Veröffentlichungen zur Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg und ihren

Dialog über Hamburgs geistige Zahlungsfähigkeit« porträtiert.² Aby hatte, wie geschildert, früh das Erstgeburtsrecht an der Warburg Bank an seinen Bruder Max übertragen, der damit »den größten Blankoscheck seines Lebens« ausgestellt hatte, wie er selbst bekannte. Während Aby zum herausragenden Kunsthistoriker wurde und seine Kulturwissenschaftliche Bibliothek zu einem renommierten Forschungsinstitut ausbaute, entwickelte Max das Bankhaus M.M. Warburg & Co. zu einem der führenden privaten Bankhäuser in Deutschland.

Beide Brüder waren sehr verschieden und gingen unterschiedliche Wege – Aby galt als schwieriger, cholertischer Intellektueller, Max als charmanter, leichtfüßiger Zahlenmensch. Dennoch blieben sie eng miteinander verbunden und tauschten sich intensiv über ihre politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Unternehmungen aus. Beide strebten die Gründung einer Universität in Hamburg an – dabei ging es aus ihrer Sicht um »Hamburgs geistige Zahlungsfähigkeit«, wie Aby 1909 schrieb (S. 13). Die Familie Warburg stiftete eine hohe Summe für dieses Ziel – es war die erste von Ihnen geförderte Institution ohne jüdischen Hintergrund. Für sie war es ein patriotisches Projekt, in dem »rassische« und konfessionelle Unterschiede keine Rolle spielten. Die Universität – so die Hoffnung – solle der weltoffenen Hansestadt Impulse geben gegen Nationalismus und »Klerikalismus« (S. 13). Diese Hoffnung sollte ein Denken ermöglichen, das eine echte Assimilation erleichterte.

In diesem Buch geht es neben den individuellen Biografien um den Umgang mit Minderheiten – einem nach wie vor aktuellen Problem. »Es muß

Nutzern. In: *Auskunft* 27 (2007), S. 621–630; ders.: Neue Veröffentlichungen zur Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, ihrem Gründer und ihren Nutzern. In: *Auskunft* 29 (2009), S. 345–355; ders.: Aby Warburg, Erwin Panofsky und die politische Ikonographie. Neue Veröffentlichungen. In: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland* 32 (2012), S. 61–68. Eine Liste seiner Veröffentlichungen sowie der Arbeiten über Warburg bei Dieter Wuttke: *Aby M. Warburg-Bibliographie 1866 bis 1995. Werk und Wirkung. Mit Annotationen*. Baden-Baden 1998 (*Bibliotheca Bibliographica Aureliana* 163); vgl. auch Rainer Hering: *Warburg, Aby Moritz*. In: *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Band 2 Hamburg 2003, S. 435–437.

- 2 Karen Michels: »Es muß besser werden!« Aby und Max Warburg im Dialog über Hamburgs geistige Zahlungsfähigkeit. Hamburg: Hamburg University Press, 2015 (*Mäzene für Wissenschaft* 17). – 112 S., 39 sw. Abb.: € 16, 80.

besser werden«, schrieb Aby Warburg 1889 an seine Mutter – er war erstmals in der Öffentlichkeit als Jude identifiziert worden. Das friedliche Zusammenleben zwischen Christen und Juden wurde zu seinem Lebensthema, das er vor allem mit seinem Bruder teilte. Beide entwickelten unterschiedliche Lösungsvorschläge und scheiterten letztlich. Max wurde aus seinen Ämtern gedrängt und musste 1938 in die USA emigrieren, wo er 1946 starb. Dennoch: Aby Warburgs Beitrag zur interdisziplinären und internationalen Weiterentwicklung der Geisteswissenschaften wirkt bis heute.

Der lesenswerte Band ist im Rahmen des sehr verdienstvollen Open Access-Konzeptes des Verlages Hamburg University Press frei verfügbar: http://hup.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2015/157/pdf/HamburgUP_MfW17_Warburg.pdf

Aufgrund seiner Bedeutung wird dankenswerterweise eine groß angelegte Ausgabe seiner Gesammelten Schriften von Ulrich Pfisterer und Horst Bredekamp, Michael Diers, Uwe Fleckner, Michael Thimann sowie Claudia Wedepohl als Herausgebern und weiteren Bearbeiterinnen und Bearbeitern vorbereitet. Dabei sollen nicht alle, sondern nur gesammelte Schriften publiziert und auf umfassende Interpretationen der Herausgeber verzichtet werden. Neben einer jeweiligen Einführung soll sich die Kommentierung auf knappe, sachlich erläuternde Ausführungen zu Textgestalt und Sachgehalt beschränken. Das Vorhaben knüpft an die 1932/33 in zwei Bänden begonnene, aber dann nicht mehr fortgesetzte Gesamtausgabe an, die von der Bibliothek Warburg unter Mitarbeit Fritz Rougemonts (1904–1941) von Gertrud Bing (1892–1964) herausgegeben wurde. Die Stärke der Edition liegt gerade darin, dass sie den Lesenden und Betrachtenden keine Interpretation vorgibt, sondern ihnen überlässt, welche Intention Aby Warburg mit diesem eindrucksvollen Werk verfolgt hat.³

Band IV umfasst die Fragmente zur Ausdruckskunde, also die frühen Versuche Aby Warburgs, seinen Bildungsbegriff systematisch zu fassen.⁴ Die

3 Rainer Hering: Warburg: Werk und Wirkung. Neue Veröffentlichungen von und über Aby Warburg. In: *Auskunft* 19 (1999), S. 417–421, bes. S. 417–419.

4 Aby Warburg: Fragmente zur Ausdruckskunde. Hrsg. von Ulrich Pfisterer; Hans Christian Hönes. Berlin-Boston: de Gruyter, 2015 (Aby Warburg: Gesammelte Schriften. Studienausgabe IV). – XII, 360 S., zahlr. farb. u. sw. Abb.: € 59, 95.

ungefähr zwischen 1888 und 1905 verfassten Texte sind zentral für Warburgs Denken und Forschen zur Geschichte und Theorie von Bild und Symbol. Auch wenn diese Schriften nur fragmentarisch erhalten sind, so sind sie doch sehr aussagekräftig für seine eigene Entwicklung. Zugleich wird die Arbeitspraxis des jungen Kunsthistorikers erkennbar und ein eigener besonderer Denkweg festgehalten. Die sorgfältige und reich annotierte Edition umfasst erstmals vollständig die provisorischen, un abgeschlossenen Aphorismen und Notizen, Zeichnungen, Diagramme und Fotos Warburgs in den unterschiedlichen Bearbeitungsphasen. Ein ausführliches Nachwort der beiden Herausgeber Ulrich Pfisterer und Hans Christian Hönes über Kunstpsychologie als Selbsterkundung als Kunstpsychologie rundet den mit einem umfangreichen Abbildungsteil versehenen, ansprechend gestalteten Band ab. Erschlossen wird er durch einen Personenindex, der einen schnellen Zugriff ermöglicht. Möge er weitere Forschungen zu Aby Warburg anregen!

Eng mit Aby Warburg und der Bibliothek verbunden war Erwin Panofsky, der erste Lehrstuhlinhaber für Kunstgeschichte an der 1919 gegründeten Hamburgischen Universität. Der Sohn eines Grubenbesitzers jüdischen Glaubens in Oberschlesien studierte Rechtswissenschaft sowie Kunstgeschichte und wurde 1914 mit einer Arbeit über Albrecht Dürers Ästhetik in Freiburg promoviert. 1920 habilitierte er sich auf Anregung Gustav Paulis (1866–1938), des Direktors der Kunsthalle, in Hamburg und wirkte dort als Privatdozent sowie wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, bis er 1926 zum Ordinarius ernannt wurde. Panofsky baute in mühevoller Arbeit das kunsthistorische Seminar und dessen Bibliothek auf. Rufe nach Dorpat und Heidelberg lehnte er ab, bis 1933 nahm er mehrfach Gastprofessuren im Ausland wahr. Im Akademischen Jahr 1930/31 war Panofsky Dekan der Philosophischen Fakultät. Nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten 1933 wurde Erwin Panofsky auf der Grundlage des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« als einer der ersten Professoren der Philosophischen Fakultät aufgrund seiner Religionszugehörigkeit zwangsbeurlaubt und in den Ruhestand versetzt. Panofsky emigrierte in der Folge 1934 mit seiner Familie in die USA und wirkte auch dort mit großem Erfolg als Hochschullehrer. Die in Deutschland im »Dritten Reich« zerschlagene moderne, aufgeklärte Kunstgeschichte machte international Karriere, als Panofsky die Anre-

gungen und Vorgaben aus seiner Hamburger Zeit in den USA zur wohl bedeutendsten bildanalytischen Methode des 20. Jahrhunderts komprimierte. Im Juni 2000 wurde ein Hörsaal im Hauptgebäude der Universität Hamburg nach ihm benannt.⁵

Weltweit sind von Erwin Panofsky etwa 27 000 Briefe von ungefähr 2 600 Korrespondenten überliefert. Die Überlieferung setzt im Jahr 1910/11 ein und endet im Todesmonat März des Jahres 1968. Dieter Wuttke hat sich – mit bewährter Forschungs- und Redaktionsassistenz Petra Schöners – dankenswerterweise daran gesetzt, aus diesem gewaltigen Briefkorpus eine Auswahl-Ausgabe in fünf Bänden zu erarbeiten, die auf der Kenntnis von ca. 24 000 Briefen beruht; eine komplette Edition verbot sich angesichts des Volumens. Sie umfasst mehr als 3 000 Briefe in einer Studienausgabe, die unabhängig von inhaltlichen Zäsuren rein formal in ungefähr 600 Briefe pro Band unterteilt ist; aufgrund der Menge musste der ursprüngliche Vorsatz, eine historisch-kritische Edition zu erstellen, zugunsten eines Mittelweges zwischen dieser und einer reinen Leseausgabe aufgegeben werden. Lese-Erleichterungen wurden eingefügt und Apparate verkürzt, so dass ein schnelles Erscheinen der Bände möglich war. Die Zeitabschnitte der Bände sind: 1910 bis 1936 (Band I), 1937 bis 1949 (Band II), 1950 bis 1956 (Band III), 1957 bis 1961 (Band IV) und 1962 bis 1968 (Band V).

Der jetzt erschienene Ergänzungsband *Kumulationen* bringt das 1988 begonnene Projekt zu einem Abschluss.⁶ Er erleichtert die Nutzung der fünfbandigen Briefedition durch die zusammenfassenden Berichtigungen und Ergänzungen sowie Korrespondenz-Nachtrag in Regestenform, das Verzeichnis der Rezensionen der Bände I bis V, die 319 Einheiten umfassende Erwin-Panofsky-Bibliographie 1914 bis 1969/1973 mit Hinweisen auf Audio-Überlieferung von Vorträgen und Vorlesungen, das bio-biblio-

5 Zum Gedenken an Erwin Panofsky (1892–1968). Reden aus Anlass der Benennung des Hörsaals C im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Erwin-Panofsky-Hörsaal am 20. Juli 2000-. Hrsg. von Eckart Krause; Rainer Nicolaysen (Hamburger Universitätsreden NF 17). Hamburg 2009.

6 Dieter Wuttke: *Kumulationen*. Ergänzungsband zur Erwin-Panofsky-Korrespondenz 1910 bis 1968. Unter Mitarbeit von Petra Schöner. Wiesbaden: Harrassowitz, 2014 (Erwin Panofsky. Korrespondenz 1910 bis 1968. Eine kommentierte Auswahl in fünf Bänden Ergänzungsband). – IX, 963 S.: € 180, 00.

graphische Korrespondentenverzeichnis aller fünf Bände sowie das Namen- und Sachregister zu den einzelnen sechs Büchern.

Die nun zusammen 3.848 edierten Briefe auf 6.942 Seiten machen vermutlich dreizehn Prozent der Gesamtüberlieferung aus. Die sorgfältig edierte Korrespondenz Erwin Panofskys liest sich wie ein mikrogeschichtliches Zeit- und Lebenskompendium, sie bildet eine Art unbearbeiteten Ersatz für die nicht verfasste Autobiographie. Nur drei Prozent der Schreiben waren bislang der Forschung, zudem noch verstreut, zugänglich. Diese praktischerweise mit zwei Lesebändchen versehene, sehr ansprechend gestaltete Ausgabe weckt das Interesse an diesem herausragenden Kunsthistoriker und seiner Zeit. Dieter Wuttke und Petra Schöner ist für ihre ausdauernde verdienstvolle Arbeit aufrichtig zu danken – gerade angesichts aller Schwierigkeiten während eines Vierteljahrhunderts. Diese nun durch den Ergänzungsband noch besser nutzbare Edition stellt einen einzigartigen Fundus, nicht nur für die Kunst- und Wissenschaftsgeschichte, dar!

Die Tradition der Vorträge der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg ist vom heutigen Warburg-Haus wieder aufgegriffen worden. In regelmäßigen Abständen werden sie seit 1996 durch Veröffentlichungen einem größeren Publikum kenntlich gemacht, die Herausgebenden sind jetzt Uwe Fleckner, Margit Kern, Birgit Recki, Bruno Reudenbach und Cornelia Zumbusch. Die ansprechend gestalteten Bände umfassen anregende Beiträge von international renommierten Vortragenden.

Der elfte Band der Reihe, nunmehr im Verlag Walter de Gruyter publiziert, umfasst fünf Vorträge von Karlheinz Lüdeking – Albrecht Dürers Selbstbildnis um 1500 –, Ernst Osterkamp – Spartacus unter den Deutschen, die Geschichte einer literarischen Niederlage –, Françoise Forster-Han – Max Liebermanns Ausstellungen in Berlin und London 1906 –, Ulla Haselstein – eine Genealogie der Moderne: Flaubert, Cézanne und Gertrude Stein – und Christoph Asendorf – Kunst, Krieg und Raumtheorie in der Klassischen Moderne.⁷

Der druckfrische dreizehnte Band enthält die Beiträge von Mischa Meier: Diskurs und Handlungsrahmen. Diskurs und Handlungsrahmen; Eva

7 Vorträge aus dem Warburg-Haus Band 11. Mit Beiträgen von Karlheinz Lüdeking u.a. Berlin-Boston: de Gruyter, 2014. – 152 S., 49 sw. Abb.: € 29, 95.

Schürmann: Diskurs und Handlungsrahmen. Vom Darstellen als Lebensform (mit einer Perspektive auf »Las Meninas«); Werner Busch: E.T.A. Hoffmanns »Kater Murr«. Zitat und Arabeske; Uwe M. Schneede: Künstler im Konflikt. Max Beckmann und Franz Marc – 1914–1916; Wolfgang Ullrich, Der Künstler als Muse. Genese und Folgen des Kreativitätsdispositivs.⁸

Band zwölf widmet sich dem Nachleben der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, ihrer Emigration und den ersten Jahren in London.⁹ Am 13. Dezember 1933 konnte die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg Hamburg mit dem Frachter »Herminia« noch rechtzeitig verlassen, so dass die Bücher- und Bildersammlung ihres Gründers Aby Warburg ins Londoner Exil gerettet wurde. 1944 erfolgte die institutionelle Eingliederung des Warburg Institute in die University of London. Zugleich wurden sein kulturwissenschaftlicher Ansatz und seine besonders aufgebaute Bibliothek in den angelsächsischen Sprach- und Kulturraum transformiert. Zugleich entstand ein bis heute fortwirkender produktiver Austauschprozess zwischen deutschen und englischen Forschungstraditionen. Der instruktive Band umfasst die 15 Beiträge international renommierter Fachwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, die auf zwei Konferenzen in Hamburg und London im Dezember 2013 gehalten worden sind – darunter Zeitzeugen des intellektuellen Wirkens des Warburg Institute der ersten Jahre. Sie analysieren u.a. die Impulse des intellektuellen Ansatzes der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek auf die englische Wissenschaftslandschaft sowie die Veränderungen der Forschungen der K.B.W. nach dem Umzug nach London, durch den sie als Warburg Institute zu einer der weltweit bedeutendsten geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen avancierte.

8 Vorträge aus dem Warburg-Haus Band 13. Mit Beiträgen von Mischa Meier u.a. Berlin-Boston: de Gruyter, 2016. – 136 S., 27 sw. Abb.: € 29, 95.

9 The Afterlife of the Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg. The Emigration and the Early Years of the Warburg Institute in London. Ed. by Uwe Fleckner; Peter Mack. Berlin-Boston: de Gruyter, 2015 (Vorträge aus dem Warburg-Haus Band 12). – 250 S., 49 sw. Abb.: € 39, 95.

Hamburg – neue Veröffentlichungen zu Geschichte und Gegenwart der Elbmetropole

Rainer Hering

Die Freie und Hansestadt Hamburg mit ihren 1,8 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern ist als zweitgrößte Stadt der Bundesrepublik Deutschland mit dem größten deutschen Seehafen kontinuierlich Thema von Erinnerungen, Bildbänden sowie von historischen Darstellungen. Einige Neuerscheinungen sollen hier vorgestellt werden.

Bilder und Bauten

Eindrucksvolle Luftaufnahmen der Stadt aus den Jahren 1954 bis 1969 des Fotografen Günther Krüger (1919–2003) sind in einem imposanten Bildband mit Texten von Gert Kähler zusammengestellt worden.¹ Sie dokumentieren viele einschneidende Veränderungen des Wiederaufbaus der nach dem Zweiten Weltkrieg expandierenden Elbmetropole aus der Vogelperspektive. Der in Elmshorn geborene Lichtbildner Krüger hatte von 1954 bis 1969 für das »Hamburger Abendblatt« Luftbilder aus einem Hubschrauber oder einer Cessna angefertigt. Informative Texte erläutern die rund 130 ausgewählten Abbildungen, Zeichnungen mit nummerierten Gebäuden ordnen die einzelnen Häuser klar zu, was hilfreich ist. Geographisch ist das Buch gegliedert in die Abschnitte: Blick von oben (Hamburg im (Wieder-)Aufbau), mittendrin in der Innenstadt, drum herum und quer durch (Ost- West-Straße und Wallring), hin und weg (Verbindungslinien, Bahnhöfe, Straßen), um die Alster (Harvestehude, Eppendorf, Uhlenhorst, St. Georg), Blick nach Westen (St. Pauli, Altona, Blankenese, Wedel), die neue Stadt (Eilbek, Mundsburg, Grindel, City Nord, Wandsbek, Lohbrügge), Hafentrundfahrt (Hafen, Schiffe, Schuppen, Werften), die große Flut (Elbinseln, Wilhelmsburg), Ferien von der Stadt (Blankenese, Planten un Blumen, Kaiser-Friedrich-Ufer, Volksparkstadion, Stadtpark, Neuwerk, Helgoland, St. Peter-Ording).

1 Hamburg aus der Luft 1954–1969. Eine Stadt erfindet sich neu. Fotografien von Günther Krüger, Texte von Gert Kähler. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2014. – 180 S., 110 Duotonabbildungen, 40 Lagepläne: € 49, 90.

Insgesamt zeigt der großformatige Bildband ein positives, dynamisches Bild Hamburgs in typischer Ästhetik der Zeit, ohne die Kehrseite dieser Entwicklung zu dokumentieren. Vielmehr werden die Veränderungen im Begleittext gerechtfertigt, wenn es z.B. heißt: »Welch eine Schande – Hamburg schüttet seinen ältesten Hafen zu, weil man ihn nicht mehr braucht! Aber nur durch unablässige Veränderung kann eine Stadt lebensfähig bleiben – jede Stadt. Insofern ist auch die Straßenplanung quer durch die Stadt Teil des Versuchs, den Organismus am Leben zu erhalten, und dieser Ort hier ist symptomatisch dafür.« (S. 46).

Einen ganz anderen Blick auf die Veränderungen Hamburgs haben Joachim W. Frank und Rainer Scheppelmann aus Pressefotos der Jahre 1955 bis 1980 zusammengestellt.² Sie zeigen die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen auf, die in den spannenden Fotografien ablesbar sind. Wie veränderten sich die Werte und Ansichten in diesen von massiven Umbrüchen geprägten Jahrzehnten? Wie entwickelte sich der Wohlstand der Menschen? Die Zeit des Wirtschaftswunders brachte z.B. elektrische Geräte in die Haushalte und die Automobilisierung der Gesellschaft mit umfangreichen Reisemöglichkeiten. In den sechziger Jahren protestierte die Jugend gegen viele Einstellung der Eltern- und Großelterngeneration. Traditionelle Vorbilder wurden infrage gestellt, die Sexualmoral wandelte sich grundlegend. Die musikalischen Veränderungen waren einschneidend, ebenso das in den siebziger Jahren aufkommende neue Umweltbewusstsein mit den Demonstrationen der Anti-AKW-Bewegung. Dieser eindrucksvolle Bildband bietet mit kurzen Erläuterungen ein anschauliches Bild, was diese Stadt und ihre Bevölkerung bewegte.

Regelmäßig werden die baulichen Veränderungen der Freien und Hansestadt Hamburg vom Architekten- und Ingenieurverein Hamburg in großformatigen Bildbänden dokumentiert. Nach 1868, 1890, 1914, 1929, 1953, 1968, 1984 und 2000 liegt jetzt der neunte Band *Hamburg und seine Bauten* für die Jahre 2000 bis 2015 vor.³ Dieses Baulexikon umfasst alle

2 Joachim W. Frank; Rainer Scheppelmann: Hamburg im Umbruch. Pressefotos von 1955 bis 1980. Erfurt: Sutton, 2014. – 144 S., 160 Duoton Abb.: € 24, 99.

3 Hamburg und seine Bauten 2000–2015. Hrsg. vom Architekten- und Ingenieurverein Hamburg e.V. in Zusammenarbeit mit dem Hamburgischen Architekturarchiv. Kiel-Hamburg: Wachholtz, 2015. – 720 S., zahlr. sw. Abb.: € 68, 00.

wichtigen Projekte der Metropole aus den letzten 15 Jahren – und dokumentiert auf diese Weise, wie wesentlich die Attraktivität einer Stadt auch durch ihre Bauwerke beeinflusst wird. Die 1000 Bauwerke, die in den letzten Jahren in der Hansestadt an der Elbe entstanden sind, verdeutlichen die Entwicklung und Veränderung des Hamburger Stadtbildes. Fotos der Gebäude, Grundrisse und informative Texte von Fachautoren erläutern sie anschaulich.

Gegliedert ist das gewichtige Werk in die Abschnitte Bauleitplanung, Hafencity, Internationale Bauausstellung Hamburg 2013, Bauten für die Öffentlichkeit, Kirchliches Bauen, Bauten für den Verkehr, Bauten der Ver- und Entsorgung, Hafen und Hochwasserschutz, Gewerbliches Bauen, Wohnbauten, Denkmal und Bestand sowie Freiflächen und Grünanlage. Nur einige Bauten können hier konkret genannt werden: Elbphilharmonie Pavillon, Magellan-Terrassen, Pantaenius Haus, Ökumenisches Forum Hafencity, Hafencity Universität, Terminal 1 des Flughafens, Museum Gedenkstätte St. Nikolai, Neues Orang-Utan-Haus im Tierpark Hagenbeck, Forum Johanneum, Hansa-Gymnasium, Bibliothek und Rechenzentrum des Universitätskrankenhauses Eppendorf, S-Bahn-Station Tonnendorf, Spielbudenplatz/Reeperbahn, Büro- und Geschäftshaus Hohe Bleichen 11, Wohnanlage Oldenfelder Straße, Elbberg Campus, Othmarschen Park, Michaelisquartier, Ohlendorffs Park, Elbinsel Kaltehofe u.v.a.m.

Erinnerungen

»Hamburger Ansichten« publizierte Helmut Schmidt (1918–2015) im Jahr seines Todes unter dem Titel *Dann wäre ich Hafendirektor geworden*.⁴ Der Band umfasst Texte und Interviews aus fünf Jahrzehnten, ergänzt durch ein Gespräch über Hamburg mit dem Ersten Bürgermeister Hamburgs Olaf Scholz am 28. Mai 2015. Inhaltlich handelt es sich um Weckrufe Schmidts an seine Stadt aus den Jahren 1962 und 1984, Beiträge zur Flutkatastrophe 1962, Texte zu zwei Hamburg-Filmen Schmidts von 1985 und 1986, der Dank eines Ehrenbürgers sowie Streifzüge durch seine Stadt: die zehn wichtigsten Hamburgischen Phänomene, Barmbek, Lan-

4 Helmut Schmidt: *Dann wäre ich Hafendirektor geworden*. *Hamburger Ansichten*. Mit einem Gespräch zwischen Helmut Schmidt und Olaf Scholz. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2015. – 256 S., sw. Abb.: € 22, 00.

genhorn, Der Michel, Eröffnung des Elbtunnels 1975, der Übersee-Club und der Domplatz. Das lesenswerte Buch spiegelt den persönlichen Blick Helmut Schmidts auf seine Stadt wider.

Seine Erinnerungen an das Hamburg der Nachkriegszeit bis zur Währungsreform hat der spätere Filmemacher und Kinobetreiber Werner Grassmann (Jahrgang 1926) festgehalten.⁵ Grassmann war 1946 aus der amerikanischen Gefangenschaft geflohen und nach Hamburg gelangt. Er arbeitete zunächst als Dolmetscher, Anzeigenwerber und Filmkritiker, studierte Geschichte und Theaterwissenschaften. Sein Rückblick erzählt »von Gefühlen, von erfüllter, enttäuschter und überraschender Liebe, von im Alltag errungenen Siegen und erlittenen Niederlagen. Und von den Tricks, in einer schwierigen Zeit zu überleben.« (S. 7). Skurrile Begebenheiten und alltägliche Erfahrungen werden hier beschrieben und durch Fotos aus der Zeit ergänzt.

Jüdische Geschichte

Einen nützlichen und reich illustrierten Stadtführer zur jüdischen Geschichte Hamburgs hat Michael Studemund-Halévy vorgelegt.⁶ Er verdeutlicht die vierhundertjährige Geschichte der deutschen und iberischen Juden in der Hansestadt und zeigt deren Spuren auf: Synagogen, Betstuben, Schulen, Stifts- und Vereinshäuser, Friedhöfe sind nach wie vor sichtbar und wollen entdeckt werden. Das alphabetisch angelegte Lexikon jüdischer Stätten wird ergänzt durch Themenkästen zum jüdischen Altona, Bergedorf, Harburg-Wilhelmsburg, Wandsbek sowie zu Bibliotheken, »Judenhäusern«, dem Oberrabbiner Joseph Carlebach, den Mendelssohns, Stolpersteinen, Neugründung der Jüdischen Gemeinde Hamburg und dem Leben nach der Shoa. Separat werden die jüdischen Friedhöfe und die portugiesischen Juden vorgestellt. Rundgänge führen durch »Klein Jerusalem« am Grindel und den jüdischen Friedhof Ilandkoppel in

5 Werner Grassmann: Eine Nacht im Tarantella. Hamburg in der Nachkriegszeit. Hamburg: Ellert & Richter, 2014. – 192 S., 40 sw. Abb.: € 19,95.

6 Michael Studemund-Halévy: Im jüdischen Hamburg. Ein Stadtführer von A bis Z. Mit Porträts von Otto Quirin und Fotografien von Rabbiner Eduard Duckesz, Gesche Cordes und Jürgen Faust. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2011. – 240 S., 380 farb. u. sw. Abb.: € 19, 90.

Ohlsdorf. Bilder aus dem Fotoalbum des Altonaer Rabbiners Eduard Duckesz (1868–1944), weiterführende Literaturhinweise, ein Glossar und Register runden den Band ab. Leider fehlt bei Verkehrsflächen das Datum der Benennung, das sehr aussagekräftig ist.

Seit 1991 finden zwischen der Bar-Ilan Universität und der Universität Hamburg regelmäßige gemeinsame Joseph Carlebach-Konferenzen statt, die die Verehrung für einen großen Rabbiner, Seelsorger und Wissenschaftler ausdrücken. Dr. Joseph Carlebach (1883–1942) war der letzte Oberrabbiner der Gemeinde Hamburg-Altona und einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Rabbinerstandes des 20. Jahrhunderts. Der orthodoxe Gelehrte war ein von der Reformpädagogik geprägter begeisterter Lehrer und Naturwissenschaftler. In Hamburg leitete er ab 1921 die Talmud-Tora-Realschule, 1925 wurde er Altonaer Oberrabbiner und 1936 religiöses Oberhaupt des orthodoxen Synagogenverbands sowie der Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde in Hamburg. Nachdrücklich trat er auch im »Dritten Reich« für die religiösen Interessen der jüdischen Gemeinde ein. Seine charismatische Persönlichkeit machte ihn weit über die Grenzen der Hansestadt bekannt. Im Angesicht der Deportationen war Carlebach eine verlässliche Autorität. Im Dezember 1941 wurden er selbst und Teile seiner Familie in das Konzentrationslager Jungfernhof bei Riga deportiert, wo er die Selbsthilfe der jüdischen Gefangenen organisierte. Mit seiner Frau und den drei jüngsten Töchtern wurde er am 26. März 1942 im Hochwald bei Riga ermordet.

Die neunte Konferenz stellt Joseph Carlebach, seine Familie, seine Wege, seine universale Bildung, das gelebte Judentum und seinen Opfergang in den Mittelpunkt.⁷ Die dreizehn Beiträge stellen den Joseph Carlebach-Arbeitskreis an der Universität Hamburg, den Sohn Julius Jizchak Carlebach (1922–2001), den Neffen Salo Carlebach (1919–1942), den »Korczak von Westerbork«, den Journalisten Esriel Carlebach (1909–1956), den »singenden Rabbiner« Schlomo Carlebach (1925–1994), und die Herkunft der Familie von Moshe Ernst Gillis aus Beuthen/Oberschlesien vor. Im Zen-

7 »Ihre Wege sind liebliche Wege und all ihre Pfade Frieden« (Sprüche 3, 17). Die Neunte Joseph Carlebach-Konferenz. Wege Joseph Carlebachs. Universale Bildung, gelebtes Judentum, Opfergang. Hrsg. von Miriam Gillis-Carlebach; Barbara Vogel. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2014. – 216 S., 11. sw. Abb.: € 19, 80.

trum stehen Joseph Carlebach, sein Wirken als Lehrer, als naturwissenschaftlicher Forscher und Pädagoge, als Bibelexeget, seine Position zum »Teiljudentum« des jüdischen Philosophen Hermann Cohens (1842–1918) und seine Briefe aus Palästina 1905 und 1935. Separat werden die Deportation der Hamburger Juden nach Riga-Jungfernhof und die Jungfernfahrt der »Tel Aviv« nach Palästina 1935 thematisiert.

Die zehnte Konferenz widmete sich Vätern und Vaterfiguren in jüdischer Geschichte, Religion und Kultur.⁸ Thematisiert werden ideelle und reale Vaterfiguren, die für die Sorge um die Zukunft der nachwachsenden Generationen und die Übertragung des Erbes an diese stehen. Hintergrund ist es, die Tradition zu wahren, aber ihnen dennoch einen eigenen Weg zu ermöglichen. Themen der zehn Aufsätze sind die Opferung Abrahams – Väter im Holocaust, Väter und Mütter im Alten Testament, der jüdische Aufklärer David Friedländer (1750–1834) als ideeller Vater der Gebrüder Humboldt, Joseph Carlebach und der jüdische Messias, der Psychologe William Stern (1871–1938) und sein Sohn Günther Anders (1902–1992), jüdische Väter und Söhne im Überlebenskampf im »Dritten Reich«, Vater und Sohn in autobiographischen Comics, die Shoah-Erinnerung, Zeugenschaft und die Grenzen des Generationenkonzepts in Doron Rabinovici (* 1961) drittem Roman *Andernorts* (2010). In der Dokumentation werden Briefe Josef Carlebachs und aschkenasische Grabinschriften auf dem Jüdischen Friedhof Altona vorgestellt.

Gewünscht hätte man diesen Konferenzbänden noch Register, um die Beiträge miteinander zu vernetzen und in ihrer Vielfalt leicht recherchierbar werden zu lassen.

Das »Dritte Reich« im Gedächtnis

Die Jahre 1933 bis 1945 in Hamburg sind in einem kompakten von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte herausgegebenen Handbuch darge-

8 »Horchet, ihr Söhne, der Moral des Vaters, und höret zu, um Weisheit zu erkennen« (Sprüche 4,1). Die Zehnte Joseph Carlebach-Konferenz. Väter und Vaterfiguren in jüdischer Geschichte, Religion und Kultur. Hrsg. von Miriam Gillis-Carlebach; George Yaakov Kohler; Ingrid Lohmann. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2016. – 208 S.: € 19, 80.

stellt worden.⁹ Viele Aspekte sind darüber hinaus in den Schriftenreihen der Forschungsstelle thematisiert worden. Dazu gehören auch die Mediengeschichte und das Thema Nationalsozialismus in der Erinnerungskultur.

Jessica Erdelmann hat die Hamburger Medienberichterstattung über die Entnazifizierung und Internierung in der britischen Besatzungszone untersucht.¹⁰ Hamburg bietet sich als Ort an, da die Stadt nach 1945 Berlin als Zeitungsmetropole abgelöst hatte. Zeitlich konzentriert sich die Untersuchung auf die Dauer der Lizenzierung in der britischen Besatzungszone vom April 1946 bis zum September 1949. Herangezogen werden die Tageszeitungen *Die Welt*, *Hamburger Echo* (HE, SPD), *Hamburger Volkszeitung* (HVZ, KPD), *Hamburger Freie Presse* (HFP, FDP) und die *Hamburger Allgemeine Zeitung* (HAZ, CDU). Nach Ausführungen zur alliierten Medienpolitik und Kurzportraits der Zeitungen folgen die beiden Hauptteile: Die Darstellung der Entnazifizierung und die der Internierung und Spruchgerichtsverfahren. Analysiert werden das Verhältnis von Entnazifizierung und Schuldakzeptanz, die Debatte über die Jugendamnestie, die Amnestiepolitik, die Konsequenzen der Ausblendung der individuellen Verantwortung für die Entnazifizierung, die Kritik an den Befürwortern der Entnazifizierung sowie die Rechtfertigungsversuche und Skandalisierung der milden Behandlung, die Reintegrationsangebote und die Grenzen der Integrationsbereitschaft sowie die Darstellung der Spruchgerichtsverfahren.

Trotz der von den Alliierten verordneten Distanzierung vom Nationalsozialismus entwickelte sich schon in den Jahren von 1946 bis 1949 »ein weitgehender gesellschaftlicher Konsens zugunsten einer großzügigen Rehabilitierung und Amnestierung von nationalsozialistisch belasteten Personen« (S. 149). Dazu trug die Presseberichterstattung bei. Jessica Erdel-

9 Hamburg im »Dritten Reich«. Hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005.

10 Jessica Erdelmann: ‚Persilscheine‘ aus der Druckerpresse? Die Hamburger Medienberichterstattung über Entnazifizierung und Internierung in der britischen Besatzungszone. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2016 (Hamburger Zeitspuren 11). – 222 S.: € 10, 00. In einer Neuauflage sollte aus »Karl-Heinz Führer« wieder Karl Christian Führer werden (S. 154).

mann betont in ihrer differenzierten Analyse, dass sich in allen Redaktionen eine »eher ungenügende Bereitschaft zur Distanzierung und kritischen Intervention« bemerkbar machte. »Je höher der politische Belastungsgrad der Redaktion, desto vehementer bekämpfte sie die Entnazifizierung und Internierung, desto gleichgültiger zeigte sie sich gegenüber der Milde der Spruchgerichtsurteile und desto pauschaler fielen ihre Integrationsangebote aus. Die Redakteure der HAZ übertrafen mit ihren Bemühungen sogar mehrmals Agitationsversuche von CDU-Politikern.« (S. 154). Der Täterbegriff wurde nur noch auf eine sehr kleine Gruppe bezogen. »Den Förderern einer umfassenden Amnestiepolitik in den Redaktionen der HAZ und HFP standen vorsichtig Zweifelnde und entschiedene Gegner in den Redaktionen des HE und der HVZ gegenüber, die ausdrücklich eine Grenze zwischen den ‚kleinen nominellen Mitgliedern‘ und den Wegbereitern, Trägern und Nutznießern und insbesondere den Angehörigen verbrecherischer Organisationen zogen. Und zwischen beiden Positionen lavierte die *Welt*« (S. 158). Abschließend betont Erdelmann, dass man zwar die Mehrheit der Mitläufer nicht grundsätzlich aus der Nachkriegsgesellschaft ausschließen konnte, man jedoch die Grenzen hätte enger ziehen können. Die Spielräume blieben ungenutzt, »das bürgerliche Selbstverständnis etwas mehr zu erschüttern und kompromittiere Personen länger und wirkungsvoller von einflussreichen Stellungen fernzuhalten.« (S. 160).

Lange behaupteten viele Menschen, von den Greultaten des »Dritten Reiches« nichts gewusst zu haben. Wie sah das aber bei Menschen in der unmittelbaren Nähe eines Konzentrationslagers aus? Und wie wird das Lager dort erinnert? Gesa Anne Trojan hat die lokale Erinnerung an das Konzentrationslager Neuengamme untersucht und damit eine breite Resonanz erreicht.¹¹ In diesem KZ wurden ungefähr 50 000 Häftlinge ermordet. Der in Neuengamme aufgewachsene Trojan (* 1984) gelang es gerade durch persönliche Kontakte 17 Interviews mit Neuengammer Dorfbewohnern und Dorfbewohnerinnen zu führen, die drei Alterskohorten zuzuordnen sind. Die erste Gruppe umfasste acht Männer und

11 Gesa Anne Trojan: Das Lager im Dorf lassen. Das KZ Neuengamme in der lokalen Erinnerung. München-Hamburg: Dölling und Galitz, 2014 (Hamburger Zeitspuren 10). – 160 S., 6 sw. Abb.: € 10, 00. Vgl. »Der Ort blieb ein Stigma«. In: TAZ Nord vom 6.9.2014, S. 43.

Frauen, die vor oder während des »Dritten Reiches« geboren worden sind, die zweite fünf in den fünfziger Jahren »Nachgeborene« und die dritte Gruppe vier Personen, die in den sechziger Jahren zur Welt kamen. Auch wenn dieses Sample nicht repräsentativ ist und sein soll, so bietet diese sehr reflektierte Studie doch einen wichtigen Einblick in die lokale, ländliche Erinnerungskultur.

Die Verfasserin hält fest, dass das Konzentrationslager und das Dorf Neuengamme als getrennte Einheiten wahrgenommen werden – das Konzentrationslager wird außerhalb der gedachten Lebenswelt verortet. Sprachliche Konstruktionen, wie der Terminus »Zebras« für die KZ-Häftlinge, ermöglichen eine Distanz zum Konzentrationslager. »Die floskelhafte Sprache der öffentlichen Erinnerung, die zu einer gesamtgesellschaftlichen Norm, zu einem Imperativ geworden ist, scheint hier (noch?) nicht auf der lokalen Ebene angekommen zu sein«, vermutet Trojan (S. 117). Zudem haben die Älteren keine konkreten Erinnerungen an die jüngeren Befragten weitergegeben, wohl aber, dass der Ort mit einem Unbehagen verbunden und gemieden wird. »Das Konzentrationslager Neuengamme existiert in der lokalen Erinnerung als unbewusster Habitus. In der bewusst wahrgenommenen, selbstverständlichen dörflichen Lebenswelt ist er jedoch ein blinder Fleck« (S. 120). Abschließend regt die Verfasserin an, »in zukünftigen Studien Ansätze lokaler und regionaler Erinnerung theoretisch weiter auszuarbeiten, um andere Erinnerungssubkulturen im Kleinen benennen und schließlich vergleichen« und sie in ein Verhältnis zur gesamtgesellschaftlichen Erinnerungskultur setzen zu können (S. 120).

Den Umgang der Stadt Hamburg mit dem ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme zwischen 1945 und 1985 hat Johann Klarmann in seiner Hamburger Dissertation herausgearbeitet.¹² Dass auf dem Gelände eine Gedenkstätte errichtet werden würde, war lange Zeit alles andere als sicher oder gar selbstverständlich. Klarmann schildert in seiner Untersuchung den langen Prozess, in dem die Mordtaten und Lebensbedingungen im Konzentrationslager mit seinen zahlreichen Außenlagern Schritt für

12 Johann Klarmann: Die erneute Demütigung, Hamburgs Umgang mit dem ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme 1945 bis 1985. Berlin: LIT, 2013 (Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte 33). – 273 S.: € 24, 80.

Schritt als Teil der Hamburger Stadtgeschichte akzeptiert wurden. Doch auch dann dauerte es noch zwanzig weitere Jahre, bis die KZ-Gedenkstätte ihre heutige Form erhielt und zu einem europäischen Gedenkort avancierte. Nach einem einführenden Abschnitt über Konzentrationslager in Hamburg, beschreibt Klarmann die frühen Denkmale für NS-Opfer in Hamburg – das für die Opfer nationalsozialistischer Verfolgung auf dem Hauptfriedhof Ohlsdorf sowie das zur Erinnerung an die ermordeten Hamburger Jüdinnen und Juden auf dem Jüdischen Friedhof in Ohlsdorf. In je eigenen Kapiteln werden die Strafvollzugsanstalten, die auf dem ehemaligen Gelände des Konzentrationslagers errichtet wurden, und die dortigen Denkmale (Gedenksäule 1953, Gedenkstätte 1965, Dokumentenhaus 1981, Denkmalschutz für das Gelände und den Erhalt des Klinkerwerkes) vorgestellt. Einen großen Stellenwert in der Studie nimmt zu Recht der späte Respekt für die Opfer ein – das lange Schweigen über Neuengamme, die Kontinuität in der Verwaltung, die Auswirkungen des Kalten Krieges und die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus und die Wahrnehmung der Dimension der Verbrechen.

Während der Nachnutzung des Konzentrationslagers als Internierungslager der britischen Besatzungsmacht wurden viele sichtbare Spuren verwischt, z.B. durch den Abriss des Krematoriums. Anschließend nutzte die Stadt Hamburg das Lager zur Erweiterung seiner überbelegten Strafvollzugsanstalten. Viele Jahre verweigerte sich die Hansestadt dem offenen Umgang mit diesem Teil ihrer Geschichte, der so gar nicht in das Selbstbild einer auch im »Dritten Reich« wirkenden liberalen hanseatischen Tradition passte. Letztlich, so Klarmann, war es der »fehlende Blick für die ungeheuerliche Dimension der Verbrechen und die fehlende Empathie mit den Opfern von Neuengamme«, der dafür sorgte, dass es fast vier Jahrzehnte dauerte, bis die Stadt sich uneingeschränkt zu diesem Bereich seiner Historie bekannte. »Außenpolitische Rücksichtnahme und das beharrliche Bemühen der Verfolgten und ihrer Verbände haben nach und nach ein Umdenken bewirkt. Unterstützt wurde diese Entwicklung ab Ende der sechziger Jahre und verstärkt in den siebziger und achtziger Jahren durch die jüngere, nicht unmittelbar durch die NS-Diktatur belastete Generation.« (S. 226). Erst durch die Eröffnung des Dokumentenhauses im Mai 1981 erhielten die ehemaligen Häftlinge und Angehörigen der in Neuengamme ermordeten Menschen einen Ort der Erinnerung und der

Trauer auf dem ehemaligen KZ-Gelände und waren dort willkommen. In einem Ausblick wird die weitere Entwicklung nach 1985 geschildert. Leider vermisst man in dieser wichtigen Arbeit ein Register.

Juden in Hamburg im »Dritten Reich«

Anmerkungen zu einer umfangreichen Darstellung und Edition

Rainer Hering

Die Veröffentlichungen von geschichtswissenschaftlich oder literaturwissenschaftlich wichtigen Quellen stellen wichtige Hilfsmittel nicht nur für Forschung und Lehre dar. Seit dem Zeitalter des Humanismus werden bedeutende Quellensammlungen erstellt und publiziert. Sie stellen in der Regel Texte zusammen, die von einer Person stammen oder einen Menschen, eine Institution, einen Zeitabschnitt, einen geographischen Raume, eine spezifische Textsorte oder ein spezifisches Thema betreffen. Genannt seien beispielsweise die Texte der Kirchenväter, Werkausgaben von Theologen, wie z.B. Martin Luther, oder die Monumenta Germaniae Historica.

Editionen folgen dabei wissenschaftlichen Kriterien und erläutern sorgfältig die Quelle, ihre Überlieferung, ihren Entstehungszusammenhang sowie Begriffe und textkritische Aspekte. Abkürzungen werden aufgelöst, Vermerke, Unterschriften(kürzel) und Zeichen entschlüsselt. Die Auswahl der Quellen wird begründet transparent gemacht. Ihre Transkription erfolgt nach einheitlichen Richtlinien; die Transkriptionen sind sorgfältig kollationiert worden. Der sachliche Kommentar trägt dazu bei, durch Angaben zu Personen, Orten, Begrifflichkeiten etc. die Quelle verständlich werden zu lassen.¹

Die ausgewiesene Historikerin Ina Susanne Lorenz, ehemalige stellvertretende Direktorin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg, beeindruckte 1987 mit einer umfangreichen zweibändige Darstellung und Dokumentation zur Geschichte der Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik.² Knapp drei Jahrzehnte später hat sie – zu-

1 Vgl. z.B. Bodo Plachta: Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte. Stuttgart 1997.

2 Ina Lorenz: Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik. Eine Dokumentation. Hamburg 1987, 2 Bde. (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 13). Vgl. Aus den Quellen. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte. Festschrift für Ina Lorenz zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Andreas Brämer, Stefanie Schüler-Springorum, Michael Studemund-Halévy (Studien zur jüdischen Geschichte 10). München-Hamburg 2005.

sammen mit dem Juristen Jörg Berkemann, ehemaliger Richter am Bundesverwaltungsgericht – eine Fortsetzung für die Zeit des »Dritten Reiches« bis 1938/39 in sieben gewichtigen Bänden vorgelegt. Als ausgewiesene Kenner der gedruckten und der archivischen Quellen sowie der Berichte von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen haben beide jetzt das Ergebnis ihrer langjährigen Recherchen in einer zweibändigen Monographie sowie einer fünfbandigen kommentierten und sorgfältig reflektierten Quellenedition präsentiert.³ Kein Zweifel: Damit liegt ein Standardwerk vor, das seinesgleichen sucht.

Juden in Hamburg im »Dritten Reich«

Zu Beginn des Jahres 1933 waren in den jüdischen Gemeinden von Hamburg, Altona und Wandsbek ungefähr 24.000 Mitglieder organisiert. Berkemann und Lorenz stellen deren Leben im »Dritten Reich« zwischen 1933 und 1938/39 in sozialer, politischer, institutioneller, wirtschaftlicher, religiöser und kultureller Hinsicht in dieser Dokumentation erstmals umfassend dar. Bestimmt wurde dieses Leben durch zunehmende Entrechtung, gesellschaftliche Diskriminierung, staatliche Unterdrückung und Verfolgung sowie durch den Verlust an humaner Solidarität durch die nichtjüdische Gesellschaft. Auf der anderen Seite standen das reiche jüdische Gemeindeleben mit seinen vielfältigen Aktivitäten der Selbsthilfe, seinen Vereinen, Organisationen und die Verteidigung der jüdischen Selbstachtung.

Die Monographie schildert auf 1 200 Seiten die Deutsch-Israelitische Gemeinde in Hamburg, wobei auch die Reichsvertretung der deutschen Juden dargestellt wird, die sozio-demografischen Entwicklungen der Hamburger Juden, die Organisationsstruktur der jüdischen Gemeinde, ihre Aufgabenfelder, die religiösen Strukturen, die jüdischen Nachbargemeinden in Altona, Wandsbek, Harburg-Wilhelmsburg, die Portugiesisch-Jüdische Gemeinde in Hamburg und den Verband der jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins und der Hansestädte von 1932 bis 1938. Eigene Ka-

3 Ina Lorenz; Jörg Berkemann: Die Hamburger Juden im NS-Staat 1933 bis 1938/39. Göttingen: Wallstein, 2016, 7 Bde. (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 45). – 4772 S., 108 Abb.: € 169, 90.

pitel analysieren die Rassenpolitik des nationalsozialistischen Staates, ihre Umsetzung in Form von Ausgrenzung und Stigmatisierung, die Felder der jüdischen Selbstbehauptung, das Arbeitsleben, die Wirtschaft und Finanzen, die Auswanderung aus Hamburg, das Schicksalsjahr 1938 mit den Verfolgungen, den Novemberpogrom und die Kindertransporte sowie abschließend die Identitäten der Hamburger Juden.

Die fünf Quellenbände zielen darauf ab, »ein erlässliches Bild der tatsächlichen jüdischen Lebenswelten in Hamburg zu zeichnen« (Band 1, S. 35). Die edierten Quellen stammen aus den Jahren 1933 bis 1938/39 – Memoiren und Editionen von Erinnerungstexten, Interviews oder erinnernde Berichte wurden in der Regel nicht aufgenommen. Mit »möglichst vielen Dokumenten« soll »ein hinreichend geschlossenes Bild der Geschehnisse« dargestellt werden (Band 1, S. 37). Mit Recht betonen die Herausgeber, dass die meisten der überlieferten Dokumente in einem bürokratischen Kontext entstanden sind und daher kaum verlässlich dokumentiert werden kann, was »der ‚normale‘ Hamburger Jude tatsächlich dachte«. »Die in den Dokumenten sichtbaren Verhaltensweisen sind daher vielfach interpretativ und damit auch für eine unterschiedliche Bewertung offen.« Aus diesen Gründen muss man vorsichtig sein, wenn man aus den vorhandenen Quellen auf die konkreten individuellen Lebensbedingungen schließen will (Band 1, S. 38).

Thematische Vielfalt

In der Edition wurden vorrangig Dokumente aufgenommen, die von Juden verfasst wurden oder sich an diese richteten. Grundsätzlich bezieht sie sich auf bislang nicht publizierte Unterlagen sowie auf die lokale jüdische Presse, wie z.B. das monatlich erscheinende *Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg*, das jedoch kaum auf innergemeindliche Auseinandersetzungen verwies (Band 1, S. 42). Die Hamburger jüdische Gemeinde war »ein religiöser Verband, der auf einen Mitgliederbestand von rund 20 000 Angehörigen administrativ ausgelegt war«. Die Herausgeber gehen davon aus, dass »die Hamburger Gemeinde und ihre Kultusverbände wichtige Bezugspunkte des individuellen Lebens der Hamburger Juden als ‚Juden‘ darstellen.« (Band 1, S. 46). Bei der Quellenauswahl wurde innerjüdischen Dokumenten »wegen der Authentizität der Darstel-

lung der editorische Vorrang gegeben«. Darüber hinaus galt es, Übereinstimmungen wie Interessengegensätze und Meinungsverschiedenheiten abzubilden (Band 1, S. 47).

Gegliedert ist die Edition in 58 Themenbereiche, in denen die Quellen chronologisch nach dem in ihnen dokumentierten Ereignis angeordnet sind: Zeitgenössische Reflexionen zur Situation der Hamburger Juden, Bevölkerungsstruktur und soziale Schicht, Organisations- und Rechtsstrukturen der Gemeinde, deren Vorstand und Repräsentanten-Kollegium, Finanzen und Steuern, Sozialwesen und Sozialfürsorge, Ausbildung und wirtschaftliche Selbsthilfe, jüdisches Schulwesen, Jugendarbeit der Gemeinde, Begräbniswesen und Friedhöfe, das Israelitische Krankenhaus, Kultus und Kultusverbände, Kulturinstitutionen, die Portugiesisch-Jüdische Gemeinde, die Hochdeutsche Israeliten-Gemeinde zu Altona, die Jüdische Gemeinde zu Wandsbek, die jüdische Gemeinde Harburg-Wilhelmsburg, der Verband der jüdischen Gemeinden Schleswig-Holsteins und der Hansestädte (1933–1938), die Reichsvertretung der deutschen Juden, die aufgekündigte Akkulturation, das kulturelle und geistige Leben, religiöse Lebensführung, Abwehr des Antisemitismus, jüdische Frauen, jüdische Jugend, jüdische Vereine, die jüdische Sportbewegung, Zionismus, der Vaterländische Bund und der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, Vereine nationalkonservativer deutscher Juden, jüdisches Wirtschaftsleben, Auswanderung, Haavara-Paltreu-Altreu, die antisemitische Apartheidpolitik der NSDAP, nationalsozialistische Familien und Rassepolitik, der Kampf um den Status, »Mischehe« und »Mischlinge«, Berufseinschränkungen und -verbote, Wirtschafts- und Erwerbsleben, der Boykott und die ausländischen Reaktionen, die Begrenzung der Vermögensfreiheit, das Devisenrecht als Instrument der Repression, »Arisierungen« und Enteignungen, nationalsozialistische Schul-, Jugend- und Sportpolitik, Juden an der Universität, die Verdrängung der Juden aus dem Kulturleben, die strafrechtliche Verfolgung von Juden, gerichtliche Verfahren mit »jüdischem Hintergrund«, staatliche Überwachung und Einschränkungen, öffentliche Fürsorge, Ausgrenzung und Stigmatisierung, Ausbürgerung und Ausweisung, der Novemberpogrom 1938 und dessen unmittelbare Auswirkungen, die Ideologisierung der Bevölkerung und die Diskriminierung der Juden, Denunziationen, die »Nichtarier« und die evan-

gelische Kirche. Diese Auflistung zeigt ausdrücklich die Vielfalt dieser eindrucksvollen Edition.

Editionsgrundsätze

Die Kopfregeisten der publizierten Quellen enthalten neben der laufenden Nummer eine den Inhalt schlagwortartig charakterisierende Überschrift und das Bezugsdatum des historischen Ereignisses sowie den Fundort. »In der Regel wird der Text mit Absender, Adressat, Aktenzeichen etc. vollständig ediert.« Die Form der Quelle (Entwurf, Abschrift, Durchschrift) wurde nur dann benannt, wenn dies »für das einordnende Verständnis bedeutsam sein kann.« »Die Typographie der Dokumente hält sich möglichst genau an das Original, ohne dabei allerdings das Ziel einer streng editorischen Werktreue zu verfolgen« (Band 1, S. 48). In den Anmerkungen werden von den Herausgebern sachliche und personelle Zusammenhänge erläutert, sofern dies für das Verständnis des Dokuments erforderlich ist.

Der siebte Band rundet das Gesamtwerk ab. Er enthält je ein Dokumenten- und Tabellenverzeichnis, Literaturhinweise sowie ein nützliches Glossar sowie ein Register, das die Texte vorzüglich erschließt.

Evangelische Landeskirche und Juden

Erfreulicherweise wird in der Monographie das Verhalten der Hamburger Kirchen gegenüber den Juden in einem eigenen Kapitel thematisiert und in der Quellenedition besonders berücksichtigt.⁴ Festgehalten wird darin

4 In der Literaturangabe zum Altonaer Bekenntnis (S. 661, Anm. 768) kann noch ergänzt werden Claus Jürgensen: Das Altonaer Bekenntnis vom 11. Januar 1933 (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte 56). Husum 2013. Zum Hamburger Judenmissionar James Craig (Band VI, S. 758, Anm. 16) siehe: Nicholas M. Railton: James Craig (1818–1899). Judenmissionar – Evangelist – Gemeindegründer (Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte 58). Husum 2013.

Nicht zutreffend ist die Aussage, dass der Senior Karl Horn (1869–1960) Landesbischof war (Band VI, S. 745, Anm. 2) und dass das Amt des Seniors 1933 lediglich umbenannt worden sei (ebd., Anm. 3). Theologisch wie kirchenrechtlich unterschieden sich beide Ämter gravierend, vgl. Rainer Hering: Das Führerprinzip in der

u.a., »dass die Hamburgischen Christen in ihrer überwiegenden Mehrheit einen rassistischen Antisemitismus gegenüber ihren Glaubensbrüdern jüdischer Herkunft ablehnten. Gleichwohl vermieden sie und in erster Linie ihre berufene Führungselite betont sorgfältig, sich schriftlich oder durch den Erörterungskonvent festzulegen.« (Band 1, S. 670). »Dass ein Glaubensjude auf verständnisvolle Hilfe hoffen durfte, war bei dieser Sicht nahezu mit Gewissheit auszuschließen [...] Selbst der Novemberpogrom 1938 gab Vertretern der Bekennenden Kirche, wie etwa dem Pastor von Hamm, Bernhard Heinrich Forck (1893–1963), offenbar keinen Anlass, sich in ihren gemeindlichen Predigten öffentlich auf die Seite der verfolgten Juden zu stellen« (Band 1, S. 671). »Die offizielle Hamburger Kirche schieg auch zu Rassentrennung aufgrund der ‚Nürnberger Gesetze‘, zur Namensänderung mit den zwangsweise Zunamen Israel und Sara im August 1938, zur sogenannten Polenaktion vom Oktober 1938, zum Pogrom vom November 1938 oder später im September 1941 zur brandmarkenden Einführung des ‚Judensterns‘ und ab Oktober 1941 zu den Deportationen.« (Band 1, S. 673).

Im Fokus stand im »Dritten Reich« gerade die Judenmission, für die sich der »Verein für evangelische Judenmission« in Hamburg einsetzte, die von den Deutschen Christen aufgrund ihres Antisemitismus abgelehnt wurde. Die 1862 entstandene Jerusalem-Gemeinde – seit 1912 an der Schäferkampsallee – wurde nach 1933 zur Anlaufstelle für getaufte Juden, die sogenannten »Judenchristen«. Die Pastoren und Missionare der Gemeinde waren in der Regel getaufte Juden; sie halfen Verfolgten bei der Auswanderung. Daher versuchte die Hamburger NSDAP, deren Tätigkeit innerkirchlich untersagen zu lassen. Entsprechende Dokumente aus einer Akte betreffend den Verein für evangelisch-lutherische Judenmission e.V. in Hamburg sind in der Edition publiziert.⁵

Hamburger Kirche. Vor 70 Jahren: Amtseinführung des ersten Hamburger Landesbischofs am 11. Juni 1933 (Veröffentlichungen des Archivs des Kirchenkreises Althamburg, 18). Hamburg 2003, 2. Aufl. 2004; ders.: Bischofskirche zwischen Führerprinzip und Luthertum. Die Evangelisch-lutherische Kirche im Hamburgischen Staate und das »Dritte Reich«. In: Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte. Mitteilungen 23/2005, S. 7–52.

5 Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland. Landeskirchliches Archiv Kiel, Bestand 32.01 Kirchenrat Nr. 2949. Ina Lorenz hat diese Akte am 11. Juni 2004 eingesehen. In der Edition finden sich diese Quellen in Band VI, S. 743–768.

Zweifelhafte Verfasserschaft

In diesem Zusammenhang überrascht die Aussage der Herausgeber, dass aus edierten Briefen, die dem liberalen und demokratisch eingestellten Nikolai-Hauptpastor Heinrich Jakob Hartwig – genannt Heinz – Beckmann (1877–1939) zugeschrieben werden, »eine offenkundig judenfeindliche Einstellung des Hauptpastors«, ja sogar »ein erstaunliches Maß an innerparteilicher Vertrautheit des als liberal geltenden Hauptpastors von St. Nikolai« interpretiert wird (Band I, S. 675). Mehr noch: »Ein von ihm im Sommer 1935 an die Gaupropagandastelle der NSDAP verfasstes Schreiben zeigt, dass er inzwischen der NSDAP beigetreten war« (Band VI, S. 746, Anm. 4).

Überzeugter Demokrat: Heinz Beckmann

Wer ist der von Berkemann und Lorenz ausgemachte Verfasser dieser Briefe? Heinz Beckmann war einer der wenigen engagierten Demokraten in der Hamburger Landeskirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Theologinnen und Sprecher der liberalen Fraktion in der Synode. 1899 legte er das theologische Examen ab und arbeitete zunächst als regional zuständiger Hilfsredakteur für die angesehenere liberalprotestantische Zeitschrift *Christliche Welt*. 1910 wurde er zum Pastor an der Marktkirche in Wiesbaden ernannt, zehn Jahre später übernahm er das Hauptpastorat an der Hamburger St. Nikolai-Kirche, an der er bis zu seinem Tode engagiert wirkte. Der beliebte und begabte Redner widmete sich vor allem ethischen sowie religionsphilosophischen Problemen und behandelte vielfach Grenzgebiete von Theologie und Literatur. Zentrales Thema war für ihn das Alte Testament, dem er sich von der religionswissenschaftlichen Seite zuwandte.⁶ In der Synode und im Kirchenrat leistete er intensive Arbeit. Sein Anliegen waren die Probleme einer modernen Großstadtkirche, die er nicht verdrängt, sondern gelöst wissen wollte. Von 1924 bis 1933 gab er die *Hamburgische Kirchenzeitung* heraus, durch die er weite Teile der Kirchenmitglieder erreichen konnte. In der Schulpolitik, in der er sich sehr engagierte, verfolgte

⁶ Ferdinand Ahuis: Getrenntes zusammenbringen. Hamburger Hauptpastoren von St. Nikolai in ihrem Verhältnis zu Altem Testament und Judentum (1524–1939) (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs 28). Hamburg 2017.

er gutnachbarliche Beziehungen zwischen dem sozialdemokratisch beeinflussten Staat und der lutherischen Kirche. Damit stand er gegen den konservativen Flügel um den »Evangelischen Elternbund«, der einen härteren Kurs gegenüber der staatlichen Seite fahren wollte.

In den zwanziger Jahren setzte Beckmann sich insbesondere dafür ein, dass auch Frauen nach dem Theologiestudium beide kirchliche Examina ablegen und in den kirchlichen Dienst übernommen werden konnten. Dass sie – wie er es gefordert hatte – auch ordiniert und gleichberechtigt neben den Pastoren tätig werden sollten, war jedoch weder in Hamburg noch sonst in einer anderen deutschen Landeskirche zu diesem Zeitpunkt mehrheitsfähig. Mit seiner Unterstützung gelang es aber, 1927 ein Pfarramtshelferinnen-Gesetz durchzusetzen, das den Theologinnen nach Ablegung beider Examina eine Tätigkeit mit eingeschränkten Rechten ermöglichte. In seine eigene Gemeinde holte er 1926 aus Wiesbaden Margarete Braun (1893–1966), die in Hamburg das zweite Examen ablegte und bis 1934 als Pfarramtshelferin an St. Nikolai arbeiten konnte. Ein weiteres zentrales Anliegen war die Ausbildung des theologischen Nachwuchses zu Geistlichen und Religionslehrern. In seiner Eigenschaft als Hauptpastor lehrte er – der 1923 den theologischen Ehrendoktor der Kieler Universität erhielt – seit dem Wintersemester 1921/22 am Allgemeinen Vorlesungswesen der Hamburger Universität und von 1931 bis 1934 unterrichtete er Altes Testament im Rahmen der Religionslehrausbildung an der Philosophischen Fakultät.

Die Machtübertragung an die Nationalsozialisten sah Beckmann mit großer Sorge, am Ende einer Vorlesung bezeichnete er den 30. Januar 1933 als Ende des »Zeitalters der Kultur«. Bei der Einführung des Bischofsamtes 1933 wurde er entgegen der Tradition der Anciennität wegen seiner liberalen Haltung übergangen und verlor fast alle öffentlichen Wirkungsmöglichkeiten.⁷

7 Rainer Hering: Beckmann, Heinrich Jakob Hartwig. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz. Fortgeführt von Traugott Bautz. Bd. XVII. Herzberg 2000, Sp. 60–94; ders.: Beckmann, Heinrich (Heinz) Jakob Hartwig. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Band 1 Hamburg 2001, S. 39–40; ders.: Beckmann, Heinrich (Heinz) Jakob Hartwig. In: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck. Band 13 Neumünster 2011, S. 32–34.

Analyse

Sehr überrascht angesichts dieser Vita die Folgerung der Autoren Berkemann und Lorenz, dass aufgrund eines Schreibens Heinz Beckmann NSDAP-Parteimitglied geworden sein soll. Angesichts der dargestellten und in der Forschung klar belegten theologisch liberalen und politisch demokratischen Auffassungen Beckmanns müsste eine solche Schlussfolgerung weiter belegt werden. Doch darauf verzichten die Herausgeber. Hier wäre zumindest eine Anfrage beim Bundesarchiv Berlin zur Prüfung der NSDAP-Mitgliederkartei (Berlin Document Center) erforderlich gewesen. Dort sind jedoch keine Unterlagen nachweisbar.⁸ Angesichts der nach dem 1. Mai 1933 verfügten und erst 1937 aufgehobenen Aufnahmesperre der NSDAP hätte ein Beitritt, der aufgrund eines Briefes aus dem Jahr 1935 vermutet wird, schon im Frühjahr 1933 erfolgt sein müssen. Doch gerade in dieser Zeit war Heinz Beckmann aufgrund seiner demokratischen Auffassungen kirchlich weitgehend aus seinen öffentlichen Funktionen verdrängt worden.⁹ Dieser offensichtliche Widerspruch wird von den Autoren leider nicht thematisiert, ebenso wenig führte er dazu, die eigene Interpretation infrage zu stellen.

Wenn man sich die edierten Schreiben genauer ansieht, so ist festzustellen, dass kein Name als Verfasser ausgeschrieben wird. Die in der Akte befindlichen Durchschläge der Briefe sind am Ende lediglich mit dem Buchstaben »B.« unterzeichnet, was im Schriftverkehr durchaus üblich war. Diese Abkürzung wird von Berkemann und Lorenz mit »Beckmann« aufgelöst und auf Heinz Beckmann bezogen.

Einen Hinweis auf den Verfasser bietet der Briefkopf, der leider nicht vollständig ediert ist. Als Geschäftszeichen wird dort die Abkürzung »Dr.

8 Freundliche Mitteilung des Bundesarchivs Berlin (Heinz Fehlauer) vom 13. Juni 2016.

9 Dazu ausführlich Rainer Hering: Heinz Beckmann und die »Hamburgische Kirchenrevolution« (Veröffentlichungen des Archivs des Kirchenkreises Hamburg-Ost 1). Hamburg 2009 ders.: Liberale Theologen: Heinz Beckmann über Otto Baumgarten und Christian Chalybaeus. Edition und Kommentierung von zwei Texten aus dem Jahr 1934. In: Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte 3 (im Druck).

B./F.« angegeben.¹⁰ Der erste Teil gibt die Verfasserschaft an, der zweite das Sekretariat. Die Angabe »Dr. B.« kann nicht Heinz Beckmann bedeuten, da dieser über einen theologischen Ehrendoktor verfügte, der allerdings mit »D.« und nicht mit »Dr.« abgekürzt wurde. Zwar hat Beckmann auch Vertretungsfunktionen für den nationalsozialistischen Landesbischof Franz Tügel (1888–1946) übernommen, er war allerdings nicht im Landeskirchenamt tätig. Als Oberkirchenrat wirkte dort im Jahr 1935 jedoch Dr. phil. Karl Boll, auf den das Kürzel hindeutet.¹¹

Aufgrund dieser formalen Indizien kann begründet angenommen werden, dass nicht Heinz Beckmann, sondern der Oberkirchenrat Dr. phil. Karl Boll (1898–1991) Verfasser der hier publizierten Briefe war. Zudem passen die Schreiben auch inhaltlich zu Boll:

Überzeugter Nationalsozialist: Dr. phil. Karl Boll

Karl Boll war einer der herausragenden Nationalsozialisten in der Hamburger Landeskirche.¹² Der Sohn eines Hoteliers nahm ab 1915 als Freiwilliger beim Dragoner Regiment am Ersten Weltkrieg teil, wobei er schwer verletzt wurde und erst im Januar 1919 aus dem Lazarett entlassen werden konnte. Im September 1919 legte er an der Oberrealschule am Dom in Lübeck das Abitur ab. Anschließend studierte er Evangelische Theologie in Kiel, Tübingen, Rostock und Bethel. 1923 arbeitete er als

10 Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland, Landeskirchliches Archiv Kiel, Bestand 32.01 Kirchenrat Nr. 2949, Bl. 27, Dr. B./F. an NSDAP Gauleitung HH Staatsrat Dr. Becker 28.02.1935; Bl. 28, Dr. B./F. an Pg. Dietz Gaupropagandastelle Hamburg 23.07.1935.

11 Hamburger Adressbuch 1935 I. Abschnitt S. I/47 (<http://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh-adress/digbib/view>, eingesehen am 08.06.2016).

12 Hierzu und zum Folgenden: Rainer Hering: Vom Seminar zur Universität. Die Religionslehrerausbildung in Hamburg zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik. Hamburg 1997, bes. S. 137, 184, 189f; ders.: Boll, Karl Friedrich Wilhelm. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Band 4. Göttingen 2008, S. 55f; Matthias Graf: Dr. phil. Karl Wilhelm Friedrich Boll. Ein »Deutscher Christ« in Hamburg. Staatsexamensarbeit Hamburg 2002; Victoria Overlack: Zwischen nationalem Aufbruch und Nischenexistenz, Evangelisches Leben in Hamburg 1933–1945 (Forum Zeitgeschichte 18). München-Hamburg 2007, bes. S. 271–285 und S. 440.

Erzieher in Mecklenburg. Am 15. November 1924 wurde er in Rostock mit einer Arbeit über Arthur Schopenhauer (1788–1868) zum Dr. phil. promoviert. Am 31. März 1927 legte er in Hamburg die erste theologische Prüfung ab und bestand zwei Jahre später das zweite theologische Examen. Am 21. April 1929 wurde Boll in Hamburg-St. Nikolai durch Hauptpastor Heinz Beckmann ordiniert und arbeitete anschließend als Hilfsprediger am Allgemeinen Krankenhaus Eppendorf. Am 13. Juni 1930 wurde ihm der Titel »Pastor« verliehen, am 3. April 1932 erhielt er dort eine Pastorenstelle, die er bis zum Kriegsende behielt.

Im März 1933 trat Boll der NSDAP bei, der er bis zum September 1944 angehörte, und schloss sich den »Deutschen Christen« (DC) an, zu deren führenden Vertretern in Hamburg er aufstieg. Boll pflegte engen Kontakt zum nationalsozialistischen Bürgermeister Carl Vincent Krogmann (1889–1978). Am 5. September 1934 ernannte Landesbischof Franz Tügel Boll aufgrund politischer Fürsprache zum Oberkirchenrat im Nebenamt. Diese Funktion übte er bis zum 18. September 1936 aus, als Tügel ihn wieder abberief. Die höheren Bezüge und der Titel »Oberkirchenrat a.D.« wurden ihm weiterhin gewährt. Tügel begründete diesen Schritt mit dem fehlenden Vertrauen in der Pastorenschaft und der engen Verbindung Bolls mit dem »Bund für deutsches Christentum« und dessen Engagement für die radikale Thüringer Richtung der DC. Er galt als Vertreter der »nationalkirchlichen« Richtung, die Tügel vom lutherischen Standpunkt aus als »bekenntniswidrig« einstufte. In einer Schulung hatte Boll behauptet, dass Paulus im Galaterbrief »die arische Welt nicht vom jüdischen Christentum überfremdet wissen« wollte.¹³ 1936 soll er belastendes Material über den späteren Bischof Karl Witte (1893–1966) an die Redaktion der SS-Zeitung *Schwarzes Korps* weitergeleitet haben, um ihm zu schaden. Auch werden ihm zahlreiche Denunziationsbriefe an die Gestapo in seiner Funktion als Oberkirchenrat angelastet. Die NSDAP-Gauleitung sprach Boll nach seiner Entbindung von dieser Funktion öffentlich ihr Vertrauen aus. Ende 1936 zog Boll sich aus der Führungsgruppe der DC in Hamburg zurück und gründete im Januar 1937 die radikale »Kampf-

13 Zitiert nach Heinrich Wilhelmi: Die Hamburger Kirche in der nationalsozialistischen Zeit 1933–1945 (Arbeiten zur Geschichte des Kirchenkampfes, Ergänzungsreihe 5). Göttingen 1968, S. 156.

gruppe der Kommenden Kirche«, was zum Ausschluss aus den DC führte.

Im Februar 1940 wurde Boll als Psychologe zum Heeresdienst einberufen und am 9. Mai 1940 zum Kriegsverwaltungsrat, am 1. März 1941 zum Regierungsrat der Reserve ernannt. Im März 1943 wurde er zum aktiven Kriegsdienst einberufen und war zeitweise in Norwegen stationiert. Wegen angeblich defätistischer Äußerungen wurde er im September 1944 denunziert und am 19. Januar 1945 zu fünf Jahren Zuchthaus in der Festung Torgau verurteilt; drei Monate später geriet er in amerikanische Gefangenschaft und wurde aus gesundheitlichen Gründen schnell entlassen. Psychologische Gutachten 1945 und 1956 ergaben, dass Boll seit seiner schweren Verwundung im Jahr 1917 an einer depressiven Psychose leide und starken Stimmungsschwankungen unterworfen sei bzw. es zu krankhaften Störungen der Geistestätigkeit komme.

Zum 1. Dezember 1945 wurde er als einziger Hamburger Pastor dauerhaft wegen seines nationalsozialistischen Engagements in den Ruhestand versetzt und nicht wieder reaktiviert; seine Ruhestandsbezüge bemaßen sich am Gehalt eines Oberkirchenrates. Erst nach juristischen Auseinandersetzungen räumte er 1950 sein Pastorat in Lokstedt, das im »Dritten Reich« von einer zur Emigration gezwungenen jüdischen Familie erworben worden war.

Von 1952 bis 1955 war er als Psychologe im staatlichen Prüfungsamt für den öffentlichen Dienst in Hamburg tätig, wobei er seine Parteizugehörigkeit verschwiegen hatte. Ab 1957 arbeitete er für das Kieler Innenministerium als Sachverständiger bei Auswahlverfahren. Boll lebte später in Reinbek und widmete sich im Ruhestand literaturwissenschaftlichen Forschungen, insbesondere über Theodor Storm (1817–1888).

Editorische Folgerungen

Die Zuordnung der abgedruckten Briefe zu Karl Boll als Verfasser ist daher auch inhaltlich deutlich überzeugender als zum liberalen Hauptpastor Heinz Beckmann, der nachweislich kein NSDAP-Mitglied war. Deutlich wird an diesem Beispiel, wie wichtig gründliche Recherche ist, um eine verlässliche Edition vorzulegen. Dazu gehört auch der Abdruck von Ge-

schäftszeichen und Vermerken. Gerade bei Zweifelsfällen oder im Vergleich zur vorliegenden Literatur abweichenden Vermutungen ist eine besonders sorgfältige Prüfung erforderlich. Die Archivwissenschaft und die Historischen Grundwissenschaften, vor allem die Aktenkunde, bieten dafür ein solides methodisches Rüstzeug.

Trotz dieser Monita bleibt es dabei, dass Ina Lorenz und Jörg Berkemann in jahrzehntelanger Arbeit ein verdienstvolles Werk vorgelegt haben, dem weitere, überarbeitete Auflagen zu wünschen sind.

Barry C. Hyams

Richard Albrecht

Dieses Fundstück erinnert an Barry Hyams, der Anfang der 1970er Jahre in Marburg (Lahn) die Forschungsstelle für Arbeitermigration und, Ende der 1970er Jahre, das Kindheitsmuseum (mit)begründete.

Lexikalisches

Auch Barry musste von irgendwas leben. Er übersetzte. Etwa Eric Hobsbawms zuerst deutsch 1962 erschienene *Sozialrebell* (Letztaufgabe 1979). Oder Erich Fromms zuerst deutsch 1963 erschienen *Menschenbild bei Marx* (Letztaufgabe 1988, jeweils mit Dr. Renate Müller-Isenburg). Er wollte, weil es damals dort gehen sollte, in Hellas überleben. Barry wurde im Zusammenhang mit dem Militärputsch 1967 aus Griechenland ausgewiesen, kam nach Deutschland zurück, nach Marburg (Lahn) und ins SDS-Umfeld, betrieb 1968 den APO-örtlichen »Club Voltaire«. Barry war 1977 mit seiner Dissertation über das Irland des 19. Jahrhunderts mit seiner Großen Hungersnot (*An Gorta Mór; The Irish Potatoe Famine, 1845–1848*) der letzte Doktorand des Soziologen Heinz Maus am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Philipps-Universität Marburg (PUM: FB 03). Die gemeinsam mit Lebensgefährtin Dr. Helge-Ulrike Peter (später Hyams: Erziehungswissenschaftlerin und Professorin an der Universität Bremen) 1973 gegründete Marburger Forschungsstelle für Arbeitermigration mit ihrer Schriftenreihe blieb trotz der dort erschienenen sechs Bände, darunter deutsch-italienische Emigrantenbriefe, Episode – nicht aber das wiederum gemeinsam mit ihr 1979 in Marburg gegründete und von Barry betriebene erste Kindheitsmuseum in der Hüterschen Villa am Barfüßertor. Es bestand bis Ende 2008 und sollte, nicht zuletzt mittels einer Spezialsammlung jüdischer Kinderbücher, Einblicke in Kindheiten der letzten beiden Jahrhunderte vermitteln.

Persönliches

Ich traf Barry Anfang 1972 gegen Ende meines Marburger Winter(semesters) 1971/72. Über diese Monate schrieb ich einem in Köln lebenden

Hamburger Genossen Ende Februar 1972 in einem einzeilig-vierseitigen Brief über meine Erfahrungen am dortigen Fachbereich im allgemeinen »und besonders im Bereich der Politikwissenschaft«, in welchem Fach ich mit einer Studie zur »Sozialfaschismustheorie der Kommunistischen Partei Deutschlands« zum Dr.phil. hätte promovieren wollen: »wenig öffentliche, demokratische Diskussion über praktische Entscheidungsprozesse [...], bloße Akklamation für Entscheidungen ([...] der Lehre, der Forschung, der Organisation), die eh vorher gefällt sind, recht geringes [...] öffentlich ausgewiesenes Herangehen an diese Probleme, wenig Grundlegung für öffentlich-demokratische Entscheidungsprozesse in den Veranstaltungen. Die Gefahr ist klar: mögliche Selbstaustrocknung, kaum lebendige Auseinandersetzung [...] im wissenschaftlichen Bereich, ewiger Zugzwang-Circulus-Vitiosus, manchmal mit dem politischen Beigeschmack des klandestin arbeitenden sozialistischen Überkaders, also: Gefahr der sektiererischen Verengung.«

Barry galt im Marburger SDS als Mann fürs Grobe und Beschaffer – und als jemand, der mit Waffen umgehen konnte. Er half mir einmal praktisch als sonst nichts mehr ging. Bei märzlichen Waldspaziergängen erzählte Barry von seiner Zeit in der britischen Rheinarmee, von der nach Osten verschobenen Schlächtergrenze beim faschistischen Völkermord(en) während des Zweiten Weltkriegs, von seiner letzten Zugfahrt in Griechenland, von Arbeitsmigranten, ihren Hoffnung und Enttäuschungen, von Londoner Dockern, ihrem Streik und warum 1968 britische Arbeiter und Gewerkschafter für den als rechts(extrem) geltenden intellektuellen Tory Enoch Powell demonstrierten. Der Kontakt riss nach dem aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Prinzip bald ab. Später las ich Barrys Dissertation und den Nachruf auf seinen Doktorvater. Als ich im Frühjahr 2008 versuchte, ihn zu erreichen, um anstatt einen der immergleich-beliebigen Professoralvortragler ihn, Barry (auch Barry C. oder Charles Barry) Hyams zu einer öffentlichen Rede nach Bonn einladen zu lassen, konnte ich Barry nicht mehr erreichen. Er soll, zweiundsechzigjährig, 1994 in Marburg (Lahn) gestorben sein.

Nachlesbares

Charles Barry Hyams; Helge-Ulrike Peter (Hg.): *Lettere di emigrati ai compagni del Mezzogiorno d'Italia / Emigrantenbriefe*. Marburg/Lahn 1974, 134 S. (= Schriftenreihe der Forschungsstelle für Arbeitermigration 2)

Dies.: *Arbeitermigration. Beiträge zu Problemen der Arbeitskräftewanderung nach Westeuropa*. Marburg/Lahn 1975, 279 S. (= Schriftenreihe der Forschungsstelle für Arbeitermigration 3)

Bernhard Kayser: *Zyklisch bedingte Heimkehr von Arbeitsemigranten*. [Deutsche Ausgabe von C. B. Hyams; H.-U. Peter im Auftrag der OECD] Marburg/Lahn 1975, 114 S. (= Schriftenreihe der Forschungsstelle für Arbeitermigration 5)

Charles Barry Hyams: *Irland im 19. Jahrhundert*. Marburg/Lahn 1977, IX/422 S. (= Schriftenreihe der Forschungsstelle für Arbeitermigration 6)

Ders.: Heinz Maus; in: *Marburger Zeitung*, 2 (1978) 12, S. 16–17

Ders.; Helge-Ulrike Hyams: *Marburger Kindheitsmuseum*, Selbstverlag, Marburg 1983, 152 S.; s. auch <http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/region/marburger-kindheitsmuseum-auf-den-harten-baenken-der-zwergschule-1433561.html> [und] <http://www.marburger-kindheitsmuseum.de/>

BIBLIOTHEK, ARCHIV UND INFORMATION

»Wir sind Teil eines großen Werkes, das über jeden einzelnen Lesenden hinaus weist.« Prominente Begegnungen mit Büchern und Bibliotheken. Hrsg. von Georg Ruppelt. Hannover: Georg Wilhelm Leibniz Bibliothek, 2015. – 224 S., zahlr. sw u. farb. Abb.: € 14,90

Zum 350-jährigen Bestehen der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek 2015 und zum 300. Todestag ihres Namensgebers 2016 hat die Bibliothek viele Persönlichkeiten aus dem deutschen Sprachraum aus den Bereichen Wirtschaft, Sport, Kultur, Wissenschaft und Medien angeschrieben und um einen Text über ihre Begegnungen mit Büchern und Bibliotheken gebeten. 48 zum Teil sehr persönliche Texte sowie eine künstlerische Gestaltung sind in diesem Band publiziert und zeigen ein breites Spektrum von Eindrücken und Erfahrungen. Zu den Beitragenden zählen u.a. Torsten Albig, Marc Bator, Volker Bouffier, Edelgard Bulmahn, Karl Dedecius, Malu Dreyer, Hans Magnus Enzensberger, Julia Franck, Monika Grütters, Barbara Hendricks, Eckart von Hirschhausen, Horst Köhler, Hannelore Kraft, Norbert Lammert, Ursula von der Leyen, Heiko Maas, Thomas de Maizière, Reinhard Kardinal Marx, Andrea Nahles, Bodo Ramelow, Wolfgang Schäuble, Friedrich Schorlemmer, Gerhard Schröder, Manuela Schwesig, Horst Seehofer, Frank-Walter Steinmeier, Uwe Tellkamp, Johanna Wanka, Stephan Weil und Christian Wulff. Eine Übersicht über prominente Bibliothekarinnen und Bibliothekare rundet den Band ab. Man darf dem Fazit des Herausgebers zustimmen: »Bibliotheken sind aber seit langem nicht nur Wissensspeicher. Sie sind lebendige, der Welt zugewandte Stätten des geistigen Austausches, des Forschens, Lehrens und Lernens. Sie sind Orte der Bildung, des kulturellen und wissenschaftlichen Transfers in der Region ebenso wie sie Portale öffnen zu Informationen weltweit. Bibliotheken stehen für die Kommunikation zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.« (S. 224).

Rainer Hering

Hartmut Walravens. Rückblick auf ein Leben für die Wissenschaft. Asien – Osteuropa – Bibliographie – Bibliotheken – Geschichte – Kunst und Literatur. Bibliographie zum 65. Berlin: Simon Verlag für Bibliothekswissen, 2011. 223 S., Ill.: € 18,00

Auf den vorliegenden Band ist der Rezensent erst spät gestoßen. Hartmut Walravens' bibliographischer *Rückblick auf ein Leben für die Wissenschaft* ist bereits 2011 aus Anlass seines 65. Geburtstages erschienen. Da aber Bücher, wie diese ebenso stupende wie nützliche Selbstdokumentation im informationstechnischen Zeitalter nur allzu leicht übersehen und – wenn ich recht sehe – auch nur äußerst selten besprochen werden, sei ein kurzer Hinweis darauf noch gestattet. Hartmut Walravens, promovierter Sinologe, ab 1970 im Bibliotheksdienst, von 1986 bis 2009 Leiter der Abteilung für Überregionale Bibliographische Dienste der Berliner Staatsbibliothek, gehört zur aussterbenden Spezies der forschenden Bibliothekare, die bedeutende Beiträge sowohl in ihrer Fachdisziplin als auch in ihrem Berufsfeld vorgelegt haben. Von dieser – positiv verstandenen – Janusköpfigkeit seines Schaffens und einer Produktivität, die durch das Adjektiv ‚unbändig‘ nur unzureichend bezeichnet ist, zeugt dieses Schriftenverzeichnis mit beeindruckenden 1121 chronologisch verzeichneten Veröffentlichungen aus den Jahren 1970 bis 2011. Die berufliche Sphäre repräsentieren dabei die zahlreichen Publikationen, die mit den dienstlichen Aufgaben des leitenden Bibliotheksbeamten zusammenhängen, der u. a. für die Zeitschriftendatenbank (ZDB), die Internationale ISBN-Agentur¹ und die Herausgabe der *Internationalen Bibliographie der Bibliographien 1959–1988* (12 Bde., 1998–2005) zuständig war und auf internationaler Ebene die Arbeit der International Federation of Library Associations and Institutions (IFLA) zu bibliothekarischen Erschließung von Zeitschriften und Zeitungen koordinierte. Den offenbar mit Ausdauer und Leidenschaft betriebenen bibliothekarischen ‚Pflichtaufgaben‘ entspricht als ‚Kür‘ die rastlose Tätigkeit des fachlich versierten Ostasienforschers, der seit seiner Kölner Dissertation über *Die Deutschland-Kenntnisse der Chinesen*

1 Für eine kurze Geschichte der Internationalen Standardbuchnummer, deren internationale Agentur 2006 aus der Berliner Staatsbibliothek nach London verlagert wurde, vgl. Hartmut Walravens: ISBN – International Standard Book Number. Bibliography. Literature on the ISBN an ISMN (International Standard Music Number) from all over the World. Berlin: Simon-Verlag, 2010.

(bis 1870) zahllose Beiträge, Editionen, Übersetzungen sowie oft umfangreich annotierte Bibliographien zur chinesischen Kultur-, Literatur-, Buchgeschichte mit Schwerpunkt auf der Qing(Mandschu)-Dynastie (ca. 1616–1912) veröffentlichte. Daneben nahm Walravens zunehmend die Geschichte der Ostasienwissenschaften seit dem 17. Jahrhundert insgesamt in den Blick, ein relativ wenig bearbeitetes Gebiet, auf dem er umfangreiches Material zur Geschichte einzelner Disziplinen und Lehrstühle erstmals ediert und die Arbeiten zahlreicher Sinologen und Japanologen biobibliographisch dokumentiert hat. Ein dritter Forschungsschwerpunkt widmet sich der Geschichte der erotischen Literatur und Bibliophilie sowie der biobibliographischen Erforschung von Autoren, Übersetzern und Verlagen, die auf diesem Gebiet tätig waren. Die Spannweite dieser verschiedenen Arbeitsgebiete ist enorm und macht die Bibliographie zu einer spannenden Lektüre für Bibliothekare, Asienforscher, Wissenschaftshistoriker und Bibliographen. Die Bibliographie verzichtet auf eine systematische Untergliederung all dieser Forschungsschwerpunkte zugunsten einer durchgehenden chronologischen Nummerierung, was vor allem solchen Lesern entgegenkommt, die sich für die Entwicklung und das gelegentlich verblüffende Nebeneinander von Forschungsschwerpunkten innerhalb der Genese eines wissenschaftlichen Werkes interessieren. Ihnen kommt auch die Einbeziehung der umfangreichen Rezensionstätigkeit entgegen, die – wie Walravens einleitend richtig anmerkt – oft genauer zeigt, »was einen beschäftigt hat als die Monographien, die oft erst nach zehn oder zwanzig Jahren Ablagerung das Licht der Welt erblickt haben« (S. 13). Allerdings hätte man sich bei der Fülle des Materials neben dem Namensindex auch ein zumindest stichwortartiges Sachregister gewünscht. Wie ein Blick in die Bibliothekskataloge und neuere bibliographische Verzeichnisse zeigt, ist das Werk von Hartmut Walravens seit 2011 unablässig angewachsen, sodass eine erweiterte Neuauflage dieser Personalbibliographie in absehbarer Zeit notwendig werden dürfte.

Mirko Nottscheid

Mario Wimmer: Archivkörper. Eine Geschichte historischer Einbildungskraft. Konstanz: Konstanz University Press, 2012. – 335 S., s.w. Abb.: € 35,90

Mario Wimmer hat eine ungemein gelehrte Studie geschrieben. Sie basiert auf intensivem Quellenstudium in zahlreiche Archiven in Berlin, München, Wien und Marburg. Auch in der Geschichtstheorie kennt sich der Autor bestens aus. Trotzdem taucht irgendwann bei der Lektüre die Frage auf: Wozu der ganze Aufwand, was will Wimmer eigentlich beweisen und wie verteidigt er seine Position gegen alternative Deutungen? Der erste Teil seiner Untersuchung widmet sich der Debatte im 19. Jahrhundert um die richtige Organisation von Archiven und um die Durchsetzung des Provenienzprinzips: In einer eigenwilligen Verbindung von rationaler Methodik und lebensphilosophisch-vitalistischer Terminologie charakterisierten deutsche Archivare den Ort ihres Wirkens in Analogie zum Hegel'schen Staatsverständnis als einen Körper, in dem die Akten organisch miteinander verbunden seien. Teil zwei von Wimmers Studie stellt einen Einzelfall vor, der die Archivare vor allem in Berlin und Wien schockierte und ihre Ordnungsprinzipien infrage stellte. Der psychisch gestörte Privatgelehrte Karl Hauck hatte aus diversen Archiven des deutschsprachigen Raums Dokumente gestohlen und sie teils behalten, teils verkauft. 1925 wurde ihm in Berlin der Prozess gemacht. Zum Entsetzen der Archivare, die so stolz auf ihr Ablagesystem und ihre Findbücher waren, ließen sich etliche der entwendeten Dokumente nicht als Eigentum der einen oder anderen Institution identifizieren, weil sie durch deren Ordnungsraster fielen. Schließlich diskutiert Wimmer in einem dritten Teil geschichtstheoretische Implikationen, die sich aus der Konfrontation des Selbstverständnisses der Archivare mit einem manischen Sammler ergeben. Diese Erörterung leidet jedoch unter einem Manko, das für die gesamte Untersuchung Wimmers gilt: An keiner Stelle geht er auf die Frage ein, inwieweit die von ihm geschilderten Fälle, Handlungen und Mentalitäten repräsentativ sind. So behauptet der Verfasser einerseits, dass die Verwissenschaftlichung der staatlichen Archive darauf beruhte, »Sammeln zum Gegenbegriff des aus Behördenvorgängen organisierten gewachsenen Archivs zu machen.« (233). Andererseits muss er einräumen, dass der aus Wien zum Prozess gegen Hauck angereiste Archivar Fritz Reinöhl fünf Briefe der Königin Elisabeth von Preußen an Erzherzogin

Sophie für sein Archiv reklamierte, von denen er wusste, dass sie nicht von dort stammten. Kommentar Wimmer: »Im Einzelfall konnte offensichtlich auch ein Archivar eine Art Sammelleidenschaft entwickeln.« (174). Aber woher will der Verfasser wissen, was Ausnahme und was Regel ist, wenn er über keine empirische Basis verfügt, um darzulegen, was der Normalfall war? Eine ähnliche Haltung, die zwischen Lässigkeit und Nachlässigkeit oszilliert, betrifft den Gang der Argumentation. Da werden weder die Prämissen noch das Ziel der Untersuchung präzise benannt, sondern Wimmer reiht wie ein mittelalterlicher Theologe Aussagen von Autoritäten aneinander, gern eingeleitet mit Worten wie »Rancièr neigte einer Lesart zu« (270, ähnlich 274 mit Verweis auf Claude Lévi-Strauss). Wobei man am Ende ganz froh ist, dass sich das Geraune von der Nähe zwischen Fetischismus und Nekrophilie einerseits und Archivwissenschaft und historischer Forschung andererseits in etwas auflöst, das sich schlecht zwischen zwei Buchdeckel pressen lässt: heiße Luft.

Rainer Unruh

GESCHICHTE, ZEITGESCHICHTE UND AKTUELLES

Pars pro toto. Historische Miniaturen zum 75. Geburtstag von Heide Wunde. Hrsg. von Alexander Jendorff; Andrea Pühringer. Neustadt an der Aisch: Ph.C.W. Schmidt, 2014. – XI, 558 S.: € 52, 90

Zum 75. Geburtstag der Kassler Historikerin Heide Wunder haben Alexander Jendorff und Andrea Pühringer eine gewichtige Festschrift vorgelegt. Der Titel *Pars pro toto* zeigt ihr Selbst- und Wissenschaftsverständnis – ihr Werk verdeutlicht, dass sie nicht nur breit gefächerte Forschungsinteressen verfolgt, sondern auch in der Lage ist, aus einzelnen Steinen ein großes historisch-historiographisches Mosaik zu erstellen. Die 39 Beiträge sind gegliedert in die Rubriken: Ideen und Perspektiven, Religion und Glauben, Normen und kulturelle Praktiken, Geschlechter und Gesellschaft, Liebe und Ehe sowie Landleben und Stadtgeschichten. Das Themenspektrum ist vielfältig: Adelsarchive und Adelsforschung, das Verhältnis von Global- und Landesgeschichte, Historische Bildung mit einem

zeitgemäßen Geschichtslehrwerk, neue Politikgeschichtsschreibung, christliche Mehrheit und jüdische Minderheit in der Frühen Neuzeit, Kirchenvisitationen und Kirchenrechnungen als Quellen, Konversion zum Katholizismus, Armenfürsorge, die gerechte Verteilung öffentlicher Ressourcen, schreibende Frauen in den holsteinischen Elbmarschen, der Prozess der Jeanne d'Arc, die Fürstinnenhofstaat in Wien, München und Dresden zwischen 1550 und 1750, Ehepaare beim Kuren, Vicki Baum und ihre rauchenden Romanfiguren. Eheberedungen, die Kurstädte Bad Homburg vor der Höhe und Bad Nauheim, die »Frankfurter Jagdherren« im Spessart sowie Charismatransfer im deutschen Adel von 1914 bis 1934, um nur einige Stichworte zu nennen. Ein Schriftenverzeichnis Heide Wunders von 2003 bis 2014 rundet den anregenden Band ab.

Rainer Hering

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Prignitz. Band 16. Hrsg. im Auftrag des Vorstands des Vereins für Geschichte der Prignitz von Uwe Czubatynski. Perleberg: Selbstverlag, 2016. – 178 S.: € 10,00

Der diesjährige Band der »Mitteilungen« dieses kleinen nordostdeutschen Geschichtsvereins umfasst 12 Aufsätze auf insgesamt 178 Seiten. Es gibt eine Neuerung: Die Überschriften wurden in roter Schrift abgesetzt, was die Übersichtlichkeit und das Lesen erleichtert. Er enthält erneut verschiedenartige, gehaltvolle Beiträge zur interdisziplinären historischen Prignitz-Forschung, die über die Region hinaus von Interesse sind und zeigen, was ein kleiner engagierter Geschichtsverein auf die Beine stellen und wie er sich entwickeln kann.

Jürgen W. Schmidt beginnt mit »Die städtischen Schützengilden der Prignitz im 19. und 20. Jahrhundert«, deren Entstehung sich bis ins hohe Mittelalter zurückführen ließ und die im 19. und 20. Jahrhundert überwiegend Honorationsvereinigungen waren. In Perleberg dominierte im 16. Jh. das Vogelschießen mit der Armbrust, das später um ein Scheibenschießen mit der Büchse ergänzt wurde. Als Preise winkte den Siegern steuerfreies Brauen in verschiedener Anzahl. Uwe Czubatynski folgt mit »Beobachtungen zum Kapitalverkehr und Zinsniveau vornehmlich an-

hand Perleberger Quellen des 16. bis 18. Jahrhunderts«. Der Autor leitet ein mit der Bemerkung, dass »Zusammenhänge und Entwicklungslinien des Geldverkehrs« in der Regel nicht im Zentrum historischer Erwägungen stehen würden und stützt sich in seinen Forschungen dazu in Selbstbeschränkung wesentlich auf die Urkunden des Pfarrarchivs Perleberg. Nichtsdestotrotz zeigt er, dass sich bereits aus einer recht schmalen Datengrundlage gewisse Gewohnheiten des lokalen Kreditwesens ablesen lassen und bereits in vormoderner Gesellschaft ohne Banken oder Aufsichtsbehörden die Steuerung des Kapitalverkehrs in erstaunlich genauer Weise möglich war. Abgerundet wird der Aufsatz mit der Abbildung eines Goldguldens von 1540 und einem Edikt Friedrichs des Großen vom 31. März 1769. – Es folgen zwei knappe Beiträge, erneut von Jürgen W. Schmidt: »Der Streit um die Schulkollegen-Tischgelder in Pritzwalk 1788« behandelt die Auseinandersetzung unter Bürgern der Stadt Pritzwalk – genau: Akzisebeamten –, die sich von der Abgabe zur Finanzierung der »Schul Collegs Tisch-Gelder« befreien lassen wollten, obwohl sie ebenfalls von diesen Abgaben profitierten, da alle Einwohner dafür im Ausgleich gewisse »publique« Stunden frei und für ihre in die Schule gehenden Kinder nichts zu bezahlen hatten. Tatsächlich ergab sich aus dem Erlass vom 17. April 1788, dass die Akzisebeamten von den städtischen Umlagen befreit waren, auch wenn die Amtsvorgänger diese freiwillig gezahlt hatten. Der, streng das Recht wahrende, listige Gerechtigkeitssinn des preußischen Königs stellte fest, dass Schulgeld zu zahlen sei, falls diese Beamtenkinder dann die Stadtschule besuchen; dieses könne jedoch hoch ausfallen, sodass die freiwillige Zahlung einer Umlage für die Betroffenen unter Umständen besser sei. Dieser Fingerzeig wurde sicherlich verstanden. Über »Nagelschmiede und Schlosser zu Pritzwalk 1798« berichtet Schmidt über den erbitterten Streit zwischen beiden Gewerken, indem keine gütliche Einigung erzielt werden konnte, weil beide Seiten auf ihren Interessen verharren und keine Kompromissbereitschaft zeigten. Dieser Streit wurde erst durch königliche Schlichtung beendet, die allerdings den Vorschlag des kurmärkischen Departements aufgriff und umsetzte. Dieter Hoffmann-Axthelm folgt mit »Eine Anmerkung zum Perleberger Stadtwappen« und beschreibt die Herkunft und Bedeutung des »redenden Wappens« der Stadt Perleberg, das acht Perlen enthält. Er unternahm akribische Vergleiche verschiedener in Frage kommender Wappen und stellt fest, dass der Stern seinen Ursprung im westfälischen Geschlecht der Gra-

fen von Sternberg hat. Die Perlen markieren Zwischenräume, die im westfälischen Wappen den dortigen acht Rosen entsprechen. Diese Perlen wurden offenbar schlicht aus dem Stadtnamen übernommen, um es sprechend zu machen. Ein schöner Beitrag zur materiellen historischen Forschung anhand kleinster Dinge. Ein weiterer kurzer Artikel von Hans Joachim Schmitt beschreibt »Die urkundliche Ersterwähnung Döpows«. Dieses Dorf sollte, zusammen mit Perleberg, im Jahr 2014 sein 775. Jubiläum feiern. Bei der Einsicht in Faksimile einer Perleberger Urkunde von 1239, abgedruckt in der »Märkischen Allgemeine«, stellte man zwei Daten fest, ein kleines, entscheidendes Detail. Weitere einschlägige Recherchen ergaben eine urkundliche Erwähnung des Dorfes 1332, »am Tag vor Ostern« (57), aber bau- und kunsthistorische Forschungen von Gordon Thalmann (dendrochronologische Untersuchungen an Balken im ältesten Teil der Döpower Kirche) ergaben eine Datierung zwischen 1248/49 und 1253 (57) und machen das Bauwerk zu einem der ältesten der Prignitz. Die alte Feldsteinkirche ist der Beleg dafür, dass Döpow bereits 1248 bestanden hat; sie ist am Schluss farbig abgebildet. Uwe Czubatynski folgt mit einem kleineren Aufsatz »Ad fontes. Zur Übersetzung mittelalterlicher Urkunden«. Der Autor widmet sich den Schwierigkeiten, die sich für den Historiker durch die Ermittlung und genaue Erfassung von Urkundeninhalten ergeben: Urkunden beschreiben punktuelle Rechtsakte, deren Hintergründe erst durch die Kenntnisse der Begleitumstände der handelnden Personen und ihrer Motive aussagekräftig deutlich werden. Sie sind in der Regel in einer zeitgenössisch nicht mehr gebräuchlichen Sprache verfasst, die es zu übersetzen gilt (Latein oder Mittelniederdeutsch), die einen Austausch zwischen Philologen, Theologen und Historikern erfordert, der leider oft nicht stattfindet. Die untersuchte Urkunde ist am Ende abgebildet. Christian Ihde folgt mit »Im Dorf der Fischerkossäten. Archäologische Untersuchungen in Mesekow«, einem kleinen Gassendorf am »Seerosenfluß« Löcknitz, der 1356 erstmals erwähnt wird und dessen Ortsname vermutlich von einem slawischen Personennamen abgeleitet wurde. In diesem verschlafenen Dorf wurden 2014 die Dorfstraße samt Leitungsverlegung und Brückenneubau grundlegend erneuert. Im Verlauf dieser Arbeiten wurden durch die archäologische Begleitung eine Vielzahl interessanter Befunde dokumentiert, die Ihde in seinem Beitrag vorstellt und die am Ende farbig abgebildet sind. Wolfram

Hennies' Beitrag lautet »Der Eisenbahnanschluss Perlebergs in der zeitgenössischen Presse«. Er beschreibt darin den Beginn der Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Hamburg, der vom Nationalökonom Friedrich List bereits 1835 vorgesehen worden war, aber zunächst eine Route über Fehrbellin und Wusterhausen vorzog. Erst am 15. Dezember 1846 wurde diese Bahnstrecke eröffnet, die Wittenberge anschloss und so den Aufstieg dieser Stadt als Industriestandort beschleunigte. Seit 2007 verkehrt zwischen 4.45 Uhr und 21.43 Uhr stündlich ein Zug zwischen Perleberg und Wittenberge, also 18 Mal täglich. Damit sind beide Städte auch für Nichtautofahrer vergleichsweise gut angebunden.

Der Beitrag »Impressionen eines Malerlebens. Bilder von Hans Seiler aus 70 Jahren« beschreibt eine kleine Werkschau dieses Malers und Graphikers, der einen Großteil seines Lebens in der Prignitz lebte, und die Feier anlässlich seines 95. Geburtstages im April 2015. Zentral ist jedoch die, soweit möglich chronologisch und geographisch geordnete, Auflistung von 177 Werken, die im Vorfeld zur Ausstellung 2014 gesichtet und in dieser Form erstmalig erfasst wurden. Damit ist jedoch noch lange nicht das gesamte Werk dieses Künstlers festgehalten, was erneut zu einer Sichtung von einigen Hundert weiteren Bildern (einschließlich Skizzen, Graphiken u. a.) in unterschiedlichen Techniken führen dürfte. Zur Illustration wurde die farbige Abbildung der »Kirche in Kreuzburg« (1997; Aquarell/Tusche) gewählt. – Dieter Hoffmann-Axthelm, folgt mit einem ausführlichen Aufsatz »Zur Baugeschichte von »Hoffmanns Hotel« in Perleberg«, zu dem bisher verlässliche Daten zur Entstehungsgeschichte fehlen, da die Bauakten erst spät, 1873, einsetzen. Vor dendrochronologischer Untersuchung der einzelnen Stockwerke ist dies nicht eindeutig feststellbar. Dieser Hotelbau ist dem Ergebnis nach in Umfang wie Bauqualität ein Sonderfall, der günstige räumliche und zeitliche Koordinaten miteinander verbindet. Der Autor ist zugleich der Eigentümer des Hauses und hat bereits eine wichtige Aufgabe damit erfüllt, dass es dieses Gebäude noch gibt und es in seiner ursprünglichen sozialen und ästhetischen Ansprüchlichkeit rehabilitiert ist; für eine tragfähige Nutzungsvorstellung bedarf es noch der Finanzierung. Das im Jetzt-Zustand restaurierte Gebäude ist am Schluss farbig abgebildet. Der letzte Beitrag dieses Bandes stammt von Günter Seier, der »10.000 Jahre Prignitz – Neukonzeption der archäologischen Dauerausstellung im Stadt- und Regionalmuseum Perleberg« beschreibt.

Seier war lange Museumsleiter und schildert hier die verschiedenen Entwicklungsphasen des Perleberger Stadt- und Regionalmuseums, die um 2000 begann und 2003 mit der neuen Leitungsverantwortlichkeit die begonnenen Überlegungen weiterentwickelte und umsetzte. Dies führte zu einer Neuordnung der Museumsausstellung in drei Phasen: 1. Stadtgeschichte, 2. Ur- und Frühgeschichte, 3. Volkskunde. Am 18. Mai 2008 reichte der Verfasser die Konzeption zur Neugestaltung der Archäologieausstellung im Juli 2008 als Bewerbungsbeitrag um den Initiativpreis der Ostdeutschen Sparkassenstiftung ein. Es kam der Vorschlag zur direkten Projektförderung sowie einer Ergänzungsförderung durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur; Beides wurde im Oktober 2010 beantragt. Die Zusage zur Projektförderung durch die Ostdeutsche Sparkassenstiftung erfolgte im Dezember 2010. Am 30. Oktober 2012 wurde die Eröffnung der neuen Archäologieausstellung »Vorzeiten – 12.000 Jahre Leben in der Prignitz« durchgeführt. Die archäologische Sammlung bildet den umfangreichsten Teil dieses Museums; zurückgehend auf die Entdeckung des Königsgrabes von Seddin 1899 und die Entdeckung eines Urnengräberfeldes der vorrömischen Eisenzeit 1905 wurde die Archäologie zum Wegbereiter der Entwicklung dieser Einrichtung, die inzwischen umfassend saniert und in neuem Gewand besichtigt werden kann. Zwei farbige Bilder von Museumsräumen mit Ausstellungsgegenständen runden diesen Aufsatz ab. – Im Fall von »Hoffmans Hotel« kann man nur wünschen, dass sich Geldgeber für die Umsetzung einer tragfähigen Nutzungsvorstellung finden. Dasselbe gilt für den ungeheuren Kunstschatz in Form von Bildern des aus der Lausitz stammenden Künstlers Hans Seiler, dessen Sammlung wünschenswerterweise möglichst geschlossen erhalten bleiben sollte. Ob sich letztere beide Anliegen vielleicht sinnvoll verbinden ließen, wäre zu prüfen. Interessierte und geneigte Sponsoren mögen sich direkt an den Vorstand des »Verein für Geschichte der Prignitz« wenden.

Assia M. Harwazinski

Ferdinand Beneke: Die Tagebücher III (1811–1816). Hrsg. von Frank Hatje und Ariane Smith, Juliane Bremer, Frank Eisermann, Angela Schwarz, Birgit Steinke und Anne-Kristin Voggenreiter. Göttingen: Wallstein, 2016, 7 Bde. – 3876 S., zahlr. Abb.: € 128, 00

Über einen Zeitraum von 56 Jahren schrieb er mehr als fünftausend Seiten Tagebuch mit mehr als 20000 Einträgen und ergänzte seine Aufzeichnungen durch Briefe und Manuskripte: Ferdinand Beneke (1774–1848). Der aus einer Bremer Kaufmannsfamilie stammende Jurist, arbeitete kurz 1794 als Referendar bei der preußischen Provinzialregierung in Minden, doch seine inneren Überzeugungen ließen ihn den obrigkeitstaatlichen Verwaltungsdienst schnell wieder verlassen. Nach der Promotion in Göttingen ließ Beneke sich 1796 in Hamburg als Advokat nieder und nahm verschiedene öffentliche Ämter wahr, z.B. in der Armenpflege. Geprägt von den Zielen der Französischen Revolution stand er den Jakobinern wie den Freimaurern nahe. 1813 engagierte er sich gegen die französische Besetzung Hamburgs und verfasste u.a. zahlreiche Flugschriften. 1816 wurde er Sekretär des Oberaltenkollegiums, das die Bürgerschaft gegenüber dem Senat vertrat, und hatte damit bis zu seinem Tode ein wichtiges Amt innerhalb der Stadt inne. Es gelang ihm, die Zusammenarbeit der Verfassungsorgane Hamburgs zu intensivieren.

Im Auftrag der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur wird diese einmalige Quelle, die im Staatsarchiv Hamburg liegt, in jahrelanger Arbeit von einer Editionsgruppe herausgegeben. Die Buchausgabe erscheint in vier Abteilungen, die sich an biographischen und historischen Zäsuren orientieren: 1792 bis 1801, 1802 bis 1810, 1811 bis 1816, 1817 bis 1848. Nach der Buchausgabe ist auch eine digitale Ausgabe vorgesehen, die alle textkritischen Angaben sowie komfortable Suchfunktionen umfassen soll. Die Buchausgabe verfolgt das Ziel, einen authentischen Eindruck des Originals zu vermitteln. Der Tagebuchtext wird zeichengetreu wiedergegeben; Zeichnungen und Skizzen Benekes sind als Faksimile abgedruckt. Die Orthographie war damals oft heterogen: Gerade Groß- und Kleinschreibung wechselten, die Interpunktion war eigenwillig. Ebenso wenig korrigiert wurden sprachlogische Fehler und Verschreibungen sowie der ungenaue Umgang mit Fremdsprachen.

Ferdinand Beneke hielt in seinen Aufzeichnungen Tag für Tag alles, was ihn persönlich, beruflich oder politisch bewegte, fest. Dadurch spiegeln sich in seinen Tagebüchern neben der Familie und seinen Reisen, seine Erfahrungen mit Kirche, Musik und Literatur auch die wichtigen Ereignisse der Hamburger Geschichte wider.

Nach der 2012 vorgelegten ersten Abteilung folgt jetzt die dritte mit den Tagebüchern der Jahre 1811 bis 1816, die Beilagen aus dieser Zeit und einen instruktiven Begleitband zum Thema »Leben und Ansichten des Ferdinand Beneke, Dr.«, der auch ein umfassendes, mit Zusatzinformationen versehenes Register enthält.

Die lesenswerten Tagebücher reflektieren das Ende der napoleonischen Ära, die Befreiungskriege, die Schlacht bei Waterloo und den Wiener Kongress. Ferdinand Beneke schildert hier, wie durch die französische Annexion Norddeutschlands unterschiedliche politische Kulturen gerade auch im Alltag miteinander konfrontiert werden. Er überliefert die Reaktionen der Hamburgerinnen und Hamburger zwischen Kollaboration und Widerstand und die Auseinandersetzungen bei der Neuordnung von Staat und Gesellschaft in der Folgezeit.

Die Publikation der zweiten Abteilung mit den Tagebüchern aus den Jahren 1802 bis 1810 ist für das Jahr 2018 geplant. Mögen die weiteren Bände zeitnah erscheinen können!

Rainer Hering

Michael Hesemann: Völkermord an den Armeniern. Mit unveröffentlichten Dokumenten aus dem Geheimarchiv des Vatikans über das größte Verbrechen des Ersten Weltkriegs. 2. Aufl. München: Herbig, 2015. – 351 S., 33 Abb.: € 25,70

Zugegeben: Nach Veröffentlichung dreier Forschungsbände zum historischen Völkermord an den christlichen Armeniern im Osmanischen Staat als dem ersten ‚modernen‘ Völkermord (oder Genozid) und größtem Verbrechen während des Ersten Weltkriegs vor zehn Jahren (Richard Albrecht: Genozidpolitik im 20. Jahrhundert. Aachen: Shaker. Drei Bände: Bd. 1: Völkermord(en) 2006; Bd. 2: Armenozid 2007; Bd. 3: Hitlergeheimrede 2008), zahlreichen wissenschaftsjournalistischen Aufsätzen

(<https://ricalb.files.wordpress.com/2014/10/auswahlbibliographie1.pdf>) und zuletzt drei zusammenfassenden politikhistorischen Beiträgen (R. Albrecht: Murder(ing) People. Genocidal Policy within 20th Century – Description, Analysis, and Prevention: Armenocide, Serbocide, Holocaust as Basic Genocidal Events during the World Wars; in: Brukenthalia. Romanian Cultural History Review, 2 (2012): 168–185; ders.: The Murder of Armenians. Armenocide – Genocide – Genocide Prevention: Aspects of Political and Historical Comparative Genocide Studies; in: Remembrance & Solidarity, 2 (2014): 91–106; ders.: Murder(ing) Armenians. The Turkish genocide against the Ottoman Armenians during the First World War and its place in the political history of the 20th century; in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte [SZRKG] 108 (2014): 127–148) hatte ich nicht vor, mich noch einmal öffentlich zum Armenozid zu äußern.

Der Grund, dies doch zu tun, ist das Buch von Hesemann, das hier kurz vorgestellt wird. Es erschien zeitgleich zum hundertsten Jahrestag des Armenozid wie Hosfelds Buch *Tod in der Wüste* (Rolf Hosfeld: *Tod in der Wüste. Der Völkermord an den Armeniern*. München: Beck, 2015) und fasst als Sachbuch eindringlich, überzeugend und lesbar den Stand des Wissens um diesen ersten großen Völkermord des 20. Jahrhunderts als Prototyp eines modernen Genozid zusammen (Irving Louis Horowitz: *Taking Lives. Genocide and State Power*. London: Transaction Books, 1980, S. 47: »The fate of the Armenians is the essential prototype of genocide in the twentieth century«; vgl. R. Albrecht: »Leben retten.« Irving Louis Horowitz politische Soziologie des Genozid; in: *Aufklärung und Kritik*, 16 (2007) I: 139–141.)

In der Tat: Was zunächst wie eine der üblichen Polizeiaktionen als Razzia gegen armenische Notablen im damaligen Konstantinopel am 24. April 1915 begann – führte zum genozidalen Leidensweg, dem Armenozid, der wohl ältesten christlichen Nation in den nächsten Jahren mit etwa 1,5 Millionen Ermordeten. Unter dem Vorwand einer angeblichen Verschwörung von Armeniern gegen das Osmanische Reich setzte das Regime der »Jungtürken« mit ungeheurer Grausamkeit seine »Vision« eines muslimischen Staats in die Tat um. Die türkische Regierung leugnet diesen Genozid bis heute, spricht wenn überhaupt von einem »bedauerlichen Massaker«. Doch die Dokumentation der Ereignisse, erstmals unter Ver-

wendung bislang unveröffentlichter Quellen aus dem Geheimarchiv des Vatikans, belegt erneut und eindringlich dieses historische Menschheitsverbrechen.

Die Anlage des Völkermordbuchs von Hesemann zum Armenozid ist historisch-chronologisch. Es beginnt mit einem Vorwort von Azat Odukhanyan, enthält Karten, Abbildungen und die üblichen Verzeichnisse (Quellen; Literatur; 694 Anmerkungen; Bildnachweise; Danksagung des Autors). Einer Problemeinleitung (»Wer redet denn heute noch von der Vernichtung der Armenier«) folgen geschichtliche Hinweise zu ihrer Verfolgung im Osmanischen Staat unter der »Knote des Halbmonds«, zur »Revolution der Jungtürken« 1908/09 und deren späterem Versuch der »Endlösung der Armenierfrage« während des Ersten Weltkriegs mit vielen dokumentarischen Belegen und Quellenhinweisen. Drei Ausblickskapitel (»Ein gefährliches Nachspiel«, »Das Erbe der Jungtürken«, »Was unsere Verantwortung ist«) verdeutlichen auch die moralische Position des Autors, der betont: »Möge dieses Buch dazu beitragen, dass die Flamme der Erinnerung an die Opfer dieser größten Christenverfolgung der Geschichte, des ersten Völkermordes in einem schreckensreichen Jahrhundert, nie verlöscht«.

Richard Albrecht

Gudrun Mitschke-Buchholz: Lebenslängliche Reise. Briefe der jüdischen Familie Herzberg aus Detmold 1939–1946. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2013 (Panu Derech – Bereitet den Weg 28). – 596 S., 94 sw. Abb.: € 24,00

Der in Detmold geborene Fritz – später Fred – Herzberg (1921–2008) konnte im Februar 1939 mit einem Kindertransport Deutschland noch verlassen. Mit seinen zurückbleibenden Familienangehörigen korrespondierte er intensiv – diese über 400 Briefe und Postkarten hatte er bis zu seinem Lebensende bei sich, denn es waren die letzten Zeugnisse seiner Familie. Seine Eltern und die Schwester Gerda sowie weitere elf Familienmitglieder wurden in Konzentrationslagern ermordet.

Diese von Gudrun Mitschke-Buchholz dankenswerterweise edierte und mit einer monographischen Familienbiographie eingeleitete Korrespon-

denz dokumentiert die immer schwierigeren Lebensverhältnisse von Juden im nationalsozialistischen Deutschland am Beispiel der Kaufmannsfamilie Herzberg. Sie verdeutlichen ebenso die mit der Flucht und dem Leben im Exil verbundenen Probleme.

Für Fritz waren diese Briefe ein unersetzbarer Schatz der Erinnerung an seine Angehörigen, ein Zeugnis der elterlichen und geschwisterlichen Liebe. Aber sie lösten, wie bei vielen Emigranten, zugleich auch Schuldgefühle aus, weil er überlebt hatte und seine Liebsten nicht vor der Vernichtung bewahren konnte. Es ist gut, dass die private Erinnerung an sie nun publiziert und Teil des öffentlichen Gedächtnisses ist.

Rainer Hering

Käte und Hermann Duncker. Ein Tagebuch in Briefen (1894–1953). Hrsg. von Heinz Deutschland. Berlin: Dietz, 2016. – 606 S.: € 49,90

Hätten die Kieler Studentenzeitung »Rote Skizze« und der Polit-Laden Erlangen nicht nach 1969 die Schriften von Käte Duncker (1871–1953) und Hermann Duncker (1874–1960) als Raubdrucke veröffentlicht, so wären sie in Westdeutschland in Vergessenheit geraten. Hermann Duncker stammte aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie und wurde nach seinem Studium 1903 hauptamtlicher Funktionär der SPD. Zunächst war er Redakteur der »Leipziger Volkszeitung« und dann Wanderredner der Partei, für die er marxistische Schulungskurse abhielt. 1898 heiratete er Käte Döll, die kam aus einer badischen Kaufmannsfamilie und war nach Besuch des Lehrerinnenseminars in Eisenach als Lehrerin angestellt, wurde aber wegen ihrer politischen Arbeit für die SPD im Arbeiterbildungsverein wieder entlassen. Sie nahm als SPD-Delegierte an zahlreichen Frauen- und Bildungskonferenzen teil. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs änderte ihr Leben vollständig. Hermann Duncker wurde zum Wehrdienst einberufen und brachte seine Kriegserfahrung auf die einfache Formel: »Ich kann nicht durch Morden mein Leben erhalten.« Die Dunckers gehörten bald zum Kreis der Internationalisten, die gegen den Kurs des SPD-Vorstands opponierten und sich im Spartakusbund zusammenschlossen. Zu Beginn der Novemberrevolution von 1918 beteiligte sich Hermann Duncker am Sturm auf den reaktionären »Berliner Lokalanzei-

ger« und arbeitet an der Erstausgabe der »Roten Fahne« mit. Auf dem Gründungsparteitag der KPD wurden beide in die Zentrale der Partei gewählt. Käte Duncker erhielt 1921 ein Mandat für die KPD im Thüringer Landtag. Hermann Duncckers große Zeit waren die Weimarer Jahre, in denen er in Berlin die Marxistische Arbeiterschulung (MASCH) aufbaute, zahlreiche populärwissenschaftliche Schriften zum Marxismus herausgab. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung wurde er zunächst verhaftet, dann aber entlassen und unter Polizeiaufsicht gestellt. 1937 gelang ihm die Flucht ins Exil nach Dänemark, England, Frankreich, Marokko und schließlich nach den USA, wo er 1938 wieder mit seiner Frau zusammentraf. 1947 kehrten sie nach Berlin zurück, Hermann Duncker wurde Rektor der FDGB-Hochschule in Bernau bei Berlin.

Die durch die politischen Verhältnisse bedingte Trennung der Eheleute hatte zur Folge, dass sie über lange Zeit nur durch Briefe in Verbindung bleiben konnten. Über 5000 Briefe und Dokumente haben Heinz Deutschland und seine Frau Rut in jahrelanger Forschungsarbeit zusammengetragen und die aussagekräftigsten über das private und politische Leben der Duncckers in Buchform gebracht. Die Briefe von Dritten an die Duncckers sowie ausgewählte Schriften von Hermann und Käte Duncker sind auf der beigelegten USB-Card enthalten. So ergibt sich ein lebendiges Panorama der Zeit vom Kaiserreich bis zur Zeit nach 1945. Die Duncckers sind praktisch mit allen bekannten KPD-Leuten, von Wilhelm Pieck bis Alfred Kantorowicz zusammengetroffen.

Die Herausgeber haben zu den wichtigsten Lebensabschnitten jeweils Exkurse eingefügt, so über Duncckers Kriegserfahrungen, die Beteiligung an der Novemberrevolution von 1918, Käte Duncckers Abgeordnertentätigkeit, Hermann Duncckers Arbeit als Herausgeber marxistischer Bildungsliteratur, das Exil in den USA und die Rückkehr nach Deutschland 1947.

Auch ihren Söhnen Karl und Wolfgang war die Flucht ins Exil gelungen. Doch Karl beging in den USA Selbstmord. Wolfgang war 1937 als Anhänger des »Rechtsabweichlers« Bucharin verhaftet und in das Lager Worskuta verbracht worden, wo er 1942 zu Tode kam. Käte Duncker wollte danach weder politisch aktiv werden noch der SED beitreten. Gerade über die Zeit in der DDR gibt es naturgemäß keine Briefe zwischen den

Dunckers, sondern nur den ausführlichen Exkurs. Die Rehabilitierung Wolfgang Dunckers nach der Entstalinisierung von 1956 konnte Käte Duncker nicht mehr erleben. Als Westemigrant stand Hermann Duncker zeitweilig unter besonderer Beobachtung. So wurde ihm angekreidet, dass er die theoretischen Schriften Stalins nicht genügend in seinem Lehrprogramm berücksichtigt habe. Hermann Duncker wird als eigenständiger Linker dargestellt, der jenseits des Verdachts steht, als Parteisoldat oder Karrierist aufzusteigen.

Heinz Deutschland, vor 1989 Professor an der FDGB-Hochschule, beschließt den Band mit persönlichen Erinnerungen an die Dunckers. Er hatte nach dem Geschichtsstudium 1959 seine erste Anstellung als Assistent von Hermann Duncker erhalten.

Das Buch ist als 20. Band in der »roten Reihe« des Berliner Dietz Verlages erschienen, in der die Geschichte von Kommunismus und Linkssozialismus kritisch aufgearbeitet wird.

Klaus Körner

Uwe Nettelbeck: Prozesse. Gerichtsberichte 1967–1969. Hrsg. von Petra Nettelbeck. Mit einem Nachwort von Heinrik Ghanaat. Berlin: Suhrkamp, 2015. – 190 S.: € 19,95

Uwe Nettelbeck (1940–2007) war einer der einflussreichsten Filmkritiker der sechziger Jahre sowie richtungsweisender Schriftsteller, Journalist und Musikproduzent. Viele Jahre arbeitete er als Filmredakteur für *Die Zeit*, später ging er seinen eigenen, unabhängigen Weg. Er nahm das vom zeitgenössischen Kulturbetrieb Ignorierte und Versmähte ernst, dokumentierte Quellen genau und entwickelte eine besondere Vorliebe für die Montage.

Nettelbeck berichtete aber zwischen 1967 und 1969 für *Die Zeit* auch aus deutschen Gerichtssälen. Die sechzehn hier abgedruckten Artikel beschäftigen sich u.a. mit dem Prozess gegen den Malergesellen Eckart Melentin, dem Kindsmordprozess gegen Ursula Kablau, den Mordprozess gegen den Türken Mahmut, den Mordprozess Kreuzmann, den Fall Jürgen Bartsch sowie den Frankfurter Prozess gegen den Theologiestuden-

ten Christian Boblitz, der sich gegen Polizisten zur Wehr gesetzt hatte. Uwe Nettelbeck hat sich in seinen Berichten auf die Seite der Angeklagten gestellt mit großer Distanz zur Staatsgewalt.

Abgedruckt ist am Ende dieser verdienstvollen Textsammlung, in der lediglich Schreibversehen korrigiert wurden, ein im Juni 1969 in *konkret* publizierter Text in eigener Sache, mit dem er seinen Abschied von der *Zeit* erklärte, für die er seit 1962 schrieb, da er keine Zensur durch den Chefredakteur Theo Sommer akzeptieren wollte: »Ich halte es für besser, Theo Sommer liest meine Artikel auch in Zukunft erst dann, wenn sie erschienen sind. Sie werden bis auf weiteres in *konkret* erscheinen.« (S. 167). Das Nachwort von Henrik Ghanaat ordnet die lesenswerten Texte in den biografischen und zeitgenössischen Kontext ein.

Rainer Hering

Karin Priester: Mystik und Politik. Ernesto Laclau, Chantal Mouffe und die radikale Demokratie. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2014. – 280 S.: € 38,00

Die in London lehrende Belgierin Chantal Mouffe (Jahrgang 1943) und ihr 2014 verstorbener Mann, der argentinische Politologe Ernesto Laclau, avancierten Mitte der achtziger Jahre zu den führenden Theoretikern einer postmarxistischen Linken. Sie entwickelten die Ideen von Antonio Gramsci (1891–1937) weiter zum Konzept einer »radikalen Demokratie«. Der Sound der Bücher von Laclau/Mouffe ist antiautoritär, rebellisch und subversiv – aber ist es auch Ihr Inhalt? Karin Priester hat da ihre Zweifel. Die Politikwissenschaftlerin, bis 2007 an der Universität Münster aktiv, wurde durch ihre Studien zum Populismus auf das radikale Duo aufmerksam. In einer äußerst sorgfältigen Analyse der oft um wissenschaftliche Standards unbekümmerten Schriften Mouffes und Laclaus arbeitet Priester überzeugend heraus, dass beide einem letztlich antiliberalen Politikmodell anhängen, welches den rationalen Diskurs durch ein Aufpeitschen der Leidenschaften und die Repräsentation unterschiedlicher Interessen im Parlament durch ihre vermeintlich Aufhebung in einer mythisch überhöhten Führerfigur ersetzen wollen. Kein Wunder, dass das Duo zu den Vordenkern linkspopulistischer Bewegungen wie Syriza in Griechenland und Podemos in Spanien zählt. Dass Chantal Mouffe sich intensiv

mit Carl Schmitt (1888–1985) beschäftigt hat, dem »Kronjuristen des Dritten Reiches«, passt in das Bild. Wie der rechte Theoretiker des Dezi-
sionismus verachtet auch die Linke Mouffe den Liberalismus und das Aus-
handeln von Kompromissen. Die Belgierin unterstellt einen unaufhebbar
agonalen Charakter von Politik, der für sie so wenig zur Diskussion steht
wie die Jungfräulichkeit Marias in der katholischen Kirche. Wenn der
Streit unterschiedlicher Akteure in der politischen Arena allerdings nicht
verfahrenstechnisch und argumentativ eingehegt wird, dann setzt sich am
Ende der Stärkere und Skrupelloosere durch. Das ist ein Dilemma, vor dem
alle dekonstruktivistischen Theoretiker stehen: Hat man erst einmal alle
Grundbegriffe vernünftigen gesellschaftlichen Zusammenlebens wie Ge-
rechtigkeit, Toleranz, Minderheitenschutz usw. als Ausdruck herrschender
Interessen entlarvt, bleibt nur noch die Frage nach der Macht. Und da-
nach, wer die Massen geschickter manipuliert und auf seine Seite bringt.
Karin Priesters verdienstvolle Studie ist auch ein Plädoyer dafür, sich nicht
mit der undemokratischen Rechten auf einen Wettkampf einzulassen, wer
rücksichtsloser auf der Klaviatur der Emotionen spielt, um die Bevölke-
rung für sich zu mobilisieren. Die Rechte lügt einfach besser.

Rainer Unruh

Jäger des verlorenen Zeitgeists. Frank Jöricke erklärt die Welt.
Münster: Solibro, 2013. – 217 S., sw. Abb.: € 12,80.

Eine Zeitreise in die letzten dreißig Jahre unternimmt der Germanist und
Werbetexter Frank Jöricke. Er erklärt zwar nicht die Welt, wie der Unter-
titel dieses Buches ankündigt, aber er zeichnet lebendig geschrieben den
Zeitgeist der Pop- und TV-Kultur nach. Dabei bezeichnet der die 1980er
Jahre als »verlorenes«, die 1990er Jahre als »verworrenes« und die 2000er
Jahre als »ewiges« Jahrzehnt. Stichworte dieser vielfältigen Mischung sind
der Schlager, Vampire, James Bond, Madonna, Burt Reynolds, Disco, Co-
medy, Harald Schmidt, Facebook, Hildegard Knef, Alice Schwarzer, Sean
Connery, Michael Jackson, Stephan Sulke, Christian von Boetticher sowie
Bettina und Christian Wulff.

Rainer Hering

PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

Paul Thiry d'Holbach: Heilige Seuche und Gesunder Menschenverstand. Hrsg. von Heiner Jestrabek. Reutlingen: Freiheitsbaum Edition Spinoza, 2016. – 255 S.: € 15,00

Wer gilt wohl als lebenswürdiger Atheist? Ein Pfälzer natürlich: Paul Thiry d'Holbach (1723–1789). Ihm hat Heiner Jestrabek einen weiteren Band seiner Schriftenreihe zur Aufklärung gewidmet. Und dabei zwei seiner klandestinen atheistischen Schriften in neu bearbeiteter Form veröffentlicht: *La contagion sacrée, ou histoire naturelle de la superstition* [Die heilige Seuche oder natürliche Geschichte des Aberglaubens, 1768] (S. 49–162) und *Le bon sens ou idées naturelles opposées aux idées surnaturelles du Curé Jean Meslier suivi de son Testament* [Der gesunde Menschenverstand oder natürliche Gedanken gegen übernatürliche Ideen nach Jean Mesliers Testament, 1772] (S. 163–249). Beide Texte sind vom Herausgeber in bewährter Weise mit erklärenden Anmerkungen versehen und werden mit einer »Bibliografie d'Holbach« (S. 250–254) abgerundet.

Im einleitenden Aufsatz »Der lebenswürdige Atheist Paul Thiry d'Holbach: Heilige Seuche & Gesunder Menschenverstand« (S. 7–48) kennzeichnet Jestrabek Person und Werk. D'Holbach galt zu seiner Zeit als der »beliebteste der ‚philosophes‘ in Paris«, sein Salon in Paris wurde zum »Café d'Europe« und sein Landhaus Grandval »Maitre d'Hotel der Philosophie« (S. 7). Dort trafen sich die bekanntesten Aufklärer Frankreichs und des Auslandes. Er war Mäzen, Unterstützer und Mitarbeiter der Enzyklopädie und entschiedener Atheist, der im Bündnis zwischen Kirche und Staat »das grundlegende Übel in Frankreich« (S. 9) sah.

Bildung, Reichtum und Nobilität waren ihm, dem am 8. Dezember 1723 in einer Winzerfamilie in Edesheim Geborenen, nicht in die Wiege gelegt. Er erhielt sie durch seinen Onkel mütterlicherseits, Franz Adam Baron d'Holbach und dessen Cousine und Pauls späterer Schwiegermutter, Suzanne d'Aine.

Aufgrund seines Vermögens konnte er als anerkannter Privatgelehrter leben, der 1754 in die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften, 1766 in die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften und 1780 in die

Russische Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg berufen wurde.

Für die *Encyclopédie* verfasste er mehr als tausend Artikel, »hauptsächlich über Begriffe aus den Naturwissenschaften (Geologie, Mineralogie, Metallurgie), Ethnologie und Mythologie, aber auch Artikel zu Politik, Geschichte und Rechtswesen, über religionsgeschichtliche Themen, Mythen, Glaubens- und Aberglaubensvorstellungen« (S. 19).

Die 1760er Jahre waren seine produktivsten: Er veröffentlichte zahlreiche religionskritische und philosophische Schriften, die anonym bzw. pseudonym erschienen und von den herrschenden Kreisen verboten bzw. sogar verbrannt wurden.

An sein aufklärerisches Denken wurde jedoch im Gegensatz zu Voltaire oder Rousseau von der im 19. Jahrhundert zur Macht gelangten Bourgeoisie nicht angeknüpft; sie »bevorzugte die gemäßigte Aufklärung von Voltaire bis Kant und den klassischen Idealismus« (S. 45). Lediglich die marxistischen Klassiker nahmen das d'Holbachsche Erbe (Atheismus und Materialismus) auf; schon mit Georg Plechanow wurde es aufgekündigt. Und heute haben sich Spitzenfunktionäre von »Die Linke« – etwa Bodo Ramelow – in die Phalanx der reaktionären Rechristianisierung eingereiht.

Auch das zeigt: Radikale Aufklärung tut Not. Dafür ist Heiner Jestrabeks Herausgebertätigkeit hilfreich.

Wilma Ruth Albrecht

Matthias Lohre: Das Erbe der Kriegsenkel. Was das Schweigen der Eltern mit uns macht. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2016. – 256 S.: € 19,99

Seit einigen Jahren findet eine stärkere öffentliche Auseinandersetzung mit den Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf die Menschen statt. Dabei steht vor allem die langfristige Perspektive der Kriegskinder und Kriegsenkel, dem zwischen 1955 und 1975 geborenen Nachwuchs, im Zentrum. Welche Auswirkungen haben die nicht verarbeiteten traumatischen Erlebnisse der Eltern auf die Kinder und Enkel? Mangelndes Selbstwertgefühl, extreme Schuldgefühle und diffuse Angst vor einer Ka-

tastrophe, die sie nicht selbst erlebt haben? Der Journalist Matthias Lore setzt sich mit seinen verstorbenen Eltern auseinander und rekonstruiert die Geschichte seiner Vorfahren. Er resümiert: »Am Anfang des Buches stand der Gedanke, dass die Vergangenheit nicht vergeht, sondern in uns nachwirkt. Und das umso stärker, je mehr wir sie verdrängen. Das Ende markiert die Einsicht, dass wir die Gegenwart umso klarer erleben können, je bewusster uns die Vergangenheit ist. Reden ist der Beginn jeder Erinnerung – und ihr Ziel. Also: Reden wir.« (S. 253).

Rainer Hering

KUNST- UND KULTURGESCHICHTE

Ausstellen. Zur Kritik der Wirksamkeit in den Künsten. Hrsg. von Kathrin Busch; Burkhard Meltzer; Tido von Oppeln. Zürich, Berlin: Diaphanes, 2016. – 368 S.: € 30,00

In zwei übergeordneten Kapiteln widmen sich 15 Autoren dem Ausstellen als einer »Kritik der Wirksamkeit« bzw. als »Widerstand gegen ein bestimmtes Verständnis von Wirksamkeit«. Museale Räume richten sich in ihrer Ästhetik als Gegenbild zum zweckorientierten Umgang mit Dingen ein. Das Verständnis von Ausstellen, aber auch von Wirksamkeit hat sich zeitgenössisch verändert, durch neue Ausstellungsformen und Erweiterung künstlerischer Praktiken mit Bezug auf Gebrauchszusammenhänge. Dies spiegelt sich u. a. im Umschlag des Buches, der das Werk »Untitled« von Sean Edwards von 2007 zeigt: Eine profane Tesco-Tragetasche aus den 1970er Jahren, Glas und Farbe (aus dem Beitrag von Burkhard Meltzer, S. 252). Anhand der Fülle der Beiträge kann hier nicht auf jeden einzelnen ausführlich eingegangen werden.

Der erste Teil ist überschrieben mit »Arretieren« und unterteilt in zwei untergeordnete Kapitel. Die »Ästhetik des Gebrauchs« umfasst vier Beiträge. Die Mitherausgeberin Kathrin Busch, Professorin an der Universität der Künste in Berlin, beginnt mit »Figuren der Deaktivierung«. Sie beschreibt das Ausstellen als eine Praxis, die sich mittels von Dingen und

Werken vollzieht und die Materialität von Praktiken besonders hervortreten lassen: »Dinge vermitteln in Konfigurationen stehend die jeweiligen Praktiken und haben darüber an sozialer und kultureller Sinnbildung teil«, die bei aller haptischen Erfahrung zugleich kulturelle oder gesellschaftliche Dinge sind. Man kann Dingen Situationen hinzufügen, um Verhaltensmuster zu ändern und dadurch eine neue Verbindung von Ästhetik und Praxis herzustellen. Dies berührt und verändert sowohl das Empfinden als auch die Wahrnehmung in der Gestaltung eines Milieus, das ihnen immanent ist. Unter Bezugnahme auf Giorgio Agamben wird das Ausstellen als Praxis des nicht zur Entscheidung stehenden passiven Ausgesetztseins menschlichen Daseins beschrieben, das im Handeln immer schon wirksam ist.

Es folgt Marc Rölli, Professor für Philosophie an der Fatih-Universität in Istanbul, mit »Ästhetik versus Praxis? Über einen scheinbaren Gegensatz in der Designtheorie«. Er formuliert den schweren Stand der Ästhetik im philosophischen Diskurs wie im Feld der Designtheorie. Für ihn ist die Zitation von Michel de Certeau in seiner Kunst des Handelns (Arts de faire) mit Beschreibung des wunderschönen Shelburne Museum (Vermont, USA) zentral, wo in einem aus 35 Häusern wiederaufgebauten Dorf alle Werkzeuge und Produkte des Alltagslebens aus dem 19. Jahrhundert mit deutlichen Gebrauchsspuren herumliegen, die eine eindringliche Präsenz von überall spürbarem Abwesenden vermittelte. Er plädiert, unter Anführung des Technikhistorikers Lewis Mumford, für eine Befreiung der generellen (metaphysisch belasteten) Überschätzung der Theorie innerhalb der philosophischen Ästhetik, deren dogmatischer Zug zu einem exklusiven Kunstbegriff führt(e). Dies wurde noch radikaler von John Dewey erfasst, dessen allgemeine postidealistische Ästhetik gleichermaßen auf diverse Mensch-Maschinen-Verhältnisse im urbanen und ländlichen Raum verweist und sie situationsbezogen rekonstruierbar macht.

Der dritte Beitrag stammt von Mirjam Schaub, Professorin für Ästhetik und Kulturphilosophie an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, mit dem Titel »Radikaler Dinggebrauch oder ästhetische Wiederverwertung? Vom Fehlen eines Gebrauchsbegriffs in der ästhetischen Theoriebildung«. Sie beginnt mit dem Postulat, dass die Pop-Kultur so populär sei, weil für sie Gebrauch alles und Missbrauch im strengen Sinne unmöglich erscheint – was u. a. zu Werken führt, die als Kunst be-

ginnen und als Nicht-Kunst enden. Unter Berufung auf den Verbindungskünstler Simon Starlings und seine »Expedition« unterscheidet sie fünf Formen des Gebrauchs: 1. Gebrauch als radikaler Selbstverbrauch, 2. Gebrauch als Verbrauchskurve der Extreme, 3. Gebrauch als Verbrauchsvermeidung, 4. Gebrauch als Aufzeigen von Missbrauch, 5. Gebrauch als narrative Selbstverwendung. Sie kommt zum Ergebnis, dass das Fehlen eines Gebrauchsbegriffs in der ästhetischen Theoriebildung der Kunstproduktion nicht geschadet habe.

Der letzte Beitrag dieses Kapitels ist von Thomas Elsaesser, Emeritus Professor der Fakultät Medien und Kultur an der Universität Amsterdam. Er widmet sich in »Zwischen Metapher und Material« der Handlungsmacht der Dinge im Kino.

Die »Praktiken des Vorläufigen« folgen mit ebenfalls vier Aufsätzen, verfasst von Sabeth Buchmann, Beatrice von Bismarck, Giulia Stoll und Rubén Grilo, wobei der erste sich wieder dem zeitgenössischen (künstlerischen) Film widmet. Beatrice von Bismarck stellt in »Ausstellen und Aussetzen. Überlegungen zum kuratorischen Prozess« an. Sie konzentriert sich auf ein Ausstellungsprojekt »O. T. (Versatzstücke einer möglichen Ausstellung)« der österreichischen Künstlerin Dorit Margreiter 2009, in der diese eine Reihe unterschiedlicher Dinge wie Fotografien, skulpturale Objekte, Stellwände und Sockel versammelt, die alle im Rahmen einer Ausstellung zum Einsatz kommen könn(t)en und arrangierte sie so, dass sie vom Betrachter als Angebot eines »gestaltbaren Handlungsrahmens« zum künftigen Gebrauch gesehen wurden. Giulia Stoll widmet sich in »Modell und Antitypus. Überlegungen zum Denkbjekt in der Designausstellung«. Grundlage dieses Textes ist die Ausstellung »Panorama« von Konstantin Grcic im Vitra Design Museum. In vier Räumen wurden Life Space, Work Space, Public Space und Object Space anhand spekulativer Szenarien und Installationen thematisiert, die an Design-Formen wie Speculative Design, Critical Design oder Design for Debate denken lassen. Design hat seinen natürlichen Platz nicht in einer Galerie. Stoll definiert das Modell als einen Entwurf, eine Möglichkeit, die auf Bisheriges und Zukünftiges verweist, gegenständliche Reflexion einer Idee. Der Antitypus ist ein Gegenentwurf, eine Gegenfigur oder Gegenüberstellung, die Abweichung vom Regelfall. Rubén Grilo beschließt den er-

sten Teil mit »Kabelzitate«, indem er auf elf Seiten Zeichnungen verschiedenartiger Kabelformen ohne weiteren Kommentar präsentiert.

Der zweite Teil ist überschrieben mit »Exponieren«. Er enthält sieben Beiträge in zwei Unterkapiteln. Der erste Teil »Ästhetik der Verhandlung« wird bestritten von Sophia Prinz, Tido von Oppeln und Burkhard Meltzer, der zweite »Praktiken der Sichtbarmachung« von Dagmar Steffen, Johan F. Hartle, Felix Laubscher und Stefan Römer. Sophia Prinz befasst sich in »Die Ausstellung eines »unverdaulichen Gemenges« mit Lina Bo Bardi's Volkskunstmuseum, dem kleinen, im Oktober 1963 in Salvador da Bahia eröffneten Museu de Arte Popular in einer umgebauten Zuckersiederei, in praxistheoretischer Perspektive. Die Gründerin, eine italo-brasilianische Architektin und Designerin, beabsichtigte, den politisch, ökonomisch und gesellschaftlich marginalisierten Lebenswelten der von afro-brasilianischen Ritualen, Praktiken und Ästhetiken geprägten Region eine öffentliche Plattform zu verschaffen. Tido von Oppeln schreibt über »Waren zeigen. Zu einer zweifachen Produktion von Design«, vorab postulierend, dass ein Ursprung moderner Ausstellungen kaum bestimmbar sei. Demnach gehören in modernen Gesellschaften auch die Produkte der Warenhäuser zum Ausstellungsgut, als Repräsentanten politischer und ökonomischer Macht sowie gesellschaftlicher Diskurse und Prozesse (mit solchem Verständnis wird Einkaufen wieder schön, da man sich dabei offenbar irgendwie künstlerisch betätigt). Burkhard Meltzer widmet sich in »Dubiose Begegnungen« unauffälligen Ausstellungssituationen wie Verpackungen, Materialresten und Abgestelltem.

Der zweite Teil »Praktiken der Sichtbarmachung« wird von vier weiteren Autoren bestritten. Dagmar Steffen liefert einen Beitrag über »Die Ausstellung als Plattform für Experimente? Betrachtungen zur (Un-)Sichtbarkeit und Präsentation von wissenschaftlichen und künstlerischen Experimenten« und resümiert, dass der gemeinsame Nenner beider Wissenskulturen – den Naturwissenschaften und der Künste – recht klein sei. Darauf folgt Johan F. Hartle mit »Kommunikationsdesign als politische Aufklärung. Das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum, die Wiener Methode (aufklärerische Philosophie des Wiener Kreises), Isotype und die Gegenwart«. Felix Laubscher schreibt in seinem Beitrag »Film, eingefangen von der Macht der Dinge« über die steigende Bedeutung und Behandlung der Dinge in akademischen Disziplinen der Sozial- und Kulturwissen-

schaften am Beispiel der Filmtheorie. Stefan Römer schließt den Band mit seiner Frage stellenden Abhandlung »Was macht die Form der Zeichnung so interessant?«, beginnend mit einem Kapitel 0 (Null) über den »Entwurf« als Einstieg. Er beschreibt die Zeichnung als »materialisierte Form« mit verschiedenen Charakteristiken: 1. die reflexive grafische Datensicherung, 2. den antizipierenden Entwurf und 3. die symptomatische grafische Inskription »als Instrumente der Diagnose, der Therapie und des Experiments«, da ein Schriftstück im Moment der Aufzeichnung eine bestimmte somatische Befindlichkeit annimmt.

Alles in Allem wird an diesen verschiedenen Beiträgen deutlich, dass »Ausstellen« als Theorie und Praxis eine hochkomplexe Angelegenheit ist, die offenbar vielfältige Auseinandersetzungen mit sperrigen philosophischen Ansätzen erfordert. Es sei denn, ein ausstellender Mensch verfügt über ein ungeheures Ausmaß an visuellem Gedächtnis, Erinnerungs- und Sammlungsvermögen sowie entsprechendes Gespür und Empathie für die Wirksamkeit von Installationen und Darstellungen von Gegenständen im Raum bzw. ihrer Rekonstruktion in den ihnen zugehörigen Milieus – was bei der Rezensentin zu einem Lob auf kleine, überschaubare, konkret umwelt- bzw. umfeld-bezogene Museen und Ausstellungen führt, wie man sie in unspektakulären Gegenden und unbekanntem Abseits hin und wieder schon und aufs Neue entdecken konnte und kann. Schön ist die Entwicklung eines demokratischeren Kunstverständnisses, das sich von der metaphysischen Abgehobenheit eines (traditionell lange vorherrschenden) idealisierenden bzw. idealistischen Kunstbegriffs erfreulich weit entfernt und weiterentwickelt hat und damit den menschlichen Lebensverhältnissen näher gekommen ist. Erfreulicherweise muss der Besucher einer Ausstellung sich solche Gedanken nicht groß machen, sondern kann die Dinge in ihrer Situiertheit des Präsentationsrahmens auf sich wirken lassen und entweder amüsiert, gelangweilt, interessiert, irritiert reagieren – was mich zur Frage veranlasst, inwieweit es sich bei meiner Wohnung um einen Kunst- und Design-Ort handelt, wenn ich Leute zu mir einlade...immerhin räumt man zuvor auf und arrangiert das Ein oder Andere um und stellt sich dabei irgendwie selbst aus.

Assia M. Harwazinski

Jörg Sternagel: Pathos des Leibes. Phänomenologie ästhetischer Praxis. Zürich, Berlin: Diaphanes, 2016. – 200 S.: € 10,00

In 14 Kapiteln wird die sperrige, hochphilosophisch verpackte und vertrackte Thematik des – aus Sicht der Rezensentin abschreckenden – Titels und Untertitels unter verschiedenen Blickwinkeln erörtert. Der mit Sicherheit hochkarätige und ebenso kompetente Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Potsdam im Bereich Europäische Medienwissenschaft. Der Klappentext erläutert, dass die Situation eines jeden Künstlers eine menschliche und damit leibgebundene sei (wer hätte das gedacht) und erklärt, dass der Text nach Aktualitäten des Leibes in künstlerischer Betätigung und Lernen frage, die sich mit Habitualitäten des Leibes verschränken würden. Allein das Wort Habitualität ist eine Herausforderung: Es erscheint schwierig, passende Synonyme zu finden (und der »Hüfthalter«, wie im Internet u. a. aufgeführt, ist es sicherlich nicht). Das gewohnheitsmäßig ähnliche Gleitschreiten zwischen Kranich und anderen Schreitvögeln als Beispiel ist da schon aufschlussreicher.

Der erste Beitrag leitet ein mit den drei grundlegenden Wahrnehmungselementen Sichtbarkeit, Sichtbarmachung, Unsichtbarkeit. Das klingt konkreter. Der Beitrag jedoch erweckt den Eindruck, man müsse Altphilologe sein, um sich dem Gegenstand der Untersuchung zu widmen; es staubt nur so vor griechischen und lateinischen Begriffen vor sich hin. Über die »Responsivität des Leibes« (23ff.) wird mit Bernhard Waldenfels' Leib-Philosophie eingeleitet, in deren Mittelpunkt die radikale Fremdheit steht. »Dieses Fremde tritt in der Folge nur als ein Sekundäres auf, wird gespiegelt oder modifiziert am Ich, ... das wiederum ins Zentrum der Eigenheitssphäre rückt (Descartes), von dem aus alles gemessen, ... angeeignet und gebändigt wird«. Weiter auf David Hume und Immanuel Kant rekurrierend, erläutert der Autor, dass das Fremde zunächst zu einem Zwischenbereich gehört, in welchem es sich mit dem Eigenen und dem Anderen verflechtet (24). Folglich geht es um Begegnung, Dialog, Beziehung und daraus resultierende wechselseitige Veränderung.

Der Blick des Dichters (41ff.) hat die Wahrnehmung des Anderen in seiner leiblich situierten Differenz im Fokus. Genial anmutende Formulierungen wie »Der Andere zwingt zum Vergleich des Unvergleichlichen und fordert Gerechtigkeit ein«, »Er zeigt sich gegenwärtig und unendlich zu-

gleich, existiert konkret und unfassbar, ist kraft seiner Andersheit nahe und unendlich fern«, »Die Egozentrik des Selbst verliert sich sukzessive in dieser Alltäglichkeit« gipfeln gegen Ende in solchen wie »Liebend stehe ich im ethischen Imperativ in der Differenz. Ich werde zur Verantwortung gerufen, denn der Andere erscheint mir in seiner Verletzlichkeit; in der Liebe fürchte ich den Anderen.« Etwas schwülstig aufgeladen.

Das Kapitel *Sujet, Komposition, Ausdruck* (55ff.) war mir leichter zu lesen, was an den moderneren Beispielen liegt (die Angst David Lynchs, zu pummelig abfotografiert zu werden, die rundliche, äußerst knapp gestrichelte Silhouette Hitchcocks als dessen vorübergehendes Markenzeichen), eingebettet in dasjenige des persönlichen Lernprozesses des werkzeuggerechten Umgangs des Autors mit der Schere im Kindergarten, wenn auch als eine persönliche Husserlsche Cartesianische Meditation. Diese wird eindrücklich dadurch, dass er schildert, wie er als Linkshänder in der Grundschule von der Leitung zum Gebrauch der rechten Hand zum Schreiben gezwungen wurde und dadurch auch wieder den erlernten Gebrauch der Schere verlor. (Auf S. 58 fehlt im letzten Satz Zeile 7 von unten ein »ich«). Es folgt ein Abschnitt über »Das Band zwischen Fleisch und Idee«.

Die weiteren Kapitel sind nicht weniger komplex und zeigen die ausgesprochene Versiertheit und Vertrautheit des Autors mit der europäischen Philosophiegeschichte, wenn sie sich auch den moderneren Phänomenen des Filmmachens als Bewegungsbilder und Zeit, der Film-Philosophie, der Leiblichkeit im Film, der Insistenz schauspielerischer Existenz, der Maske, Gesicht, Antlitz und dem Pathos des Schauspielers widmen, bevor sie die Spuren des Realen erkunden und zum Schluss in einer Ethik der Ekstasis münden. Der letzte Beitrag ist eine Hommage an schreibende Frauen und ihre Ausdrucksfähigkeit, somit eine Huldigung an die Gleichberechtigung und ihre Selbstverständlichkeit (die sie sein sollte), ein Abschnitt voller Bewunderung für die Frau, das weibliche Geschlecht, in einer Intensität, die schon beinahe unheimlich erscheint, jedenfalls irritiert. Sie mutet barock und damit geradezu katholisch an – was Misstrauen hervorruft, aufgrund der historisch-traditionellen schwärmerischen Abwertung und Nicht-Gleichstellung der Frau durch diese etablierte globale Institution, der es bis heute nicht gelingt, die Frau als menschliches

Wesen mit Schwächen und Stärken und allen menschlichen Gegebenheiten zu sehen.

Insgesamt macht Sternagel die Abhängigkeiten zwischen Individuum und Gegenüber gut deutlich, ebenso wie diejenige von Diesen umgebendem Raum und deren Eingebundenheit in den jeweiligen Zeitrahmen. Es ist wahrlich keine Ereignisgeschichte, die da beschrieben wird, sondern erkenntnistheoretische Komplexität in Abhängigkeit von zeitgebundenen Erscheinungen und Persönlichkeiten, was besonders im Bereich von Bewegungsbildern und Film, aber auch der darstellenden Kunst des Theaters (reizvolles Beispiel: Charlie Chaplin, der mehr zeigte als er spielte, S. 161) bzw. der Schauspielerei eine große Rolle spielt.

Man kann dem Autor nur eine Besprechung einer kompetenten Autorität wünschen, die nicht bereits vor der teilweise altertümlich anmutenden, sperrig-manirierten Sprache und Begrifflichkeit zurückschreckt und zudem philosophisch nicht sehr bewandert ist. Als Angehörige der Generation der Flower-Power-Ausläufer und des London-Beat kann ich ihm nicht gerecht werden. Die Erinnerung geht zur einstigen Lektüre von Aldous Huxleys »Das Genie und die Göttin«. Die Göttin mit ihren konkreten leiblichen Fehlritten ist präsenter geblieben als das vergeistigte Genie. Möge der Autor für seine an ein ausgewiesenes spezielles Fachpublikum gerichtete Studie sein ihn angemessen erkennendes Rezensionsgenie finden.

Assia M. Harwazinski

Peter Heine: Köstlicher Orient. Eine Geschichte der Esskultur. Berlin: Wagenbach, 2016. – 240 S.: € 29,90

Kochbücher gibt es beinahe wie Sand am Meer: Grundlagenkochbücher, auf bestimmte Regionen, Zutaten, Früchte, Gemüse, Fleisch und Fisch spezialisierte, Lehrkochbücher usw. Der Islamwissenschaftler Peter Heine hat nun eines vorgelegt, das zugleich Geschichte, religiöse Vorschriften und Essbedingungen, Zutaten und Zubereitungstechniken, moderne Entwicklungen, wirtschaftliche und politische Aspekte des Essens in sich vereint. Abgesehen davon, dass die orientalische Küche so vielfältig wie schmackhaft ist, beweist dies die (inter-)kulturelle Kunst der Nahrungszubereitung wie auch des Essens als eine kommunikative, bei der Streit ge-

schlichtet werden kann und zugleich religiöse Unterschiede berücksichtigt werden. In acht übergeordneten Kapiteln werden Bedingungen, Umstände, Werdegang, Geschichte, Erwerb und Entdeckung der Früchte und Zutaten und deren Wege nach Europa, internationale Einflüsse, alte und neue Entwicklungen und die Gemeinsamkeiten mit Politik und Wirtschaft dargestellt, bevor im Anhang die Übersicht der Rezepte erscheint, die in den einzelnen Kapiteln dazwischen gesetzt sind.

Auf vergnügliche und gut lesbare Weise werden religiös begründete rituelle Vorschriften behandelt. So erfährt der interessierte Leser ganz nebenbei Vieles zum Verständnis des Umgangs mit Muslimen, die im Alltag hilfreich sein können. Kulinarische Verheißungen des Paradieses werden ebenso erläutert wie Fastenregeln, säkulare Feste und der Umgang mit religiösen Minderheiten in islamischen Gesellschaften, die abweichende Essgewohnheiten haben. Ein Kapitel ist der Gastfreundschaft gewidmet (41ff.); es hätte etwas konkreter und ausführlicher sein und generelle Umgangsformen im Alltag mit einschließen dürfen. Nichtsdestotrotz liest es sich erhellend, da es die Schlichtheit der Wüstenküche dokumentiert, aber auch den Hunger und die Sitten. Es endet mit der hübschen Anekdote vom Schnorrer, die jedem Studierenden des Arabischen im Grundstudium im ersten Semester zur Lektüre und dem Grammatikstudium unterkommt.

Aufschlussreich sind die Ausführungen über moderne Kochbücher im arabischen Raum. In der Nahrungszubereitung zeigen sich Kontakte, Austausch und Einflüsse mit anderen Ländern, insbesondere beim Libanon, wo moderne Kochbücher ab den 1950er Jahren eine merkwürdige Mischung aus arabischer und westlicher, vor allem französischer und italienischer Küche, bilden. Saudi-Arabien spielt insgesamt eine unerwartet führende Rolle – ein Land, in dem nicht allzu viel an Freizeitvergnügen erlaubt ist, schon gar nicht für Frauen. Kochen dürfen sie aber, und Rezepte sammeln und aufschreiben ebenso. Auf diese Weise entstanden laut Heine bemerkenswerte Kochbücher, die das Wort »Kunst« (Arabisch: fann) im Titel führen und darauf hinweisen, dass Esstraditionen eine Form der Kulturbewahrung sind, die durchaus identitätsbildend und -erhaltend sein können. Daher initiierte eine Gruppe saudischer Kultur- und Sozialwissenschaftlerinnen eine systematische Befragung älterer Frauen,

um die traditionelle Kochkunst ihres Königreiches aufzuschreiben und damit dem befürchteten Kulturzerfall entgegen zu wirken.

Sehr reizvoll ist das Kapitel über »Das Wandern ist der Zutat Lust – Zum Orient und vom Orient« über die Wege des Nahrungsmitteltransports und -austausches, der ja zugleich eine Form des Kulturtransportes ist (98ff.). Besonders eindrücklich ist der Abschnitt über den Kaffee, eine der wenigen anregenden Stoffe, die heute erlaubt sind. Nichtsdestotrotz löste die Einführung des Kaffees, der im 16. Jahrhundert aus dem Jemen oder Äthiopien in den Nahen und Mittleren Osten kam, juristische Diskussionen und Auseinandersetzungen aus, denn die arabische Bezeichnung »qahwa« war zunächst in Gebrauch für »Wein«, der viel Rechenkunst auslöste, da er als berauschendes Getränk galt und man folglich enorme Teilungs- und Multiplikationsprozesse durchführen musste, um der Prozentzahl zu entkommen, ab welchem Vergärungsgehalt der Traubensaft denn wirklich als »Wein« zu gelten hatte. Die Beziehung zwischen Kaffee und Literatur durch die Entstehung der Kaffeehauskultur im arabischen Raum ist eine Lektion über Kulturgeschichte und spezielle Genussformen, die bis heute umstritten sind: Das Kaffeehaus diente als Treffpunkt der zivilen Eliten der Gesellschaft, bot Journalisten und Schriftstellern Raum, aber auch Musikern, Sängern und vor allem Sängerinnen – eine bis heute gesellschaftlich eher am Rande stehende Gruppe. Man naschte Konfekt aus Datteln und Marzipan dazu und kam der magischen Praxis des Lesens aus dem Kaffeesatz nach (was man bis heute im orientalischen Raum oder unter muslimischen Migranten beobachten kann).

Weitere Kapitel erläutern westliche Einflüsse auf die orientalische Küche, Spuren des Nahen und Mittleren Ostens in der deutschen Küche sowie die Entwicklung von der Gastarbeiter-Küche zur Gastronomie sowie die Einflüsse technischer Neuerungen in großen und kleinen Haushalten, die Auswirkungen auf die innerfamiliäre Sozialstruktur haben. Aufschlussreich und anregend lesen sich die Kapitel über die Beziehung zwischen Politik und Wirtschaft, die sich um kulinarische Identitäten und daraus resultierende politische Streitereien drehen. Zugleich versucht man, über das Essen politischen Debatten aus dem Weg zu gehen bzw. diese zu umschiffen. Ein besonders bedeutsamer Abschnitt hierzu ist der über die »Chefs for Peace« – eine im November 2001 in Jerusalem von einem armenischen Koch gegründete Non-Profit-Initiative, die von der europäi-

schen Slow-Food-Bewegung inspiriert wurde. Diese Gruppe versucht, auf diese Weise zur Verständigung der verschiedenen Religionsgemeinschaften in Jerusalem beizutragen und zugleich die Konflikte um die Herkunft von Lebensmitteln zu reduzieren. In welchem Ausmaß sich der Faktor der rituellen Reinheit (Arabisch: halal) insbesondere von Fleisch als Wirtschaftsfaktor inzwischen niederschlägt, wird ab S. 199 geschildert, woran sich sogleich die neuen Entwicklungen der juristisch korrekten Nahrungszubereitung aufgrund von Exil oder Migration sowie ökologischem Bewusstsein anschließen.

Ein vergnügliches, ungewöhnliches Buch von einem Wissenschaftler, der es schrieb, weil er selbst gerne isst und man Wissenschaft auch einmal sinnlich-genießend darbringen und verarbeiten kann. Man kann es gleichermaßen als Lesebuch zur Einführung in die orientalische Kultur wie auch als Kochbuch lesen und einsetzen.

Assia M. Harwazinski

Mythos Wewelsburg. Fakten und Legenden. Hrsg. von Kirsten John-Stucke; Daniela Siepe. Paderborn: Schöningh, 2015 (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 10). – 295 S., 15 sw. u. 73 farb. Abb.: € 29,90

Die Wewelsburg ist die einzige deutsche Dreiecksburg, die noch in geschlossener Bauweise besteht. Als Nebenresidenz der Paderborner Fürstbischöfe wurde sie zwischen 1603 und 1609 im Stil der Weserrenaissance auf einem Bergsporn über dem Almetal erbaut. Durch die Säkularisierung ging sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts an den preußischen Staat über, bevor sie 1925 vom damaligen Kreis Büren übernommen wurde. Die Wewelsburg wurde nun zu einem Kulturzentrum mit Heimatmuseum und Jugendherberge ausgebaut. Im »Dritten Reich« veränderte sie die SS zu einer »Gralsburg«. Die umfangreichen Umbauarbeiten wurden seit 1939 von Häftlingen des im Ort gelegenen Konzentrationslagers Niederhagen ausgeführt. Bis heute sehen manche Menschen in der Wewelsburg einen mystischen Ort, um den sich Legenden ranken. Das als »Schwarze Sonne« bezeichnete Bodenornament im Nordturm wird in der rechtsextremen Szene als Erkennungszeichen genutzt.

Der Kreis Paderborn übernahm in den siebziger Jahren mit dem Beschluss zur Einrichtung einer Dokumentations- und Gedenkstätte Verantwortung für diesen Ort, an dem seit 1982 eine zeitgeschichtliche Ausstellung besteht, die 2010 neugestaltet wurde. Die Wewelsburg ist ein international anerkannter Ort der Auseinandersetzung mit dem »Dritten Reich«.

Aus mehrjähriger intensiver Forschungsarbeit ist ein informativer Sammelband entstanden, dessen zehn Beiträge sich mit der Rolle der Wewelsburg im »Dritten Reich« beschäftigen, ihre Rezeption in phantastischer Literatur und in Comics sowie in esoterisch-verschwörerischen Schriften analysieren und die Rezeption in »satanistischen« Zirkeln, in der nationalsozialistischen Okkultur sowie in Dokumentarfilmen zum »Nazi-Okkultismus« herausarbeiten. Gewünscht hätte man diesem lesenswerten Buch noch ein Register.

Rainer Hering

Dietmar Schenk: Als Berlin leuchtete. Kunst und Leben in den zwanziger Jahren. Stuttgart: Franz Steiner, 2015. – 264 S.: € 49,00

1928 inszenierte sich die Reichshauptstadt Berlin mit nächtlichen Illuminationen in der Festwoche »Berlin im Licht«. Das lange Jahrzehnt der zwanziger Jahre von 1918 bis 1933 fasziniert bis heute und erscheint im übertragenen Sinne als Zeit des Lichts. Die Epoche des Expressionismus und Dadaismus, der Raum, den das urbane Berlin für Experimente bot, stehen im Zentrum der Kulturgeschichte, die der ausgewiesene Historiker und Archivar Dietmar Schenk vorgelegt hat. Er bietet einen lebendigen Einstieg in diese faszinierende Epoche und ihr Zentrum zwischen Havel und Spree. Ansprechend schildert er die Lebensverhältnisse und die Entwicklung der Künste, vor allem der Literatur, der Bildenden Kunst, der Musik, des Theaters und des Films. Das umfangreiche Personenregister zeigt die quantitative Vielfalt der Künstlerinnen und Künstler auf. Die Qualität ihrer Leistungen in der künstlerischen Praxis ermöglichte die Leuchtkraft Berlins und ihre Ausstrahlung in das In- und Ausland. Dietmar Schenk gelingt ein anschauliches Bild der Millionenstadt in den

Zwanzigern. Zugleich erinnert er an den Gewinn, den kulturelle Vielfalt und neue Entwicklungen den Menschen bieten können.

Rainer Hering

Berliner Jungs singen – seit 550 Jahren. Von den fünf Singeknaben in der »Dhumkerke« zum Staats- und Domchor Berlin, 1465–2015. Hrsg. von Kai-Uwe Kirka; Dietmar Schenk. Beeskow: ortus musikverlag, 2015. – 174 S., sw. Abb.: € 19,00

Der heutige Staats- und Domchor, Knabenchor an der Universität der Künste Berlin, reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück. Eine Urkunde vom 7. April 1465 dokumentiert den Beginn seiner Geschichte, die von den fünf Singeknaben in der St. Erasmus-Kapelle im Berliner Schloss, der »Dhumkerke«, bis ins 21. Jahrhundert reicht. Zu den Chorleitern gehörte u.a. Felix Mendelssohn Bartholdy. Aus Anlass des 550-jährigen Jubiläums haben der Direktor des Staats- und Domchors Berlin, Kai-Uwe Kirka, und der Archivar der Universität der Künste Berlin, Dietmar Schenk, eine chronologisch aufgebaute Festschrift herausgegeben, deren zehn Beiträge von Musikwissenschaftlern und Historikern die Geschichte dieser traditionsreichen Institution kompakt zusammenfassen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem 20. Jahrhundert. Schon der Blick in das Personenregister lädt ebenso wie die zahlreichen Abbildungen zum Blättern und Festlesen ein.

Rainer Hering

BDA-Preis 2015. Architektur in Schleswig-Holstein. Dokumentation. Hrsg. vom BDA Schleswig-Holstein. Kiel-Hamburg: Murrmann, 2015. – 96 S., zahlr. farb. Abb.: € 19,90

Alle vier Jahre zeichnet der Bund Deutscher Architekten (BDA) in Schleswig-Holstein die aus seiner Sicht besten Bauten des Bundeslandes aus. Der vorliegende Band stellt die Preisträger des Jahres 2015 mit Fotos, Plänen und kurzen Texten vor. Dadurch wird ein anschaulicher Einblick über die aktuelle bauliche Vielfalt zwischen Nord- und Ostsee ermöglicht.

Rainer Hering

Verkehrte Welt. Das Jahrhundert von Hieronymus Bosch. Hrsg. von Michael Philipp; Franz Wilhelm Kaiser. München: Hirmer, 2016. – 239 S.: € 39,90

Der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, die 2016 im Hamburger Bucerius-Forum gezeigt wurde, nimmt sich die Rezeption von Hieronymus Bosch (um 1450–1516) zum Thema. Anlässlich seines Todesjahres wurde der durch die Exaltiertheit seines Werks im kulturellen Imaginarium bis heute außergewöhnlich präsente Bosch in einer großen Ausstellung in seinem Heimatort s-Hertogenbosch in Het Noordbrabants Museum gewürdigt. Die zusammen mit dem Prado in Madrid konzipierte Ausstellung wurde anschließend auch im Prado gezeigt, der auch einer der wichtigsten Leihgeber war. Das Hamburger Bucerius-Forum kann natürlich nicht in dieser Liga spielen und so war es verständlich, dass der Schwerpunkt vor allem auf die Rezeption seiner Werke gelegt worden ist; insbesondere die zeitgenössische Graphik, die stark auf die Bildfindungen und Motive des Künstlers einging, diese zum Teil vergrößerte, aber damit natürlich auch zur Bekanntheit des Künstlers beitrug. Die Ausstellung fußt zum Teil auch auf den Blättern, die in der Ausstellung Hieronymus Boschs Erbe im Kupferstichkabinett des Residenzschlosses Dresden und in Luxemburg gezeigt worden ist. Die Ausstellung in Dresden war auch für die Hamburger Konzeption maßgeblich. Die Gemäldegalerie in Berlin zeigt vom 11. November 2016 bis zum 19. Februar 2017 ebenfalls eine Boschausstellung mit Gemälden und unter Beteiligung des Kupferstichkabinetts.

Die Ausstellung kann hier durch direkte Vergleiche aufzeigen, wie ein bei Bosch vorgegebenes Motiv zum Teil mit leichten Abwandlungen bei anderen Künstlern wieder auftaucht und sich damit auch semantische Verschiebungen ergeben. Aus der Sicht bei Bosch im Sinne einer Betroffenheit ob der Sündhaftigkeit der Welt und der menschlichen Verhaltensweisen, wird damit zum Teil ein rein dekoratives Element. Die religiöse Grotteske hat aber bald auch dekorative Funktion im kunstgewerblichen Bereich. Diese Motive von Bosch überlappen sich hierbei mit einer anderen Tradition der Grottesken, so benannt nach den Wandfreskos der damals neu entdeckten Ruinen der Domus Aurea Neros in Rom, die zahlreiche Renaissancekünstler wie Raffael aufgegriffen haben. Ausstellung und Katalog gingen hier auf graphische Musterblätter für Grottesken, als auch auf Konsolen aus Holz für Fachwerkbauten ein.

Eine besonders starke Rezeption fand Bosch natürlich in Genres, die seine moralische Weltsicht in eine im Vergleich zu seiner hermetischen Bildsprache vereinfachende religiöse Sicht umsetzten. Einige einschlägige Graphik-Serien sind zu sehen, bei denen die Bosch-Motive in Zusammenhang mit der Illustrierung von moralisierenden Sprichwörtern auftauchen, die aus der Kunstgeschichte vor allem in der Version von Breughels Niederländischen Sprichwörtern bekannt sind. Gezeigt wurde auch eine Serie zu den »Vier letzten Dingen«, ein damals auch unabhängig von Bosch beliebtes erbauliches Motiv, das ikonographisch das Schicksal des Menschen anhand im christlichen Sinne zentraler Momente wie Tod, jüngstes Gericht, Himmel und Hölle illustriert. Hier sind die Monster und Fabelwesen allenfalls noch Dekor für die Höllenillustration und Zitate einer schon weit verbreiteten Tradition, während in anderen künstlerischen Reflexen zumindest der referenzielle Bezug zu Bosch-Motiven noch sehr viel deutlicher ist. Andere Bilderserien greifen dann mit Boschezitaten tradierte Motive wie die Sieben Todsünden auf.

Die Verselbständigung der Motive des Künstlers Bosch zum Teil mit vagem Zitatcharakter und einem begrenzten moralischen, manchmal eher ludischen Impetus wird in der Ausstellung und im Katalog angemessen aufgezeigt. Es wird dargestellt, dass diese auch geistesgeschichtlichen Veränderungen wie der Ablösung der Konzeption einer Höllenangst durch persönliche Reflexion des Menschen über seine Sündhaftigkeit geschuldet sind. Die Begrenzung auf Bilder, viel Graphik und wenige kunstgewerbliche Objekte bei der Ausstellung im Katalog war sicher der Abgrenzung zu der Dresdner Ausstellung und den Möglichkeiten des Ausstellungsorts geschuldet. Es hätten allerdings im Katalog durchaus einige inhaltliche Akzente gesetzt werden können, etwa durch Themenbereiche, z.B. inwieweit die sich in Bosch Werk widerspiegelnden Veränderungen auch mit religiösen Richtungen wie der *Devotio moderna* in Boschs Heimat zusammenhängen.

Es bleibt natürlich das Staunen darüber, mit welcher imaginativen Exaltiertheit als letztlich weiterentwickelte Form mittelalterlicher Sündenreflexion (so hat der spanische König Philipp II., der einige Werke von Bosch besaß, seine Botschaft aufgefasst), Bosch einen individuell ausgeprägten Kosmos entworfen hat, der zwar als tradierte Verkehrte Welt aufgefasst werden kann, aber von einer überraschenden Lebendigkeit und Wirksam-

keit in der Kunstgeschichte war. Die in der Ausstellung gewürdigte frühe Rezeption vor allem in der Graphik ist hier ein wesentlicher Baustein des Nachlebens. Dass nach der Dresdner Ausstellung noch ein inhaltlich eigenständiger separater Katalog erarbeitet wurde, liegt wohl an den Erfordernissen und Wünschen der Hamburger Bucerius-Stiftung und der dort auf einen Teil der in Dresden gezeigten Werke begrenzten Konzeption.

Franz Obermeier

Deutschland Germany Allemagne. Einleitung Helmut Schmidt Bundeskanzler a.D. Hamburg: Ellert und Richter, 2014. – 224 S., zahlr. farb u. sw. Abb.: € 9,95

In diesem großformatigen Bildband stellen sich die sechzehn Bundesländer in eindrucksvollen Farbfotos bildlich vor. Deutlich werden die abwechslungsreiche Vielfalt der Landschaften und Baudenkmäler, aber auch die kulturhistorischen Gemeinsamkeiten zwischen Flensburg und Garmisch-Partenkirchen. Im Anhang des dreisprachigen Buches werden Fakten zu den Bundesländern zusammengefasst. Lesenswert ist die von Helmut Schmidt verfasste Einleitung über die Entwicklung Deutschlands als Bundesstaat nach 1945.

Rainer Hering

Dokumentarfilm: Schulen – Projekte – Konzepte. Hrsg. von Edmund Ballhaus. Berlin: Reimer Verlag, 2013. – 420 S.: € 24,95

Dieses Buch schließt eine Lücke. Es informiert nämlich nicht nur zuverlässig und sachkundig über den Stand des Dokumentarfilms in Deutschland, sondern es ist zugleich ein vorzüglicher Studienführer, der es angehenden Regisseuren erleichtert, sich gezielt für eine Universität oder Hochschule zu entscheiden, die ihren Neigungen und Interessen entgegenkommt. Zwischen den Studiengängen bestehen nämlich erhebliche Unterschiede. An der HFF München bekommen beispielsweise, wie Heiner Stadler berichtet, die Studenten am Ende des ersten Semesters drei Rollen Filmmaterial, um an drei Tagen einen Kurzfilm zu drehen. Das Bild wird analog, der Ton digital aufgenommen. An der Hochschule für

Bildende Künste Hamburg, an der renommierte Regisseure wie Pepe Danquart (»Joschka und Herr Fischer«) unterrichten, steht weniger die konkrete Berufsausbildung als die künstlerische Entwicklung im Vordergrund, während die Hamburg Media School dagegen stärker praxisnah unterrichtet. Aber ganz gleich, ob man das Handwerk an einer klassischen Filmhochschule oder etwa an einem kulturanthropologischen Institut lernt, die Digitalisierung stellt alle Institutionen vor neue Herausforderungen. Folgt man den Überlegungen des Autors und Regisseurs Dominik Wessely, dann müssen sich künftige Dokumentarfilmer darauf einstellen, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen immer weniger anspruchsvolle Dokus mit eigener Handschrift zeigt. Für Wessely folgt daraus, dass in der Ausbildung die Beschäftigung mit webbasierten Dokumentarprojekten eine größere Rolle spielen sollte.

Rainer Unruh

»Das Denken der Zukunft muß Kriege unmöglich machen«. Der Krieg in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Hrsg. von Heidi Beutin; Wolfgang Beutin; Heinrich Bleicher-Nagelsmann; Herbert Schmidt; Claudia Wörmann-Adam. Mössingen: Talheimer, 2015. – 294 S.: € 29,00

»Bei aller Notwendigkeit, jeden Krieg für sich und unter seinen spezifischen Bedingungen zu erfassen« heißt es im Vorwort, in dem auch die Bedeutung des Ersten für den Zweiten Weltkrieg angesprochen wird, »fehlt und fehlt so oft bei den Publikationen das Denken im Kontext und historischen Verlauf. Kriege haben seit Jahrhunderten unermessliches Leid über die Menschheit gebracht. Hinter vorgeblich hehren Zielen wurden sie fast immer wegen politisch-strategischer und wirtschaftlicher Interessen geführt. [...] Für viele Schriftsteller und Künstler war insbesondere der [Erste] Weltkrieg ein traumatisches Erlebnis, das eine existentielle Bedeutung für das eigene Leben, aber auch das künstlerische Schaffen bedeutete. Auf diese Zusammenhänge wird in vielen Beiträgen des Bandes eingegangen, insbesondere in denen, die sich mit der künstlerischen Be- und Verarbeitung der Kriege befassen.«

Die 15 Texte der 16 Autor(inn)en Jost Hermand, Wolfgang Beutin, Heiner Wittmann, Johan Dvorák, Grazyna Krupińska, Lorenz Gösta Beutin, Grazyna Barbara Szewczyk, Zbigniew Feliszewski, Gaby von Borstel, Peter Eickmeyer, Welf Schröter, Reiner Braun, Claudia Wörmann-Adam, Heinrich Bleicher-Nagelsmann, Paula Keller, Jörg Becker widmen sich unter anderem Arnold Zweig, Leonhard Frank, Apollinaire, Henri Barbusse, Ernst Bloch, Erich Fried, Heinrich Böll, Joseph Heller, Erich Maria Remarque. (Das Titelzitat von Albert Einstein.) Abgedruckt sind, als Anhänge, unter dem Erich-Fromm-Motto »Wahrheit wird niemals durch Gewalt widerlegt« eine »Gelnhäuser Erklärung« des Verbands Deutscher Schriftsteller (2012) mit der Aufforderung, »für den inneren und äußeren Frieden mit Wort und Tat einzutreten« sowie Autor(inn)enhinweise.

Im speziellen fand ich zwei Beiträge beeindruckend: Als Einleitungstext einen theoriegeschichtlichen Text zur Bedeutung des Ersten Weltkriegs von Jost Hermand¹: »Imperialistische Stimmungsmache vor 1914« (hier referiert). Und als Abschlusstext aktual-empirische Hinweise von Jörg Becker² zu »Medien im Krieg – Krieg in den Medien« mit einem Bericht zum Forschungsstand und einem Aufriss zur Zukunftsperspektive von Friedensforschung(en) (hier nicht referiert).

Im übergreifend-allgemeinen Leitaufsatz erinnert Hermand an das, was im Vorwort plakativ als erste große oder »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« aufscheint, und gibt zugleich ein auch geschichtstheoretisch ausgewiesenes Beispiel für die Dialektik von Allgemeinem und Besonderen. Hermand, der auch auf eigene Studien der letzten fünf Jahrzehnte, imperialistische und faschistische Propagandatekte und relevante wissenschaftliche Studien von Fritz Fischer, Willibald Gutsche, Reinhard Opitz, Helmut Plessner und anderen verweist, fasst die sechs Kapitel seiner tour d'horizon im Ausblick so zusammen: »Bedeutende deutsche Geisteswissenschaftler [...] entblödeten sich nicht, diesen Krieg als ‚Deutschlands europäische Sendung‘, als ‚Mobilmachung der Seelen‘, als ‚Deutschlands Weltberuf‘, als ‚Krieg der Helden gegen die Krämer und Händler‘, als ‚Gotteskampf‘ [...], hinzustellen, ohne zu erkennen, dass dieser angebli-

1 Richard Albrecht: Jost Hermand. Vom Kunsthistoriker zum Nationalismus. Über die Entwicklung eines Gelehrten. In: Auskunft 33 (2013), S. 143–157.

2 <https://www.perlentaucher.de/autor/joerg-becker.html>

che Kreuzzug des deutschen Geistes gegen den materialistischen Ungeist des ‚Westens‘ letztlich ein imperialistisch motivierter Raubkrieg war, den die wilhelminischen Führungsschichten im Herbst 1914 höchst bewusst vom Zaun gebrochen hatten, um den Deutschen Reich endlich die von ihm erhoffte Machtposition in Europa, wenn nicht gar in der Welt zu verschaffen.« Zugleich erinnert Hermand an jene Zeit, in der »in fast allen europäischen Staaten ein propagandistisch aufgebauschter Imperialismus herrschte, der sich in einer rücksichtslosen Machtpolitik äußerte.«

Abschließend betont der Autor Lenin-Liebknecht-Luxemburg-kompatibel³: Das Deutsche Reich sei nicht allein »am Ersten Weltkrieg schuldig« gewesen: »Die eigentliche Schuld war eher systemimmanent und geht letztlich auf jenen ‚Imperialismus‘ zurück, der sich geradezu zwangsläufig aus der kapitalistisch geführten Industrialisierung und all ihren Folgeerscheinungen ergab«. Und solange es diesen und »die dahinter stehenden wirtschaftlichen und finanzpolitischen Interessen« gibt und »diese nicht gezügelt werden, wird es auch weiterhin Kriege geben.«

Richard Albrecht

3 Richard Albrecht: »Rußland und einige Probleme des Sozialismus«. Ernst Blochs Kritik der Politik der Bolschewiki im ersten schweizerischen Exil 1918/19. In: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 109 (2015), S. 269–276.

LITERATUR UND LITERATURGESCHICHTE

Detlev von Liliencron entdeckt, gefeiert und gelesen von Karl Kraus. Hrsg. von Joachim Kersten und Friedrich Pfäfflin. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2015 (Bibliothek Janowitz; Bd. 23). 463 S., Ill. – € 29,90.

»Laßt mich doch nicht so allein auf dem Schlachtfeld liegen!«¹

Zu besprechen ist ein Werk, das in einer schmucken und optisch ansprechenden, zugleich handlichen Aufmachung vorliegt, sich aber dessen ungeachtet als ein durchaus schwieriges Buch entpuppt. Dazu später ein paar Zeilen, denn zuerst möchte ich mich zu einer Assoziation äußern, die ich bei der Lektüre des Buches gleich zu Beginn hatte – auch wenn sie vielleicht manchem etwas salopp erscheinen mag: *Detlev von Liliencron entdeckt, gefeiert und gelesen von Karl Kraus* wäre als Musiktonträger in der Abteilung Sampler zu finden. Denn das Buch ist eine Zusammenstellung unterschiedlicher Textgattungen zahlreicher Autoren, deren abgedruckte Texte aber alle ein gemeinsames Sujet zum Thema haben: Detlev von Liliencron, sein Werk und seine von so großen Schwierigkeiten begleitete literarische Karriere.

Dieser literarische Werdegang begann, nach langen Jahren im Militärdienst (einschließlich der Teilnahme an den Kriegen 1866 und 1870/71, mit mehreren Verwundungen) und danach im zivilen Verwaltungsdienst, erst gegen Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts mit einer zunehmenden, schließlich vollkommenen Hinwendung zur Schriftstellerei. Liliencron, 1844 geboren, war da also bereits tief in den 30ern.

Da Liliencrons stete Lebens-Begleiter ein immenser Schuldenberg und prekäre pekuniäre Verhältnisse gewesen sind, die er zeitlebens kaum beherrschen, geschweige denn ohne Hilfe abbauen konnte, konnte er sich weder auf einen guten finanziellen Grundstock als Voraussetzung für ein unabhängiges Schriftstellerleben stützen, noch war es ihm vergönnt, mit schnellem Erfolg zu großem Ruhm und Reichtum zu gelangen. Ebenso

1 Laut Überlieferung die letzten Worte Liliencrons, ausgerufen drei Stunden vor seinem Tod am 22.7.1909.

wenig erlaubten ihm etwa geregelte Familienverhältnisse eine Basis für einen freien Beruf, ungeachtet seiner beiden durchaus ernsthaft geführten Ehen: Das Dasein erschien dem Baron vielmehr als eine übergroße Fülle an Verlockungen, und er ließ sich gerne von allen versuchen, auch und vor allem die weiblichen Reize kostete er bis zur Neige aus: Zurückhaltung, Besonnenheit und Nüchternheit waren seine Sache nicht, Überschwang und Lebensfreude zeichneten vielmehr sein Wesen aus, waren sein Lebensinhalt.

Gerade dieser Charakterzug Liliencrons, seine Fähigkeit, zu genießen und intensiv zu erleben, war die Grundlage seiner Kunst, denn er vermochte es, diese gelegentlich grobschlächtige Lebenslust virtuos in Worte zu fassen, gewaltige bunte detailreiche Gemälde und Szenerien aus Worten zu gestalten. Diese besondere Begabung Liliencrons verantwortete den Funken an Originalität in seinem lyrischen Schaffen, der schließlich den sehr jungen Karl Kraus – Großstadtmensch, kühler Sprachanalytiker und Kritiker – auf die poetische Urgewalt des norddeutschen Landadeligen aufmerksam werden ließ.

Man steht dennoch zunächst ein bisschen ratlos vor dem Umstand, dass ein 18-Jähriger so entschlossen für einen inzwischen fast 50-Jährigen eintritt, ihn fördern und populär machen will, und der Ältere dies mit großer Dankbarkeit zur Kenntnis nimmt, ja Begegnungen mit dem deutlich Jüngeren, schließlich sogar dessen Freundschaft sucht. Endgültig vermag auch der vorliegende Band nicht den Ursprung der Anziehungskraft zwischen den beiden zu erklären, diese gegenseitige Bewunderung von Person und Werk. Zu lückenhaft liegt die Korrespondenz zwischen Liliencron und Kraus vor (vor allem von den ausführlichen Briefen von Kraus an Liliencron sind nur wenige überliefert). So müssen im Abschnitt mit den Briefwechseln, der auf die exzellent und schlüssig verfasste biographische Abhandlung folgt, immer wieder Briefe anderer, Kommentare von Karl Kraus zu Liliencrons Veröffentlichungen oder Lesereisen eingeschoben werden, um die Entwicklung der Beziehung zwischen den beiden Protagonisten zu belegen.

Natürlich stehen die Äußerungen der beiden titelgebenden Schriftsteller, Detlev von Liliencron und Karl Kraus, im Mittelpunkt. Über ersteren soll der Leser Neues erfahren, soll angeregt werden, Leben und Werk einge-

hender zu studieren, dessen ewigen Kampf mit den finanziellen Elementen zu verstehen und mit Staunen erkennen, aus welchen gesellschaftlichen Schichten schließlich seine Unterstützer rekrutiert wurden. Elisabeth Förster-Nietzsche, Harry Graf Kessler und sogar Kaiser Wilhelm II. gehörten zu denen, die einsprangen, als die Not immer größer wurde, und es wenigstens gelingen sollte, Liliencron und dessen Familie ein einigermaßen adäquates Auskommen zu sichern, weil seine Schriftstellerei die große Masse nicht erreichte und der pekuniäre Aufschwung ausblieb.

Karl Kraus hörte – wie man an den im Buch abgedruckten Texten, die er noch lange nach Liliencrons Tod veröffentlichte, erkennen kann – nie auf, darauf hinzuweisen, dass Liliencrons Werke, die sich der lebenszugewandte Dichter von der Seele schrieb, weder zu Lebzeiten noch später diejenige Anerkennung erfahren haben, die sie verdient hätten. In der Tat muss man das von Joachim Kersten und Friedrich Pfäfflin herausgegebene Bändchen als einen in dieser Tradition stehenden weiteren Versuch werten, Liliencron dem Club der Vergessenen Dichter zu entreißen. So wie bereits Karl Kraus es versuchte, durch Lesungen, Gedenkartikel und Besprechungen des Dichters Werk im kulturellen Gedächtnis der deutschsprachigen Literatur zu bewahren. Hierfür gebührt übrigens, das soll nicht verschwiegen werden, auch Richard Dehmel, der als erster Liliencrons Schriften herausgegeben hatte, große Anerkennung – dessen Bemühungen wird für die Dokumentation der Zeit nach Liliencrons Tod denn auch ein beachtlicher Raum zugebilligt.

Folgerichtig – wir kehren wieder zu Karl Kraus Vortragstätigkeit zurück – kommt die vorliegende Sammlung zum Abschluss mit dem Abdruck all jener Gedichte, die Kraus bei seinen öffentlichen Lesungen zwischen 1892 und 1933 rezitierte. Auch hier finden sich zu jedem Gedicht jene ausführlichen Erläuterungen, mit denen die beiden Herausgeber uns schon bei der Lektüre der durch die lückenhafte Überlieferung und die teilweise umständliche Ausdrucksweise der Briefschreiber bzw. den von ihnen beschriebenen, heute nicht mehr präsenten Sachverhalte nicht immer einfach zu verstehenden Briefe begleitet haben. Es fällt zwar stellenweise schwer, in all den erläuterten Sachverhalten, Anmerkungen, Rückblicken und Vorausschauen den Überblick über die Chronologie der Ereignisse zu bewahren, oder diese einzuordnen. Als Beispiel seien die widrigen Umstände um die Zusammenstellung einer Jubiläumsschrift zu Lili-

encrons 60. Geburtstag genannt. Insgesamt ist den Herausgebern aber ein großes Kompliment zu machen, die aus den zahlreichen und überall in Archiven und Bibliotheken im deutschsprachigen Raum verstreuten Erst- und Werk-Ausgaben, Manuskriptsammlungen und sonstigen Quellen ein rundes und informatives, dabei mit großem Gewinn zu lesendes Bändchen zusammengestellt haben. Verständlicherweise äußern sie den Wunsch, ja die Forderung, die Wissenschaft möge sich in Zukunft, ihrem Beispiel folgend, wieder intensiver mit Detlev von Liliencrons Werk und Biographie beschäftigen.

Zum Schluss darf ich nochmals an die anfangs im Hinblick auf die textliche Zusammensetzung des Buchs geäußerte Idee der Parallele zum modernen Musikbusiness anknüpfen. Bieten sich doch gerade hier Beispiele dafür, dass der Dichter Liliencron mehrfach den Sprung in die Jetztzeit geschafft hat: 2015 hat die Shantyrockband Santiano auf einer ihrer Veröffentlichungen ein Lied mit dem Titel *Rungholt* untergebracht. Niemand anderer als Detlev von Liliencron hat vor über 100 Jahren den Text verfasst, der hier von der Hamburger Band leicht abgewandelt verwendet worden ist. Bei der Vorlage handelt es sich um Liliencrons Ballade vom Untergang Rungholts, mit dem Titel *Trutz, blanke Hans*. 1978 bereits hatte Achim Reichel sich diesem Poem angenommen und es ebenfalls vertont (wobei diese Aufnahme, das darf nicht vergessen werden, in der langen Tradition von Liliencron-Vertonungen steht, zu denen u. a. Kompositionen von Richard Strauss und Johannes Brahms zu zählen sind).

Als eines der größten Komplimente eines Kollegen, das Liliencron posthum zu Teil wurde, muss meines Erachtens übrigens folgende Anekdote gewertet werden, die nicht unerwähnt bleiben soll: Peter Rühmkorf, der große Dichter vom Hamburger Elbstrand, ließ sich, von ähnlichem Naturell gesegnet wie Liliencron (jedoch gepaart mit wesentlich grüblerischen und sozialkritischeren Zügen), von seinen besten Freunden stolz Lyngi bzw. Lüngi nennen. Diesen Spitznahmen entlehnte er – die kundigen Leserinnen und Leser ahnen es bereits – der spannenden Liliencron-Ballade *Pidder Lüng*, die von einem Sylter Fischer erzählt, der sich der dänischen Obrigkeit widersetzt.

Christoph Hilde

Georges Perec: Ellis Island. Aus dem Französischen von Eugen Helmlé. Zürich: Diaphanes, 2016. – 62 S.: € 9,95

»Unsere Heimat, dieses karge Gestade, auf das wir geworfen sind« lautet das Motto von Jean-Paul de Dadelsen, Jonas, das diesem Büchlein vorangestellt ist. Genauso ist der Inhalt: Karg, schnörkellos, reduziert, in zwei Kapiteln, überschrieben mit »Die Träneninsel« und »Beschreibung eines Weges«. Der Text entstand 1978, als das Institut National d'Audiovisuel Georges Perec und Robert Bober beauftragte, einen Film über Ellis Island – einer New York vorgelagerten Insel – zu drehen, der unter dem Titel »Récits d'Ellis Island, Histoires d'errance et d'espoir« gedreht wurde und am 25. und 26. November 1980 auf TF1 zu sehen war. Die deutsche Ausgabe erschien 1997 im Verlag Klaus Wagenbach unter dem Titel »Ellis Island oder Wie man Amerikaner macht«.

Der erste Teil beschreibt nüchtern und knapp die großen Einwanderungswellen des 19. Jahrhunderts von Europäern nach Amerika – dem Symbol der Hoffnung »für alle getretenen, unterdrückten, geknechteten, versklavten, hingeschlachteten Völker, für alle ausgebeuteten, ausgehungerten, von Epidemien heimgesuchten, durch Jahre des Mangels und der Hungersnot dezimierten Klassen«. Das gelobte Land Amerika erschien jungfräulich, allen offen stehend, frei und fruchtbar, offen für alle Verdammten des alten Kontinents, die hier zu Pionieren einer neuen Welt werden können, »Gründer einer Gesellschaft ohne Unrecht und ohne Vorurteile«. Zwischen 1892 und 1924 wurden beinahe sechzehn Millionen Menschen durch Ellis Island geschleust. In dieser »Fabrik zur Herstellung von Amerikanern« wurde in wenigen Minuten mit neunundzwanzig Fragen vor den Schreibtischen eines Inspektors und eines Dolmetschers darüber entschieden, wer in die Vereinigten Staaten einreisen durfte und wer nicht. Es gab eine ärztliche Untersuchung, eine Sonderkontrolle (Special Inquiry) beim geringsten Problem und verschiedene Intelligenztests, die darüber entschieden, ob einer bleiben durfte oder nicht. Um die Dinge – sprich: Formalitäten – zu vereinfachen, kam es zu Namensänderungen; die berühmteste war die eines alten russischen Juden, dem geraten wurde, sich einen möglichst amerikanisch klingenden Namen auszusuchen – Rockefeller –, den er aber vergaß; er wurde unter dem Namen John Ferguson eingetragen (18). Zum zweihundertsten Jubiläum der Unabhängigkeit 1976 freuten sich einige Enkel polnischer Einwanderer namens Smith,

sich wieder Kowalski nennen zu dürfen; Beides bedeutet Schmied. Etwa 2% der Auswanderer damals wurden abgeschoben. Zwischen 1892 bis 1924 kam es zu dreitausend Selbstmorden auf der Insel.

Der zweite Teil versucht, die Dinge zu benennen, aufzuzählen, anzuführen – wie alle diese Menschen es schafften, sich zu waschen, zu ernähren, zu schlafen und sich zu kleiden. Reduziert, zum Beispiel: Zwei große Doppelspülbecken aus Steingut, ausgestattet mit einer Handwäscheschleuder, vier Stühlen, zwei Bügelbrettern, drei Nähmaschinen, Erinnerungen auf Wäscheleinen – das sieht man heute, wissend, dass es so zu Anfang des Jahrhunderts nicht war, doch dies gibt man uns heute zu sehen (36, 37). Das Goldene Tor, einige Schwimmstöße von Amerika entfernt – doch zunächst müssen die Gesundheits- und andere Kontrollen durchlaufen werden, in der Anordnung eines Alphabets, auf diesem Schuttabladeplatz, wo erschöpfte Beamte massenweise Amerikaner taufeten, an diesem Ort des Exils, der Ortlosigkeit, des Nichts, wo man versteht, was es bedeutet, Jude zu sein: Man verschwindet, löst sich auf, ohne Zugehörigkeit zu oder Eingebundenheit in eine Religion, einen Glauben, eine Sprache, eine Folklore. Irving Berlin kam hier an als Isidor Balin, der New Yorker Bürgermeister Fiorello La Guardia war hier lange Dolmetscher für Jiddisch und Italienisch. Die Einwanderer, die in Battery Park neu an Land gingen und in fensterlosen Elendswohnungen der Lower East Side zusammengepfercht wohnten, begriffen, dass Amerika kein goldenes Land war, in dem einem gebratene Tauben ins Maul flogen, sondern die Straßen häufig überhaupt nicht gepflastert waren. Genau deshalb ließ man sie kommen: Um Straßen zu pflastern, Tunnels zu graben, Kanäle und Straßen, Brücken und Staudämme zu bauen, um Autos und Zigarren herzustellen, Kaugummi und Corned Beef und um Wolkenkratzer zu bauen, die höher waren als diejenigen bei ihrer Ankunft.

Ein schmales Bändchen mit hoher Aussagekraft über das Wesen von Aus- und Einwanderung, über das Gefühl des Exils und das Erwerben von Identität, über Heimat im Nichts, ohne Kitsch. Das Verbot des Verbleibs in der Heimat und dazugehöriger Tradition erst eröffnet den nahezu unbegrenzten Fächer von Möglichkeiten, wenn man zuhause ohnehin als »Fremder« empfunden und behandelt wird. So wird die Fremdheit zur

neuen Heimat, zur Metapher für die Konstruktion der neuen, modernen Welt.

Assia M. Harwazinski

**PUBLIKATIONEN VON MITARBEITERINNEN UND MITARBEITERN DER
»AUSKUNFT«**

Rainer Waßner: Die letzte Instanz. Religion und Transzendenz in Ernst Jüngers Frühwerk. Nordhausen: Bautz, 2015. – 198 S.: € 20,00

Der Übertritt des Schriftstellers Ernst Jünger zum Katholizismus 1996, zwei Jahre vor seinem Tode, löste eine lebhafte, noch andauernde Debatte aus, welches Gewicht denn in seinen Schriften die Religion innehatte. Dieses Buch, eine Aufsatzsammlung aus den Jahren 2003 bis 2015, beteiligt sich daran. Es belegt, dass spirituelle und philosophisch-theologische Motive und Fragestellungen von Anbeginn in Jüngers Schriften aktiv sind, d.h. seit den Tagebüchern des Ersten Weltkrieges (was übrigens Hans Peter Schwarz schon früh vermutet hat: *Der konservative Anarchist. Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers*, Freiburg 1962). Freilich ohne je in konfessionelle Begrifflichkeit umzuschlagen. Für Jünger sind die traditionellen Glaubensinhalte, religiöse wie säkulare, obsolet geworden, was ihn andererseits zur permanenten Suche nach neuen stabilen Ordnungen und Gewissheiten antreibt; eine Suche, die sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Œuvre zieht.

Das Buch zeigt chronologisch im Detail, unter Heranziehung weiterer Literatur und biographischen Materials, wie diese teils konservativen, teils modernen Anschauungen aus dem Werk schrittweise herauswachsen. Sie durchlaufen dabei verschiedene, durchaus nicht lineare Schübe und Phasen und münden etwa 1950 in eine fast antike Kosmologie, in der alle Gestaltungen des Lebens Abbilder von Urbildern sind, und damit über metaphysischen Sinn verfügen. Im Zusammenhang damit entsteht die Forderung nach einer »neuen Theologie des Überflusses«, die mit den Erkenntnissen neuzeitlicher Naturwissenschaft kompatibel sein sollte. Diese

Position wird im mittleren und Spätwerk beibehalten und nur mit neuen Namen versehen.

Damit fällt Jünger gänzlich aus dem Rahmen der Gegenwartsliteratur heraus, der jeder überempirische Sinn der künstlerisch dargestellten Phänomene abhanden gekommen scheint (vgl. Georg Langenhorst: »Ich gönne mir das Wort Gott«. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur, 2. Aufl. Freiburg 2014). Nur sehr vereinzelt lässt sie etwas von der religiösen Revitalisierung ahnen, die sich in Europa im Zuge der Migrationsbewegungen vollzieht. Jüngers Altersdiktum »Die Götter kommen wieder«, die sich aber schon früh anbahnte, scheint plötzlich keine bloße Utopie mehr zu sein.

Andreas Stuhlmann: Vater Courage. Reinhold K. Olszewski und die Deutschen Kammerspiele in Lateinamerika 1949–1974. Mit Beiträgen von Nicola Lange, Andreas Löhner, Carlo Mor von Weber und Mirko Nottscheid. München: belleville Verlag, 2016. – 271 S.; 124 teils farbige Abb.: € 24,00

Aus der Verlagsankündigung: Die Deutschen Kammerspiele waren zwischen 1949 und 1974 nicht nur ein Leuchtturm deutscher Kultur in Lateinamerika und ein Aushängeschild westdeutscher Kulturpolitik. Sie waren auch ein organisatorisches, politisches und finanzielles Wagnis und der Lebensraum eines charismatischen Abenteurers und Theatermannes. Reinhold K. Olszewski gründete und leitete zunächst in Santiago de Chile, dann in Buenos Aires diese Bühne, die jedes Jahr für fast acht Monate unter teils chaotischen Bedingungen und Strapazen knapp 30.000 Kilometer kreuz und quer durch Mittel- und Südamerika tourte und dabei eine Fläche so groß wie Australien bespielte. In den 25 Jahren ihres Bestehens brachten mehr als 170 Ensemblemitglieder etwa 120 Stücke in 18 Ländern auf die Bühne.

Diese Herkules-Aufgabe erinnert an den Traum jenes exzentrischen Abenteurers und Opernliebhabers Brian ‚Fitzcarraldo‘ Fitzgerald, wie ihn Werner Herzog für das Kino entworfen hat, der im peruanischen Dschungel ein Opernhaus zu errichten und den Sänger Enrico Caruso dorthin zu engagieren hofft. Während dessen Plan, zur Finanzierung des

Hauses einen Kautschukdampfer über einen Berg im Urwald zu ziehen, fehlschlägt und Fitzcarraldo kurz vor der Vollendung seine Vision scheitern sieht, gelang es Olszewski, seine Idee gegen alle Widerstände zu verwirklichen.

Das Repertoire der Deutschen Kammerspiele reichte von Klassikern wie Goethe und Schiller, Shakespeare und Büchner zu den Publikumsliebblingen des Boulevards wie Curt Goetz oder Ralph Benatzky, es umfasste aber auch das anspruchsvolle, politische und zeitkritische Theater von Bertolt Brecht bis zu Peter Weiss, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Zum Erfolgsrezept gehörten darüber hinaus die großen Namen der internationalen Theater-Moderne, wie Tennessee Williams, Arthur Miller, Jean-Paul Sartre und Eugène Ionesco.

Gespielt wurde auf Deutsch, im Publikum saßen die Nachfahren jener Auswanderer, die im 19. Jahrhundert die ‚Kolonien‘ gegründet hatten, in denen deutsche Sprache und Kultur bis heute lebendig sind, neben deutschsprechenden Latinos und jüdischen Flüchtlingen, die nach 1933 aus Deutschland entkommen waren, und jenen, die teils als gesuchte Kriegsverbrecher nach 1945 Europa verlassen hatten. Für die Zuschauer stellten die Gastspiele des Theaters in der Regel einen kulturellen Höhepunkt des Jahres dar.

»Wir bespielen einen ganzen Kontinent: vom sechsundfünfzigsten Breitengrad südlich bis zum sechzehnten Breitengrad nördlich, in siebenundzwanzig Städten in siebzehn Staaten. Unser Einzugsgebiet ist 114 Mal so groß wie die Bundesrepublik. Wir machen mit unserem Theater Absteher, die weiter sind als die Entfernung Frankfurt – New York. Wir sind in soundsoviele Revolutionen gekommen, in soundsoviele Schießereien, notgelandet im Gran Chaco. Neulich hat der sechste Überfall auf meine Person stattgefunden (wegen der Kasse). Temuco, eine kleine Stadt im Süden Chiles, hat uns ein eigenes Theater gebaut, damit wir kommen. Eine Inszenierung von mir, *Kennen Sie die Milchstraße?*, läuft jetzt seit zehn Jahren. Zu unserem zehnjährigen Bestehen gab es zweiundfünfzig Staatsempfangs. Ich bekam als damals jüngster Deutscher das Bundesverdienstkreuz. Es wird anstrengend, wenn wir in diesen Tagen zwanzig Jahre bestehen.« (Reinhold K. Olszewski im Interview 1969)

1959 gründete der Unternehmer Kurt A. Körber (1909–1992) die Körber-Stiftung, die vor allem durch den seit 1973 bestehenden Schülerwettbewerb zur deutschen Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten bekannt ist. Noch immer zu wenig bekannt ist, dass die Stiftung in der *edition Körber-Stiftung* zahlreiche wichtige und anregende Veröffentlichungen aus den Bereichen Politik und Gesellschaft sowie Bildung und Unterricht vorgelegt hat; mehrere widmen sich der internationalen Verständigung (vgl. Auskunft 22 [2002], S. 122–124, 23 [2003], S. 158–159, 24 [2004], S. 466–468, 25 [2005], S. 192–193, 28 [2008], S. 325–328, 29 [2009], S. 459–461, 31 [2011], S. 281–283, 32 [2012], S.181–182; 34 [2014], S. 457–459); 35 [2015], S. 425–426. Im Folgenden sollen wieder die zahlreichen Neuerscheinungen dieses produktiven Verlages kurz angeführt werden:

- Sabine Donauer: Faktor Freude. Wie die Wirtschaft Arbeitsgefühle erzeugt. Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2015. – 241 S.: € 16, 00
- Thomas Straubhaar: Der Untergang ist abgesagt. Wider die Mythen des demografischen Wandels. Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2016. – 204 S.: € 18, 00
- Gero von Randow: Der Cyborg und das Krokodil. Technik kann auch glücklich machen. Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2016. – 173 S.: € 14, 00
- Menahem Pressler; Holger Noltze: Dieses Verlangen nach Schönheit. Gespräche über Musik. Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2016. – 195 S.: € 18, 00
- Katharina Blaß; Armin Himmelrath: Berufsschulen auf dem Abstellgleis. Wie wir unser Ausbildungssystem retten können. Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2016. – 236 S.: € 16, 00

Ein umfangreiches Verzeichnis ist erhältlich bei der edition Körber-Stiftung in Hamburg, Kehrwieper 12, 20457 Hamburg, Tel: 040/808192-174; Fax: 040/808192-304; www.edition-koerber-stiftung.de.

Rainer Hering

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Dr. Richard Albrecht
Aspelweg 42
53902 Bad Münstereifel
E-Mail: dr.richard.albrecht@gmx.net

Dr. Wilma Ruth Albrecht
Aspelweg 42
53902 Bad Münstereifel

Bettina Dioum
Landesarchiv Schleswig-Holstein
Prinzenpalais
24837 Schleswig

Dr. Detlef Garbe
KZ-Gedenkstätte Neuengamme
Jean-Dolidier-Weg 75
21039 Hamburg
E-Mail: detlef.garbe@kb.hamburg.de

Dr. Assia M. Harwazinski
Postfach 21 03 05
72026 Tübingen

Prof. Dr. Dr. Rainer Hering
Landesarchiv Schleswig-Holstein
Prinzenpalais
24837 Schleswig
E-Mail: rainer.hering@la.landsh.de

Dipl.-Bibl. Christoph Hilse
Deutsches Literaturarchiv Marbach
Schillerhöhe 8–10
71672 Marbach am Neckar
E-Mail: christoph.hilse@dla-marbach.de

Christine M. Kaiser
Molkereiweg 8
38154 Königslutter
E-Mail: cm.kaiser@t-online.de

Klaus Körner
Feldbrunnenstr. 24
20148 Hamburg
E-Mail: kk.koerner@web.de

Dr. Mirko Nottscheid
Deutsches Literaturarchiv Marbach
Schillerhöhe 8–10
71672 Marbach am Neckar
E-Mail: mirko.nottscheid@dla-marbach.de

Dr. Franz Obermeier
Universitätsbibliothek Kiel
Leibnizstr. 9
24118 Kiel
E-Mail: obermeier@ub.uni-kiel.de

Jolanda Poppovic
Hutweidengasse 52/2/48
1190 Wien

Rainer Unruh
Meiendorfer Str. 44a
22145 Hamburg
E-Mail: rainer.unruh@web.de

Dr. Hartmut Walravens
Begastr. 2
12157 Berlin
E-Mail: hwalravens@gmx.de

Dr. Rainer Waßner
Chateaufstr. 19
20535 Hamburg

Redaktionelle Mitarbeit bei diesem Heft: Dominik Rösner, Kiel